



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

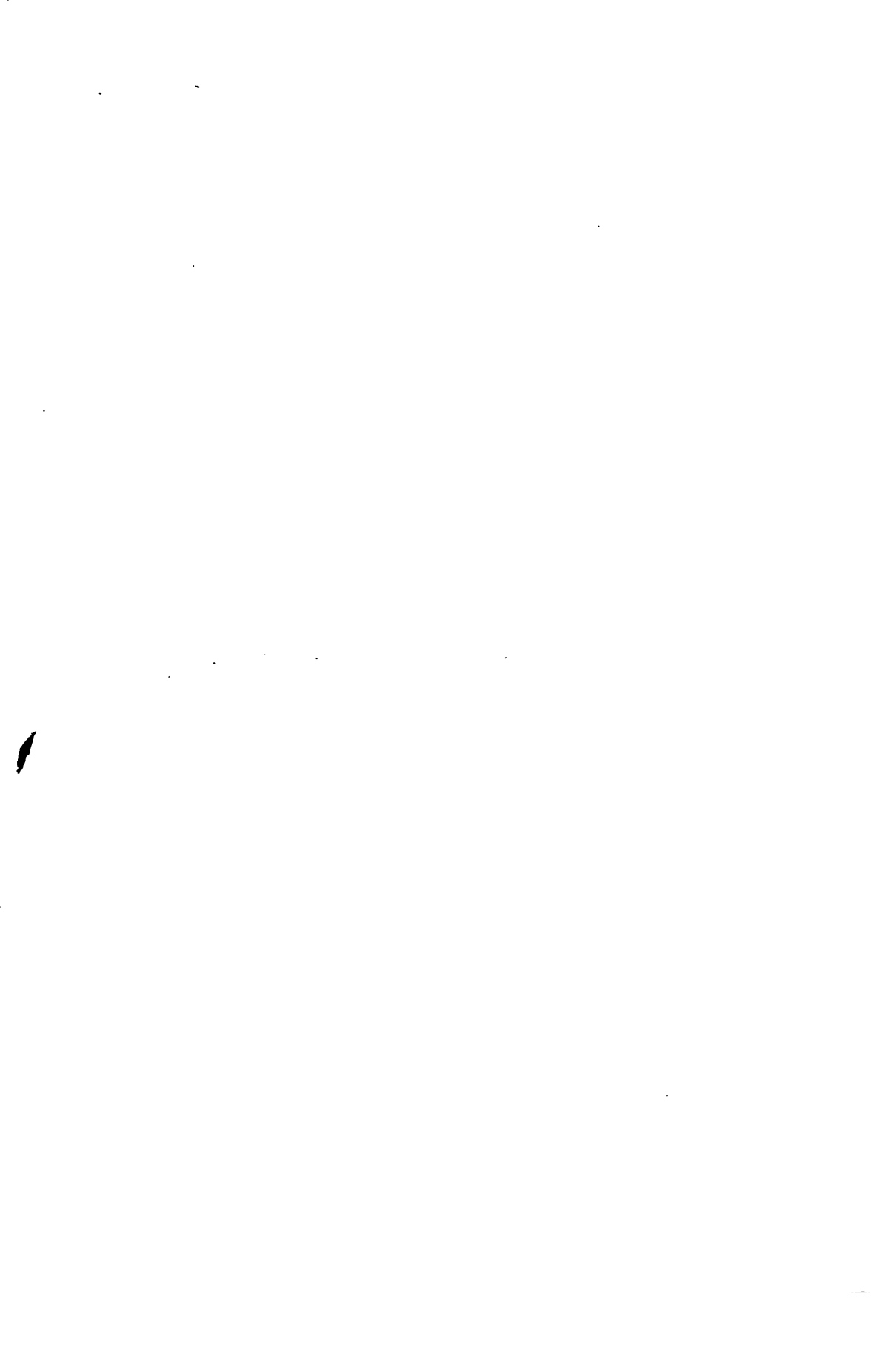
Span 1610.12

Harvard College Library

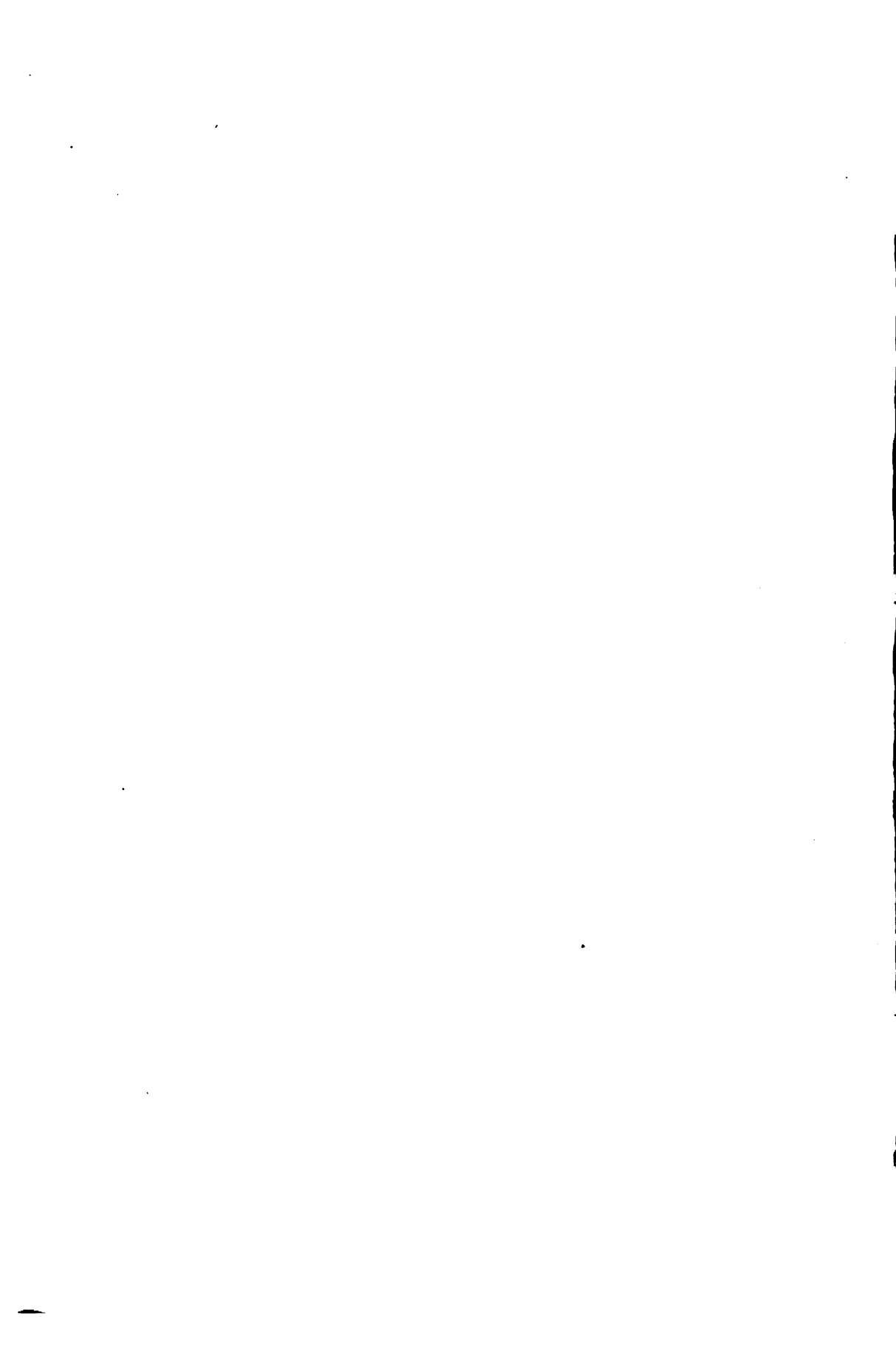


FROM THE
SALES FUND

Established under the will of FRANCIS SALES, Instructor
in Harvard College, 1816-1854. The income is to
be expended for books "in the Spanish
language or for books illustra-
tive of Spanish history
and literature."







Jah.

3

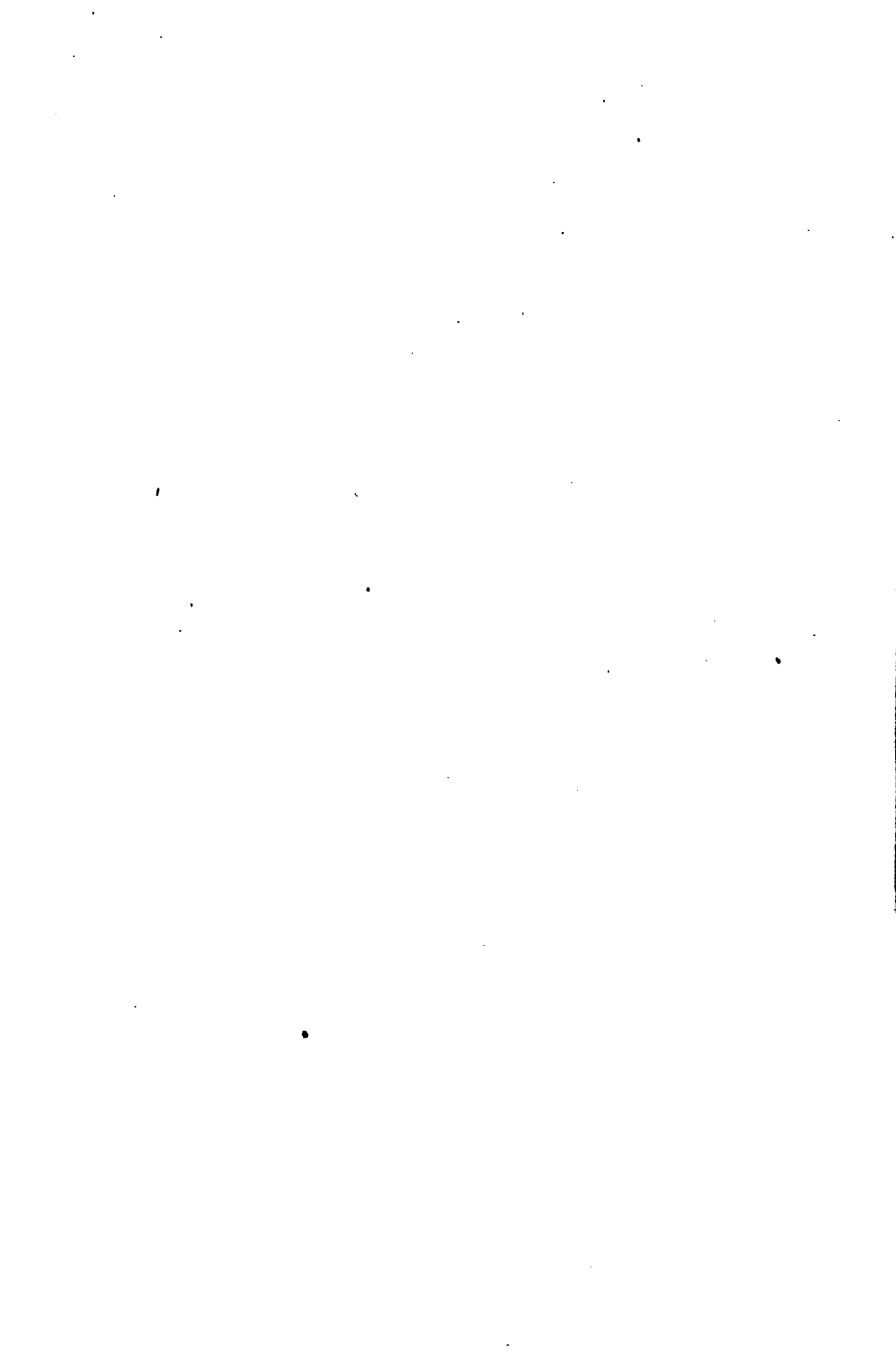
Span 11.12

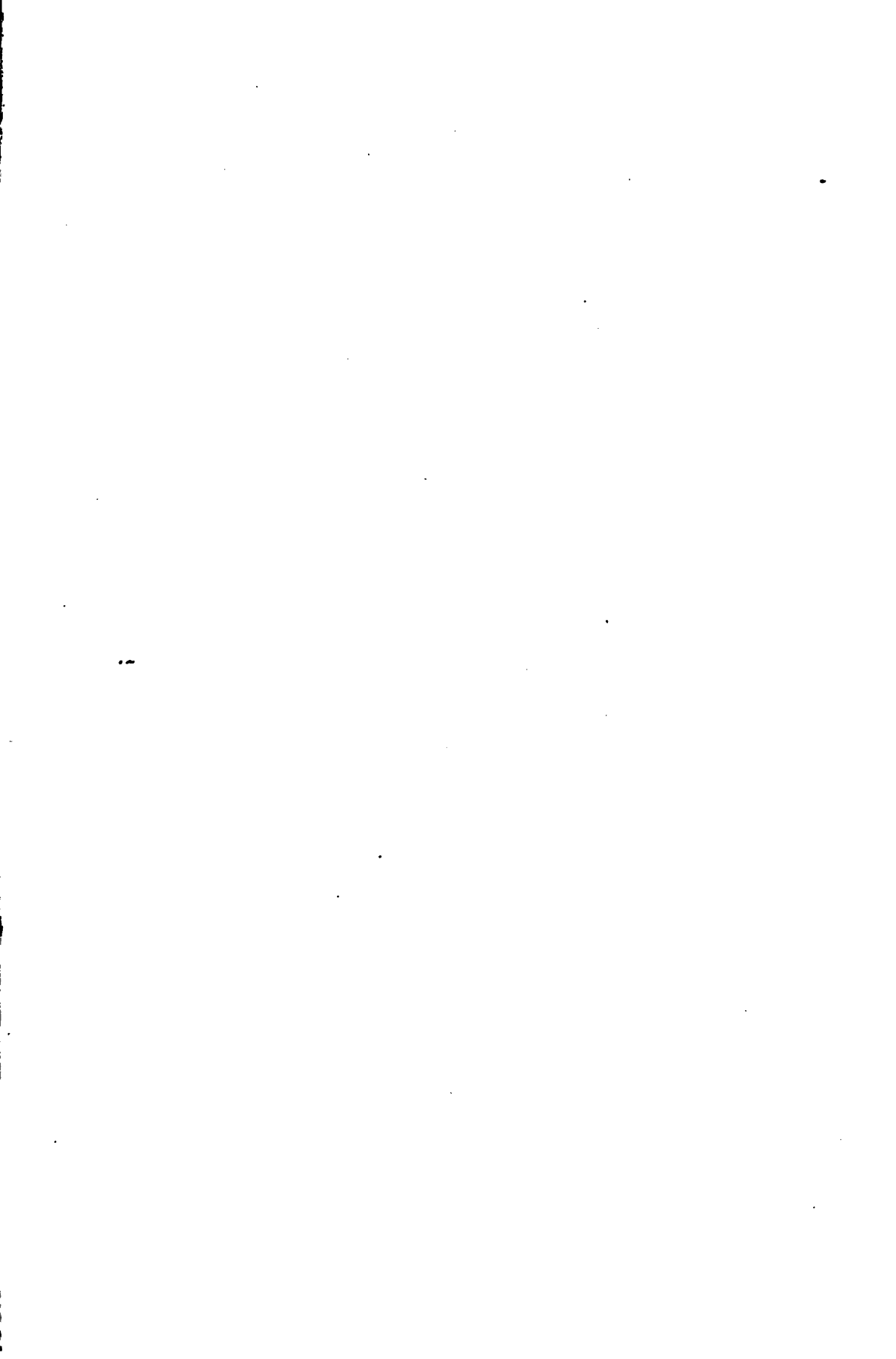


Diercks

Das moderne Spanien

HERMANN PAETEL, BERLIN.







Alfons XIII., König von Spanien.

Das moderne Spanien

von

Gustav Diercks

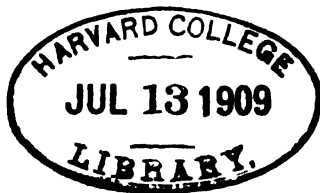
==== Mit 96 Illustrationen ====



Hermann Paetel

Berlin 1908

Span 16/10.12



Sales fund
BOUND MAR 17 1910

Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Erste Eindrücke	1
2. Land und Leute	14
3. Geschichtlicher Rückblick	34
4. Kulturgeschichtlicher Rückblick	58
5. Städtebilder	83
6. Das politische Leben	120
7. Religiöses Leben	146
8. Schulwesen — Bildung	176
9. Charakterzüge	197
10. Don Quijote und Sancho Pansa	221
11. Das Geistesleben	250
12. Die bildenden Künste	279
13. Soziales Leben	313
14. Vergnügungen	341
15. Schluß	365





1. Erste Eindrücke.

Spanien hat auf den Deutschen zu allen Zeiten einen eigenartigen Reiz und eine große Anziehungskraft ausgeübt. Der Grund für diese Erscheinung ist wohl nicht allein in der dem Nordländer und im besondern dem gemütvollen Germanen eigenen Sehnsucht nach dem sonnigen Süden zu suchen, den er mit der Vorstellung des ewigen Frühlings, eines nie getrübbten tiefblauen Himmels, herrlicher Landschaftsbilder verbindet. Eine der Hauptursachen des Zaubers, den der Name Spanien auf den Deutschen ausübt, liegt vielmehr auch darin, daß dieses Land von der Gloriole der Poesien mancher unserer beliebtesten und hervorragendsten Dichter umgeben und durch sie schon in der Jugend, in der für solche Eindrücke empfänglichsten Entwicklungsperiode, geweckt ist. Dazu kommen die weitverbreiteten phantastischen Schilderungen der überaus eigenartigen Sitten und Gebräuche, der Stiergefechte, der märchenhaften Schönheit der Alhambra, der Orangen- und Palmenhaine und die Erinnerung an viele weltgeschichtlich bedeutende Ereignisse im staatlichen Leben des Volkes.

Alles das wirkt zusammen und umwebt Spanien mit dem leuchtenden Nimbus der Romantik, für die unsere Vorfahren so sehr empfänglich waren und der sich auch der moderne Deutsche im allgemeinen noch leicht hinzugeben geneigt ist.

Die Vorstellungen, die man sich nach den Äußerungen der Dichter und nach den sich in vielen wichtigen Punkten widersprechenden, aber meist sehr überschwenglichen Schilderungen der Reisenden von der iberischen Halbinsel macht, sind nun allerdings größtenteils sehr verschieden von der Wirklichkeit, und mehr als in irgendeinem andern Lande wird der deutsche Reisende daher schwere Enttäuschungen erfahren und seine hochgespannten Erwartungen unbefriedigt sehen.

Spanien ist das Land der schroffsten Gegensätze. Sie zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter überall, wohin er sein Auge wendet, und dieser Umstand erschwert die richtige Beurteilung und Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse, erzeugt bei der Neigung des flüchtigen Reisen-

den, alles zu verallgemeinern, fremde Erscheinungsformen, die man hier und da bemerkt, als typisch und allgemein gültig zu betrachten, alles an den heimatlichen Verhältnissen zu messen, unendlich viele unrichtige Darstellungen, wovon die umfangreiche Reiseliteratur genug Beispiele gibt.

Zwei große Schienenwege verbinden Spanien mit dem Auslande; der eine überschreitet die französische Grenze an der Meeresküste östlich von den Pyrenäen und verbindet Barcelona mit Marseille und Lyon, und der andere überschreitet sie westlich von dem großen Grenzgebirge an der Küste des Biscayischen Meerbusens und verbindet San Sebastian mit Bayonne, Madrid mit Paris. Drei andere Linien sind seit langen Jahren geplant; jetzt endlich schreitet man daran, sie herzustellen, doch dürfte noch ein Jahrzehnt bis zu ihrer Vollendung vergehen.

Wer über Bordeaux-Bayonne nach Spanien reist, sollte nicht versäumen, an der Grenze, an der letzten französischen Station, Hendaye, Halt zu machen, um von dort aus das großartige Landschaftsbild zu betrachten, das Meer und Gebirge hier darbieten.

Hendaye ist auf dem rechten Ufer der Bidasoa am Ausfluß derselben in den Atlantischen Ozean gelegen. Das Städtchen ist sehr alt und hat in der Geschichte häufig eine wichtige Rolle gespielt, weist aber wenige Spurer der Vergangenheit auf, erscheint vielmehr mit seinen großen Lager- schuppen und Warenhäusern als ein völlig moderner Ort. Es macht einen freundlichen Eindruck, steht mit allen seinen Einrichtungen auf der Höhe der französischen Kultur und bietet mit seinen belebten Cafés und Geschäftsstraßen ein vorteilhaftes Bild des regsten Lebens. Die lange Uferstraße dient den Hunderten von tätigen Fischern zum Betrieb ihres Gewerbes und bietet einen ungehinderten Blick auf das herrliche Berg- panorama, das sich jenseits des Flusses, der mit seinem Unterlauf die Grenze zwischen beiden Ländern bildet, majestätisch erhebt. Zollkutter und Kanonenboote beider Nationen geben dem Treiben auf dem Flusse einen eigenartigen Charakterzug und rufen die Erinnerung an die vielen Kämpfe und selbst großen Schlachten wach, die an den Ufern des Bidasoa im Laufe von Jahrhunderten stattgefunden haben, während die in der Mitte gelegene Fasanen- oder Konferenzinsel an die Friedensverträge denken läßt, die auf ihr mehrfach zwischen den kriegführenden Parteien abgeschlossen worden sind.

Strenge Wacht wird auch jetzt stets auf beiden Seiten des Flusses, in dessen Mitte die Grenzlinie liegt, geübt, sie richtet sich nun jedoch nur auf die Fischerboote, um so weit als möglich dem sehr regen Schmuggel- verkehr Einhalt zu tun.

Jenseits der Bidasoa erblickt man an ihrer Mündung auf einer felsigen Landzunge Fuenterrabía, eine der ältesten Städte Spaniens, und dahinter steigt das Hügelland Guipuzcoas auf, an das sich nach Westen hin das Kantabrische Gebirge schließt. Gegen Osten und Südosten türmen sich die Ausläufer der Pyrenäen auf und gewähren hier und da Durchblicke in die mächtige rauhe Bergwelt derselben, die die nach ihnen benannte Halbinsel von Europa trennen. Das kräftige Grün des Vordergrundes geht bald in Oliv und Graubraun über, bis die hintersten Terrassen in einem leichten Dunst verschwinden, der die Umrißlinien nur noch undeutlich erkennen läßt. Wachtürme krönen manche Kuppen der Berge und sprechen zu uns von vergangenen kriegerischen Zeiten, denn nur einzelne dienen heute noch militärischen Zwecken.

Der Gesamtcharakter des Landschaftsbildes ist ein ernster, düsterer, vollends wenn der Himmel, was häufig der Fall, bedeckt ist, und es sticht in dieser Beziehung scharf ab von dem heitern, sonnigen Bilde, das das französische Ufer und die Umgebung Hendayes darbieten, und zu dem der Frohsinn gut paßt, den die scheinbar völlig sorgenlose Bevölkerung des kleinen Grenzstädtchens laut und lebhaft äußert.

Wer nicht in Eile ist, sollte darauf verzichten, die spanische Grenze mit der Eisenbahn zu passieren, die den Reisenden in wenigen Minuten von Hendaye nach Irun, der spanischen Grenzstation, überführt.

Besteigen wir lieber ein Boot, um uns nach Fuenterrabía übersetzen zu lassen. Eine fröhliche Kinderschar geleitet uns bis an das Wasser, ein Gendarm und ein Zollwächter geben freundliche Auskunft auf unsere Fragen und rufen uns ein herzliches „bon voyage“ nach.

Unser Bootführer scheint kein Freund der Spanier zu sein; er kennt die Geschichte der Gegend und zeigt uns, wo die Furten sind, die die Engländer und Spanier 1813 benutzten, um bei der Ebbe den Fluß zu passieren und Hendaye zu überrumpeln; er kann es nicht vergessen, daß Hunderttausende seiner Landsleute in den Kriegen zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Spanien ihr Leben einbüßten, um dem Henker der Freiheit, dem Verfechter der Reaktion, des Absolutismus und Ultramontanismus, Ferdinand VII., zur Macht zu verhelfen; er haßt die Spanier, weil sie auch heute Pfaffenknechte und unfähig sind, sich die politischen, religiösen und geistigen Freiheiten zu erhalten, die ihre demokratischen Führer ihnen in fünfzig Aufständen und Bürgerkriegen von 1808 bis 1868 errungen haben. Unter Gesprächen hierüber nähern wir uns dem durch das Cap Higuer geschützten seichten Hafen La Magdalena und blicken verwundert auf die sich vor uns erhebende Stadt Fuenterrabía, die mehr

einem altersgrauen Trümmerhaufen als einer Wohnstätte für Menschen des 20. Jahrhunderts ähnelt. Wenige fragwürdige Gestalten beleben die Landungsstelle, an der ein mürrischer Zollbeamter sich nach längerer Zeit einfindet, um in unfreundlicher, rücksichtsloser Weise unser Gepäck zu durchsuchen, nachdem unser heiterer Franzose sich mit herzlichem Gruß von uns verabschiedet hat. Zwei stattliche Guardias civiles, ernste schweigsame Männer, sind herangetreten, um, gestützt auf ihre scharfgeladenen Mausergewehre, dem Vorgang der peinlichen Durchsuchung unserer Sachen beizuwohnen und nötigenfalls ihres Amtes zu walten. Diese Gendarmen werden nur aus den besten Berufssoldaten ausgewählt und gelten mit Recht als unbedingt zuverlässige pflichttreue Wächter für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung, aber ihr schwerer Beruf prägt sich meist in ihren harten strengen Gesichtszügen, in ihren hageren Körpern, in ihrem gemessenen Wesen so deutlich aus, daß sie trotz ihrer kleidsamen Tracht auf den Fremden oft einen wenig angenehmen Eindruck machen.

Den Haupteingang von Fuenterrabía bildet ein großes Tor in der alten, hier und da von Schlingpflanzen und Gestrüpp halb verdeckten, starken Stadtmauer, die im übrigen an vielen Stellen völlig verfallen ist und somit ihren einstigen Daseinszweck verloren hat. Über dem Tor prangt das große, aus der Zeit der Habsburger stammende Stadtwappen, und ein Stadtbild des 16. Jahrhunderts eröffnet sich uns, sobald wir das Tor durchschreiten; wir fühlen uns plötzlich in das tiefste Mittelalter zurückversetzt. Dieses fremdartige alte Gepräge des kleinen Ortes, der einst eine starke Grenzfestung war und dessen Besitz in den vergangenen Jahrhunderten häufig der Gegenstand erbitterter Kämpfe gewesen ist, macht auf den ausländischen Besucher einen tiefen Eindruck, der eben um so größer und nachhaltiger wird, wenn man ganz unvermittelt aus der französischen Kulturwelt nach Fuenterrabía gelangt.

Die nur wenige Meter breite, düstere, steil ansteigende Hauptstraße wird von hohen zweistöckigen, mit weit vorspringenden Dächern versehenen, vom Alter geschwärzten Steinhäusern gebildet, von denen die jüngsten wohl im 17. Jahrhundert erbaut sein dürften. Die Fenster sind durchweg mit kleinen Balkonen versehen; Vorhänge schützen diese gegen Sonne, Wind und Regen und gestatten doch den Einwohnern der Häuser, selbst bei schlechtem Wetter die frische Luft zu genießen und alles zu beobachten, was auf den Balkonen der übrigen Häuser und in der Straße vor sich geht. Die geöffneten Haustüren gewähren Einblick in fast völlig finstere Hausflure und Werkstätten, in denen ärmlich gekleidete Hand-

werker nach alter Art mit veralteten Werkzeugen ihre Gewerbe betreiben. Man könnte denken, manche dieser greisen Männer und Frauen, die in den dunklen Höhlen hausen, sind vom Tode vergessen und gehören auch jener längst vergangenen Zeit an, in der ihre Wohnstätten errichtet wurden. Verständnislos stehen sie auch den Anschauungen der Heutzeit gegenüber, und die Geistlichen, Mönche und Jesuiten, die wir in den Häusern ein- und ausgehen sehen, sorgen ja auch getreulich dafür, daß die Gedankenkreise der Einwohner nicht durch ketzerische moderne Ideen



Ignatius von Loyola.

gestört werden. Ertönen die Glocken der Hauptkirche, dann nur kommt Leben in den Ort, dann strömen die Einwohner in Scharen in das Gotteshaus, um, alter Gewohnheit gemäß, die Ritusvorschriften gedankenlos zu erfüllen, den Rosenkranz so und so oft abzubeten und sich an dem bekannten kirchlichen Zeremoniell wieder zu erbauen. Befriedigt und glücklich kehren sie darauf in ihre Wohnungen zurück, um ihr Traumleben vergangener Zeit fortzusetzen und ihre Existenz weiter so dürftig zu erhalten, wie es ihr geringer Besitz erlaubt. In ihrer unglaublichen

Bedürfnislosigkeit und Mäßigkeit empfinden sie glücklicherweise ihre Armut nicht.

Die großen Feste dieser anspruchslosen Leute bilden die kirchlichen Feiertage. Welch eine Aufregung dann in allen Häusern; die besten Staatskleider — die vielleicht noch von den Eltern oder Großeltern ererbt sind — werden angelegt, und glücklich, wer an den Prozessionen tätigen Anteil nehmen kann. Solche Ereignisse geben dann für Wochen den Gesprächsstoff her.

Nach alter spanischer Art spielt sich auch das Liebesleben und -werben der Jugend ab. Die jungen Mädchen werden streng von ihren Müttern und Verwandten bewacht und behütet, und nur verstoßen dürfen sie hinter den vergitterten Fenstern und in der Kirche Blicke, Worte und Händedrucke mit ihren Liebhabern austauschen.

Die politischen Interessen bewegen sich ebenfalls in den engsten Kreisen, die die geistlichen Berater, die ja der unerschöpfliche Urquell alles menschlichen Wissens für diese einfachen Fischer und Handwerker sind, ihnen gezogen haben. Für die meisten von ihnen ist natürlich Don Carlos der Inbegriff aller politischen Größe, denn von ihm erwarten sie die Wiederherstellung der alten Fueros und Gerechtsame, und schauernd wenden sie sich von den Abtrünnigen, die sich der herrschenden Dynastie zugewandt haben oder auf die spanischen und französischen Sendboten der atheistischen, freimaurerischen, ketzerischen liberalen und republikanischen Parteien hören und Parteitung in der Stadt hervorrufen.

Nicht weit von der Kirche steht der Palast Karls V., der aber von dem ersten König von Navarra: Sancho Abarca im Jahre 907 erbaut ist und dessen modernster, an dem Hauptplatz gelegener Teil von Johanna der Wahnsinnigen, der unglücklichen Mutter Kaiser Karls V., nach der er benannt ist, kurze Zeit bewohnt gewesen sein soll. Dieses Schloß liegt größtenteils in Trümmern, wie manche andere Paläste, soweit diese nicht für öffentliche städtische Zwecke verwendet oder in Wohnhäuser umgewandelt worden sind, in denen Armut und Not herrschen.

Die Einwohner von Fuenterrabía sind aber stolz auf ihr altes Schloß und die verfallenen oder verfallenden Paläste dahingeschwundener Adels-geschlechter; sie leben in den Erinnerungen an die längst vergangenen großen Zeiten und kennen die ruhmreiche Geschichte ihrer Stadt, die allerdings nicht mit Unrecht die muy noble (sehr edle), die muy valorosa (sehr tapfere) und muy leal (sehr getreue) genannt wird, denn sie hat oft im Laufe ihres langen Lebens bei weitem überlegene Feinde zurückgeschlagen, und selbst ihre Frauen haben sie einst gegen 25 000 Be-

lagerer 69 Tage lang mutig verteidigt. Diese geschichtlichen Ereignisse sind den Einwohnern genau bekannt; sie schildern sie, als ob sie selbst an ihnen teilgehabt haben, und bemitleiden die unwissenden Ausländer, denen sie fremd sind und die sich nicht einmal in dem Archiv der Stadt darüber zu unterrichten für wert halten.

Fragt man endlich, was es außerhalb der Stadt zu sehen gibt, so heißt es, wer San Marcial und das Heiligtum der Gnadenjungfrau von Guadalupe nicht besucht hat, der hat überhaupt nichts Großes in der Welt gesehen und hat vergebens gelebt.

San Marcial — erwidern wir aber —, was ist es mit San Marcial?



Azeitúa: Mutterhaus des Jesuitenordens.

Wie, das wissen Sie nicht? Das weiß doch jedes Kind. Da war die große Schlacht, in der wir Hunderttausende von Franzosen besiegten.

Hunderttausende! Nun, dividieren wir zunächst die Zahl durch zehn, und blättern wir dann in der Geschichte des Baskenlandes nach. Richtig, das war eine bedeutende Waffentat, die dort bei dem Hügel von San Marcial vollzogen wurde, wo 12 000 Spanier — allerdings von einem englischen Feldherrn, dem Herzog von Wellington geführt — 18 000 Franzosen aus dem Felde schlugen, und von der Spitze dieses Hügel von San Marcial hat man freilich eine prachtvolle Aussicht über das ganze Bidasoabecken.

Nun, und was hat es mit der Jungfrau von Guadalupe für eine Bewandnis?

Eine solche Frage gilt als ketzerisch und wird als Zeugnis höchster Unwissenheit und Gottlosigkeit betrachtet, denn „nuestra Señora de Guadalupe“ ist die Schutzheilige von Guipuzcoa, der reichsten der bas-kischen Provinzen, sie ist die große Helferin der Menschheit im Sinne der dortigen Eingeborenen, und ihre auf beträchtlicher Höhe wunderschön gelegene Kapelle ist ein berühmter Wallfahrtsort — einer von den vielen der spanischen Welt. Kein Einwohner jener Gegend würde es begreifen, wie es möglich ist, dorthin zu kommen und nicht zu der wundertätigen Jungfrau zu pilgern.

Man bereut es allerdings nicht, wenn man es tut, denn das Landschaftsbild, das man von der Wallfahrtsstätte aus überblickt, lohnt die Mühe der mehrstündigen Wanderung reichlich.

Faßt man die Eindrücke des Besuchs Fuenterrabías zusammen und vergleicht sie mit denen der Reise durch Frankreich, mit denen, die selbst das kleine, nur eine Viertelstunde entfernte Städtchen Hendaye auf uns gemacht hat, so fühlt man sich von eigenartigen Gedanken bewegt. Es will uns scheinen, als ob die Bidasoa zwei Welten trennt, die miteinander nur wenig gemein haben. Dort drüben im Norden herrscht reges, kräftig pulsierendes Leben, eine fröhliche, heitere Stimmung, die Weltanschauung der Gegenwart und der vorgeschrittensten Kultur — und hier im Süden der Bidasoa sehen wir den Verfall, das Mittelalter, die die Geistesbildung hemmende übermächtige Gewalt der Kirche, die Weltanschauung längst vergangener Zeiten, Ruinen und Trümmer, Spuren einstiger Größe und Pracht, ein ärmliches Leben traumhafter Erinnerung an die große geschichtliche Vergangenheit, Wallfahrtsorte als Wahrzeichen der Kultur, wir empfinden das erkältende Wehen eines ersten finstern Geistes, der sich kundgibt in dem äußeren Auftreten und in der Erscheinung der Menschen. Wir vermissen das rege Treiben kräftig entfalteter Individualitäten, ein von fortschrittlichem Geiste beseeltes gewerbliches Leben. —

Sollte dieses Bild, das Fuenterrabía uns darbietet, etwa das verkleinerte Spiegelbild des ganzen Spanien sein, wie Hendaye das von Frankreich?

Wir müßten es bedauern, wenn es so wäre. Also blicken wir uns um, und wir brauchen nicht weit zu gehen, um ein völlig abweichendes Kulturbild zu sehen.

Eine Pferdebahn bringt uns von Fuenterrabía in einer halben Stunde nach Irun, wo wir einen Eisenbahnzug besteigen und 15 Minuten später in dem schönsten und glänzendsten Seebade Spaniens, in San Sebastian, eintreffen.

Bei dem Einfahren in den großen Bahnhof dieses Ortes erblicken

wir zunächst zur Linken eines der Wahrzeichen Spaniens, einen mächtigen Stiergefechtszirkus, der fast die ganze Einwohnerschaft der Stadt aufzunehmen vermag und in der Badesaison doch kaum die Zuschauer zu fassen imstande ist, wenn namhafte Stierfechter mit ihren geschulten Cuadrillas ihr grauenhaftes, blutiges Nationalschauspiel der hohen und höchsten spanischen und südfranzösischen Gesellschaft vorführen.

San Sebastian verdankt seinen jetzigen großen Aufschwung ursprünglich seinem vorzüglichen Badestrand, den der Hof, die spanische Aristokratie, die ganze internationale diplomatische Welt Madrids, die Granden und Reichen des Landes während einiger Monate im Sommer beleben, um sich von den Anstrengungen des vorangegangenen Winters zu erholen und Kräfte für die Freuden und nebenbei auch für die Arbeit des folgenden zu sammeln.

Nach einem Brande, der im Jahre 1813 die ganze Stadt bis auf wenige Häuser und die Hauptkirche zerstörte, völlig neu, und zwar schachbrettartig angelegt, bietet der Ort mit seinen schönen Promenaden, Parkanlagen, Villenvierteln und großartigen öffentlichen Bauten einen sehr freundlichen Anblick dar. Die Sauberkeit, die schönen, mit Bäumen bestandenen, ausschließlich von elektrischem Licht erhellten Straßen lassen uns glauben, wir befänden uns in Holland oder Deutschland, und auch im übrigen erinnert uns in den dem Fremdenverkehr dienenden Stadtteilen nichts an Spanien, es sei denn die charakteristische Kopfbedeckung, die flache Tuchmütze, die „boina“, die die baskischen Männer ausschließlich tragen. Von nationalen Trachten sieht man im übrigen keine Spur, auch selbst in den Stadtvierteln und Seitenstraßen nicht; in denen die Handwerker und Fischer wohnen, erscheint neben der „boina“ nur die blaue Bluse, die auch die französischen Handwerker gewöhnlich tragen. Da die Einwohner in der Hauptsache lediglich von dem Ertrag des Fremdenverkehrs leben, so ist die Stadt, die reichliche Unterkunft für 15 000 Badegäste bietet, während neun Monaten im Jahre ziemlich öde und tot, und das Leben ist dann auch für die kleinen höheren Gesellschaftskreise, die dauernd dort ansässig sind, sehr eintönig. Mit dem Anfang Juli aber verändert sich ihr Charakter vollständig, und sobald am 15. dieses Monats die Badesaison offiziell eröffnet ist, und vollends, nachdem der Hof und die hohe Gesellschaft eingetroffen sind, herrscht dort ein Leben und Treiben wie in den ersten Luxusbädern der Welt, denn nur die sehr Wohlhabenden können bei den während der Saison geltenden Preisen in San Sebastian einen längeren Aufenthalt nehmen.

Den Mittelpunkt des Verkehrs bildet dann die lange Strandpromenade, an der auch die größten Hotels und prachtvollsten Villen, Chalets und

Paläste gelegen sind und die an dem ausgedehnten Park endet, in dessen schattigen Anlagen sich das Schlößchen und die Nebenvillen und Wirtschaftsgebäude des Hofes befinden. Im Nordosten der Concha, der fast kreisrunden, muschelartigen inneren Bucht, ist diese Promenade abgeschlossen durch das prunkvolle glänzende Kasino, an das sich im Osten die schöne schattige Stadtpromenade schließt, auf der mehrmals am Tage gute Konzerte die vornehme Welt vereinen und an deren Seiten die ersten Cafés und die besten Läden gelegen sind.

Auf diesen Promenaden spielt sich das Leben der Badegesellschaft ab, die jedoch fast nur aus Spaniern, zum kleinen Teil aus Franzosen besteht, die in großen Scharen im allgemeinen nur dorthin kommen, wenn besonders glänzende Feste gefeiert oder Stiergefächte und die nationalbaskischen Ballspiele veranstaltet werden. Die höchste Pracht an Toiletten und Schmuck wird dort entfaltet, und wollte man nach dem Auftreten dieser obersten Zehntausend sein Urteil über den Wohlstand der Spanier bemessen, so müßte man zu dem Schlusse kommen, daß dieser unerschöpflich ist. Man tut aber gut, nicht genauer nachzuforschen, denn dann würde man selbst hier — geschweige denn in dem übrigen Spanien — sehr rasch seine Annahmen völlig umgestalten müssen und zu recht traurigen Ergebnissen gelangen. Wie manches kostbare Kleid, wie viele herrliche Schmucksachen sind nur unter großen Opfern erworben oder vielleicht gar nicht bezahlt. Es ist auch nicht alles Gold und echter Edelstein, was glänzt und funkelt. Wer zählt die Seufzer und kennt die Sorgen, die im stillen Kämmerlein vieler dieser heitern Badegäste gelegentlich laut werden und ihr Gewissen beunruhigen.

Der Schein täuscht, und nirgends spielen der Schein, der äußere Glanz, der Zwang des Konventionalismus eine so mächtige Rolle, als in der spanischen Gesellschaft, ja in der ganzen spanischen Bevölkerung und in allen Verhältnissen, in der gesamten Kultur des Landes. Diese betäubende Wahrheit erfährt man bald, wenn man anfängt, die glänzenden Erscheinungsformen auf ihren Inhalt, auf ihren tatsächlichen Wert zu prüfen und ihrer schönen Außenhüllen zu entkleiden — es bleibt wenig übrig.

Das Herz dieses Luxusbades ist das Kasino.

Was Baukunst, Kunstgewerbe und Technik zu leisten vermögen, das ist hier geschaffen, um dieses Kasino zeitgemäß nach Art der vornehmsten englischen und französischen Klubhäuser auszugestalten. Eine große Terrasse gewährt außerdem einen herrlichen Aufenthalt an der von grünen Hügeln umgebenen Meeresbucht, an deren innerstem Rande sich die Häuserreihe der Strandpromenade hinzieht, und hinter der sich dann das

sanft ansteigende, vielgliederte schöne Bergland Guipuzcoas erhebt. Doch diese Terrasse, der Wintergarten, die Gesellschaftssäle und Restaurationsräume sind nur angenehme Nebendinge, zu denen auch die ausgezeichneten Konzerte gehören, die täglich von hervorragenden, für die Saison engagierten Künstlern ausgeführt werden. Den eigentlichen Anziehungspunkt bilden die Spielzimmer.

Das Hasardspiel ist in Spanien zwar streng verboten — aber — die Spielwut der Spanier ist zu groß, um durch Gesetze erfolgreich unterdrückt zu werden. Der großen Masse der Bevölkerung dienen zur Befriedigung ihrer Spiellust die staatlich organisierte Lotterie, der Totalisator und die Wetten bei Stiergefechten, Ballspielen und Hahnenkämpfen. Die höheren Stände können die Anregung des Spiels nicht weniger entbehren, und



San Sebastian: Badestrand.

allen Gesetzen und aller Strenge ihrer Handhabung zum Trotz wird in Klubs und Privathäusern jede Gelegenheit benutzt, zu spielen. Die Genehmigung zum öffentlichen Betreiben der Hasardspiele konnte der Badeverwaltung von San Sebastian nicht gewährt werden, doch wurden solche Spiele gestattet, die noch nicht gerade unter den Begriff der verbotenen fallen. So wurde das Pferdchenspiel eingerichtet, doch mit der Einschränkung, daß die Einsätze das Maximum von 50 Francs nicht überschreiten dürfen, was natürlich nicht hindert, im Laufe kürzester Zeit Tausende zu verlieren oder auch ausnahmsweise gelegentlich zu gewinnen. Dieses „Kinderspiel“ genügte aber den reichen Herren nicht, und im oberen Stock des Gebäudes wurde ein Spielraum für die aufregenderen Hasardspiele eingerichtet. Als nun einst ein gewissenhafter Provinzialgouverneur dagegen einschritt, diese Spielhölle aufhob und die aristo-

kratischen Spieler zur Verantwortung ziehen wollte, da sah sich nicht nur die Kasinogesellschaft in ihrer Existenz bedroht, sondern auch die Einwohnerschaft der Stadt erhob lautesten Einspruch, denn kaum war das Kasino geschlossen, so verließ auch der größte Teil der Badegesellschaft den Ort — denn nicht das Bad, sondern das Spielzimmer des Kasinos war es ja doch gewesen, was sie bewogen hatte, nach San Sebastian zu kommen. Unter solchen Umständen blieb der Regierung nichts übrig, als ihren gewissenhaften Beamten von dort abzuberufen und seinen Nachfolgern einzuschärfen, bei ihren Besuchen des Kasinos die Tür des Spielzimmers nie zu sehen. Das Kasino wurde wieder geöffnet, und San Sebastian entwickelt sich dank dem Pferdchenspiel und jenem oberen Spielzimmer zum Welt- und Luxusbade, zu einer reichen Stadt, die völlig internationalen Charakter annimmt und in ihrer äußeren Erscheinung wenig ausgeprägt Spanisches aufzuweisen hat.

Mit der Freude an der Beteiligung am Hasardspiel sind aber bekanntlich viele andre Leidenschaften und Gewohnheiten verbunden, und da wohl wenige Badegäste der Versuchung widerstehen werden, hier bei den Wettrennen der kleinen Metallpferdchen oder bei andern gewagteren Spielen ihre Einkünfte zu erhöhen und wenigstens einen Teil der großen Kosten der Badereise herauszuschlagen, wenn nicht überhaupt die Existenzmittel zu gewinnen, so ist leicht zu ermessen, wie nachteilig die Nachsicht der Regierung und der städtischen Behörden San Sebastians auf die hohe Gesellschaft wirken muß. Leichter Sinn beherrscht diese ohnehin; höhere, ernstere Interessen gehen ihr ab, und wenn es auch an Geistlichen, Abbés und Jesuiten nicht fehlt, die vornehmsten Herrschaften ihre eignen Hauskapläne und Beichtväter mit sich bringen, so haben diese doch wenig Einfluß auf die Ethik ihrer Beichtkinder, so ist doch die Religiosität in diesen Kreisen eine ganz äußerliche, nur auf Wahrung des Scheins, auf die Erfüllung der notwendigen kirchlichen Vorschriften gerichtete und vermag nicht, eine sittliche Hebung herbeizuführen und in diesem besondern Falle der Immoralität des Spiels entgegenzuwirken. Dies gilt namentlich für die Lebemänner, die mehr oder minder Atheisten sind und nur aus Rücksicht auf die strenggläubigen weiblichen Familienglieder und auf die durch politische und materielle Interessen bedingte Wahrung der äußeren Formen gelegentlich der Kirche einen Besuch abstatten.

Weisen die beiden vorstehenden Städte- und Lebensbilder zwar die denkbar schroffsten Gegensätze auf, so kennzeichnen sie doch vortrefflich das heutige Spanien und seine Bevölkerung. Diese Gegensätze geben zusammen eine Vorstellung von den tatsächlichen Zuständen des Landes.

Finden wir einerseits in den höchsten Gesellschaftskreisen der Hauptstadt und der wenigen andern Kulturmittelpunkte Verhältnisse, die denen der entsprechenden Klassen Londons, Paris, New Yorks völlig gleichen, so lebt doch die große Masse des Volkes, namentlich die der Landbewohner und Kleinstädter noch größtenteils unter Verhältnissen, die als völlig rückständig, ja vielfach als mittelalterlich bezeichnet werden müssen, und hält starr und konservativ fest an den Überlieferungen, der Denkweise, der Weltanschauung längst vergangener Zeiten.

So sehen wir auf der einen Seite strengen Glauben und peinliche Erfüllung aller Kultusvorschriften und auf der andern eine Freiheit der religiösen Auffassung, die bis zum völligen Atheismus geht, selbst wo sie aus praktischen Gründen den Schein der Kirchlichkeit zu wahren sucht. Hier finden wir zufriedene Armut und Einfachheit — dort höchste Genußsucht, glänzendsten Luxus, ungesundes Streben nach Reichtum; hier Ruinen oder alte, dem Verfall preisgegebene Bauten — dort prunkvolle Paläste mit allen Bequemlichkeiten, die die höchste Kultur der Heutzeit gewährt; hier fleißige Arbeit und mühseliges Erwerbsleben — dort leichten Sinn und Freude am Spiel, an glänzenden Festen.

Daß dieses doppelseitige Bild wirklich das getreue Spiegelbild des heutigen Spanien und seiner Bewohner ist, zeigt sich uns überall und ist allerdings auch in der Natur des Landes und seiner Bevölkerung vorhanden, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden.

Doch nicht nur in sich sind Spanien und die Spanier so zwiespältig, sondern sie weichen auch in allen Beziehungen so sehr von dem Auslande und selbst den ihnen nächst verwandten Stammesgenossen, den romanischen Ländern und Völkern ab, daß sie in ihrer Eigenart nur wenig Vergleichungspunkte darbieten und eigentlich mit einem besonderen Maßstabe gemessen werden müssen. Daher ist es denn auch ein schwerer Irrtum, zu glauben, man könne Spanien und die Spanier mühelos in kurzer Zeit, während der Dauer einer flüchtigen Geschäfts- oder Ferienreise genau kennen lernen. Das wahre Wesen der Dinge dort zu ermitteln, die äußere glänzende Hülle, die alles verdeckt, schnell zu lüften oder zu durchdringen, sich in diesem Durcheinander verwirrender gegensätzlicher Erscheinungen zu genauer Erkenntnis durchzuringen, ist äußerst schwierig, und deshalb begegnet man denn auch so vielen irrigen, einander widersprechenden Urteilen über die wirklichen Verhältnisse des heutigen Spanien.

Werfen wir nun zunächst einen flüchtigen Blick auf das Land und seine Bevölkerung.

2. Land und Leute.

Den vollsten Gegensatz zu dieser leichtlebigen prunksüchtigen Badegesellschaft, die im vorstehenden Kapitel geschildert wurde und die sich aus Individuen aller Provinzen des Reiches zusammensetzt, bildet die national geschlossene einheitliche Einwohnerschaft von San Sebastian. Nur aus Basken bestehend hält sie sich in sozialer Beziehung im ganzen von den Gästen fern, deren Gebaren die strenger denkenden Bürger auch durchaus verwerfen. Zwar haben gerade diese Städter sich nicht jene Natürlichkeit und Naivität des Denkens erhalten, die der großen Masse der baskischen Bevölkerung eigen ist, aber in religiöser, ethischer und politischer Hinsicht stehen sie den spanischen Landsleuten aus dem Innern und Süden des Landes doch schroff, ablehnend und sogar feindlich gegenüber, wenn auch ihr praktischer Sinn sie wohl veranlaßt, dies wenig zu zeigen, sie dafür aber tüchtig auszubeuten und ihnen so viel Geld als möglich abzunehmen. Die Anspruchslosigkeit, die Mäßigkeit, die Einfachheit der Sitten zeigen sich bei den Festen, die sie feiern, und bei denen ihre heimischen Tänze, ihre eigenartige, mit Pfeife und Trommel ausgeführte nationale Musik eine Hauptrolle spielen und das Interesse der verwöhnten Badegesellschaft meist in hohem Grade fesseln. Sehr strenggläubig und in völliger Abhängigkeit von ihren Geistlichen und den Jesuiten, deren Mutterhaus nur in kurzer Entfernung von San Sebastian bei Azpeitia gelegen ist, neigen sie doch weniger zum Fanatismus und zur mönchischen Askese als die Aragonesen und die Asturier, ihre Nachbarn im Osten und Westen. In politischer Beziehung bekunden sie den zügellosen Freiheitsdrang, der ihren Vorfahren zu allen Zeiten eigen gewesen ist und der sie stets in feindlichem Gegensatz zu Kastilien erhalten hat. Wenn sie trotzdem, bei ihrem unbeugsamen Unabhängigkeitssinn und bei ihrem bewußten Streben, sich ihre Selbständigkeit zu erhalten, einerseits völlig in den Dienst der Kirche und der Jesuiten getreten sind und zu wiederholten Malen mit Gut und Blut in erbitterten Bürgerkriegen für die Sache des Absolutismus in der Person des Don Carlos und seiner

Nachkommen eingetreten und bereit sind, dies gegebenenfalls wieder zu tun, so ist dies zum Teil der ungenügenden Bildung und zum andern der praktischen Politik zuzuschreiben, durch Unterstützung der gegen die herrschende Dynastie und die Oberhoheit Kastiliens gerichteten Bewegungen wieder in den Genuß ihrer uralten Rechte und ihrer völligen Unabhängigkeit von Kastilien zu gelangen. Die Gebildeteren unter ihnen verschließen sich freilich nicht der Einsicht, daß der Sieg des Don Carlos wahrscheinlich keine Änderung in dem staatlichen Verhältnis der baskischen Provinzen



Straßenbild.

Neue Photogr. Gesellsch.

zur kastilischen Krone herbeiführen würde, und daher kommt die Erscheinung, daß in San Sebastian, in Bilbao und den anderen größeren Orten und Mittelpunkten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens die republikanischen Ideen breiten Boden und viele Anhänger gefunden haben, während die Geistlichkeit und die Landbevölkerung noch völlig karlistisch sind.

Die Basken zeichnen sich ferner durch praktischen Sinn, guten Verstand und große Arbeitsamkeit aus. Daher hat bei ihnen immer ein

gewisser Wohlstand geherrscht, und diese Tatsache hat beigetragen, ihre Abneigung gegen die Kastilier und die übrigen Spanier — mit Ausnahme der arbeitsamen Katalanen — zu steigern, weil sie durch ihren Fleiß nicht zur Förderung der Arbeitsscheu ihrer Landsleute beitragen, diese nicht durch ihre Arbeit und durch die ihnen auferlegten hohen Steuerlasten ernähren wollen. Was die Basken zu leisten vermögen, das haben sie im frühen Altertum bewiesen, namentlich durch ihren jahrhundertelangen Kampf gegen die Römer, dann durch die Kühnheit, mit der sie die Hochseefischerei betrieben und dadurch den Grund zur spanischen Seemacht legten. Gerade jetzt beweisen sie von neuem auf das erfolgreichste ihre großen Fähigkeiten durch den glänzenden Aufschwung, den die Industrie in Bilbao, der Gewerbefleiß und der Ackerbau in ihren drei Provinzen Guipuzcoa, Biscaya und Alava nehmen. Bilbao schickt sich an, Barcelona zu überflügeln, mit dem es seit lange die Ehre teilt, die einzigen Stätten zu sein, an denen die Industrie in Spanien in großem Maßstabe, nach moderner Art tatkräftig gepflegt und gefördert wird. Es tut wohl, das rege gewerbliche Leben, den Handel und Schiffahrtsbetrieb Bilbaos, den Bergbau und die Entwicklung des Hüttenwesens in der Nachbarstadt dieser Hauptstadt Vizcayas zu sehen; man kann nirgends in Spanien — mit Ausnahme Barcelonas — annähernd ähnliche erfolgreiche Betriebsamkeit bemerken, und das berechtigt zu der Hoffnung, daß von dort eine wirtschaftliche Wiedergeburt Spaniens ausgehen wird, wie optimistische Basken mit Sicherheit annehmen.

Diese erfreuliche große Regsamkeit der heutigen Basken ist um so überraschender, als diese den ältesten Bestandteil der gesamten Bevölkerung der iberischen Halbinsel bilden, von den Iberern abstammen, die lange vor Beginn des geschichtlichen Lebens Spaniens sich dort niedergelassen und die prähistorische mongoloidische Urbevölkerung, von der Schädelkunde zeugen, verdrängt haben. Ihre Sprache, das überaus schwer zu erlernende Euskara, dürfte wohl der Überrest derjenigen der Iberer sein und bildet heute noch hinsichtlich ihres Ursprungs einen rätselhaften Studiengegenstand der Vertreter dieser Wissenschaft. Ihre Musik ist nicht weniger eigenartig und weicht in ihrem Charakter von der aller Völker der indogermanischen Rasse ab. Auch im übrigen haben die Basken in ihren Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen viel Eigentümliches bewahrt und sich offenbar auch bewußtermaßen bemüht, ihren nationalen Charakter zu erhalten. Der Familiensinn ist bei ihnen mehr als bei vielen andern spanischen Stämmen entwickelt, und in großen Kreisen gilt es für unrecht, Ehen mit fremden spanischen Stammesgliedern zu schließen.

Völlig rein haben sie ihre Rasse allerdings nicht erhalten können, und das war bei dem bewegten geschichtlichen Leben Spaniens und im besonderen der baskischen Provinzen nicht anders möglich. Ein Vergleich der alten iberischen Schädel mit der typischen Kopfform der heutigen Basken zeigt wesentliche Abweichungen, die auf Mischung mit andern Stämmen hindeuten: die längliche ovale Gesichtsform ist mehr rund, der Schädel breiter geworden, und statt der altiberischen schmalen Langschädel finden wir jetzt beinahe Rundköpfe vor.

Die Nachbarschaft San Sebastians ist in landschaftlicher Beziehung höchst anmutig, außerdem zeugt sie deutlich von dem Fleiß der ländlichen Bevölkerung, denn der Boden ist gut bebaut; beides gilt von dem Baskenlande im allgemeinen.

Größere Ebenen sucht man vergebens; das Land ist durchweg in der Nähe des Meeres hügelig und steigt dann zu beträchtlicher Höhe an, das breite, stark zerrissene Kantabrische Gebirge bildend, in dem überall, wo die Kultur nicht möglich ist, Bergbau oder Viehzucht eifrig betrieben werden. Dieses mächtige Bergland, das sich bis an die fjordartig zerklüftete, steil abfallende Westküste der iberischen Halbinsel erstreckt, ist der landschaftlich bei weitem schönste Teil des ganzen Landes, denn es weist durchweg eine kräftige, artenreiche Vegetation, ausgedehnte Wälder, ausreichende Bewässerung auf, hat mitteleuropäisches Klima, erinnert in seinen niederen Teilen an die mitteldeutschen Gebirge, in den höheren an Oberbayern und die Schweiz und hat, da es der, freilich durch eine Abzweigung des Golfstroms gemilderten, Seeluft und den nördlichen Luftströmungen ausgesetzt ist, gemäßigte Temperatur.

Überaus reich an Erzen, die bis jetzt in größerem Maßstabe erst in der Nachbarschaft von Bilbao abgebaut werden, gewährt es seinen Bewohnern nicht nur mit seinem Holzreichtum, seinen Korkeichen und andern nutzbringenden Bäumen, sondern namentlich durch seine Bodenschätze eine außerordentlich ergiebige Quelle des Wohlstandes. Fischerei und Schifffahrt haben nebenbei zu allen Zeiten großen Ertrag geliefert. Die Lebensbedingungen und Erwerbsverhältnisse sind daher in diesen Gegenden äußerst günstige und entwicklungsfähige.

Die Bevölkerung der westlich von den drei baskischen Provinzen gelegenen Provinz Santander und der ehemaligen Königreiche Asturien und Galicien ist allerdings wesentlich verschieden von der baskischen, und es fehlen ihr der Schaffensdrang und praktische kaufmännische Sinn der letzteren. Den Grundbestandteil bildet in diesen Gegenden das keltische Volkselement, das aber in der Provinz Santander stark mit iberisch-bas-

kischen und kastilischen und in Galicien in sehr reichlichem Maße mit germanischen Elementen gemischt ist.

Noch in vorgeschichtlicher Zeit drangen große Massen keltischer Stämme von Norden her in die Pyrenäenhalbinsel ein und verdrängten



Andalusisches Straßenbild.

die iberische Bevölkerung aus großen Teilen derselben, zwangen sie, sich nach dem Süden, Südosten und Osten zurückzuziehen, während sie selbst den Norden und Westen, also auch das heutige Portugal, in Besitz nahmen. Wo diese beiden Volksstämme sich dauernd berührten, ent-

stand im Laufe der Zeit eine Mischbevölkerung, die keltiberische, die die mittleren Teile der Halbinsel inne hatte und sich hier zu einem selbständigen mächtigen ethnischen Faktor auswuchs, als der sie, in zahlreiche Stämme und Sippen gegliedert, in der frühesten Periode der spanischen Geschichte und bis in die römische Zeit hinein erscheint.

Im Süden und Osten wurden dann in der Folge die Bevölkerungsverhältnisse stark beeinflusst durch die orientalischen Kolonisten, die sich hier niederließen. Gegen Ende des zweiten Jahrtausends vor Chr. kamen zuerst die Phönizier, die an der ganzen Südküste und dann auch an der Ost- und Westküste zahlreiche Niederlassungen gründeten, von denen aus sie einen regen Handel mit den Rohprodukten der iberischen Halbinsel trieben. Mit den Phöniziern kamen auch viele andre Westsemiten und im besonderen Israeliten, die sich auf spanischem Boden niederließen und sich mehr oder weniger mit den Eingeborenen vermischten.

An der Ostküste ließen sich darauf seit dem neunten oder achten Jahrhundert vor Chr. viele kleinasiatische Griechen nieder, um ebenfalls einen regen Handel zu betreiben, dessen Spuren sich in den archäologischen Funden selbst der westlichsten Teile der Halbinsel nachweisen lassen. Auch sie wirkten umgestaltend auf die Bevölkerung der Wirkungskreise ihrer Pflanzstätten ein. Später traten an die Stelle der Phönizier die Karthager und die Berber Nordafrikas, und von Italien her drangen die Römer ein, und sie alle trugen zur weiteren Volksmischung bei, denn die Karthagerherrschaft dauerte rund 300, die der Römer 500 Jahre.

Die nördlichen und westlichen Ländermassen Iberiens waren zwar schließlich den fremden Eroberern auch unterworfen worden, aber ihre Bevölkerung hatte sich doch vor der Vermischung mit den fremden Eindringlingen einigermaßen bewahren können, und dies war wohl auch auf den unwirtlichen Hochebenen des Innern der Fall. Das änderte sich jedoch, als das römische Reich zusammenstürzte und, neben andern Teilen desselben, auch Spanien die Beute der Germanen wurde, die seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts von Gallien her eindrangten. Im Norden und Westen ließen sich nun hauptsächlich die Sueven, im Nordosten und Osten die Westgoten und im Süden die Alanen und Vandalen nieder, bis schließlich die Westgoten die Oberhoheit erlangten und ihre Herrschaft über die ganze Halbinsel ausdehnten.

Auch dann blieb jedoch der Nordwesten von den Sueven besetzt, deren unvermischte Nachkommen sich heute noch in dem Stamm der Maragatos erhalten haben, die in der Provinz Leon nach den alten germanischen Rassegesetzen leben und nur untereinander heiraten. Vermischt

mit den Kelten wurden die Sueven, die Stammväter der heutigen Gallegos, der Bewohner der Provinz Galicien, und unter ihnen findet man sehr viele, die in Gestalt, Kopfform, Haarfarbe und Gesichtsbildung germanische Typen aufweisen.

Übrigens liefert Galicien die Lastträger für ganz Spanien und Portugal, und man begegnet ihren kräftigen Gestalten in den entlegensten Teilen der Halbinsel, überall da, wo große Körperkraft zum Tragen schwerer Lasten und zur Ausführung anstrengender Arbeiten erforderlich ist. Als Dienstleute und niedere Arbeiter verdienen die Gallegos sich also ihr Geld, so lange sie jung und kräftig sind, um dann, von echt germanischem Heimatsgefühl getrieben, in ihr Vaterland zurückzukehren und ihren mühsam erworbenen Verdienst in kleinem Grundbesitz und in Vieh anzulegen, als Bauern und Hirten in bescheidener Weise für ihre Familien zu sorgen. Die galicischen Frauen und auch die Asturierinnen sind als Ammen nicht weniger im ganzen Spanien geschätzt wie ihre Männer als Last-, und zwar namentlich als Wasserträger.

Die Asturier teilen mit den Basken die zügellose Freiheitsliebe, die letztere beseelt; auch sie sind starrköpfig und bieten den mächtigsten Gegnern mutig die Stirn, wenn es gilt, für ihre Heimat, für ihre Sonderinteressen und Ideale einzutreten. Sie nehmen für sich das Recht in Anspruch, die Väter des christlichen Spaniens zu sein, denn allerdings stand in ihrem kleinen Lande, dem einzigen, das die Araber nicht ganz zu erobern vermochten, die Wiege des spanischen Staats; von dort aus wurde der 800 jährige Kampf gegen die Araber begonnen, dort entstand der erste christliche Kleinstaat. So ist der Nationalstolz der Asturier wohl berechtigt. Zu bedauern ist nur, daß gerade Asturien einer der sichersten Horte des Ultramontanismus und Jesuitismus ist, die dem Eindringen moderner Bildungselemente natürlich mit aller Macht und allen Mitteln entgegenwirken. Der Grund hierfür ist die Entlegenheit dieses kleinen Ländchens von den Mittelpunkten der Kultur, seine Rauheit, die es außerordentlich schwer zugänglich für Fremde macht, der Mangel an allen modernen Verkehrsmitteln, kurz: seine Abgeschlossenheit von der großen Welt.

Nicht ganz in demselben Grade gilt dies alles auch von Galicien. Germanische Hartköpfigkeit charakterisiert die Bevölkerung, die sich glücklich schätzt, das Nationalheiligtum Spaniens, die Kathedrale von Santiago de Compostela, die angebliche Begräbnisstätte des heiligen Apostels Jacobus, in ihrem Bereich zu besitzen. Diese Provinz ist aber am Meere gelegen und hat an seiner Westküste, namentlich außer den großen Hafener-

städten La Coruña und Vigo, auch den Kriegshafen Ferrol und viele andre kleinere Hafenplätze, durch die es ebenso wie durch mehrere Eisenbahnlinsen zur See wie zu Lande in steter Verbindung mit der Außenwelt des spanischen Inlandes, Portugals und der überseeischen Welt steht. Die galicischen Wasserträger und Ammen haben ebenfalls bei ihrem langen Aufenthalt in der Fremde viele Kulturkeime in sich aufgenommen und tragen sie in das Land zurück. So ist denn die galicische



Südspanische Vegetation. Neue Photogr. Gesellsch.

Bevölkerung bei aller Strenggläubigkeit doch nicht so zum Fanatismus geneigt wie die asturische.

Zeigen die kantabrischen Küstenländer in ihrer äußeren Erscheinung, in ihrem geographischen und landschaftlichen Charakter eine gewisse Gleichmäßigkeit, so haben wir doch bemerkt, daß ihre Bevölkerungen trotz der vielen verwandtschaftlichen Beziehungen, die zwischen ihnen im Laufe jahrhunderte- und jahrtausendelangen nachbarlichen Zusammenlebens und Verkehrs durch ihre Vermischung entstanden sind, sehr viele

Unterschiede aufweisen, und bei näherer Betrachtung zeigt sich sogar, daß in den den größeren Städten fern gelegenen Gebirgsgegenden die Sitten, Gebräuche und Anschauungen der Bewohner der einzelnen Täler und Bezirke recht beträchtlich voneinander abweichen, wenngleich die Gegensätze nicht so groß sind wie zwischen dem Kulturzustande der Einwohner Fuenterrabías und dem der Badegesellschaft San Sebastians. Verlassen wir nun aber die baskischen Provinzen, um uns ins Innere des Landes zu begeben, und unternehmen wir dann von dort aus eine Rundreise durch die ganze Halbinsel, so glauben wir uns bei dem Betreten jeder neuen Provinz in ein andres Land mit ganz andrer Bevölkerung versetzt.

Wer von San Sebastian des Nachmittags abreist, um sich über Burgos nach Madrid zu begeben, wird sich zunächst stundenlang an den schönen und zum Teil wildromantischen Landschaftsbildern erfreuen, die sich seinem Auge darbieten. Wälder und Buschwerk, frische Wiesen und gutgepflegte Äcker, reißende Wildbäche und Wasserfälle erinnern bald an den Harz und an Thüringen, bald an die Schweiz und Tirol. Hier und da zeugen Fabriken von regem Gewerbefleiß, doch überwiegend macht sich nur die Bodenkultur bemerkbar. Die Dörfer und Städtchen, die wir passieren oder in der Ferne bemerken, sehen inmitten des Grüns des Berglandes freundlich aus; obgleich es auch nicht an Ruinen fehlt, die noch von den Kriegen zeugen, die im 19. Jahrhundert hier geführt worden sind. Wir haben noch das volle Bewußtsein, uns in der europäischen Kulturwelt zu befinden, und nehmen weder klimatische noch geographische Unterschiede gegenüber Mitteleuropa und Frankreich wahr.

Das alles aber hört auf, sobald wir die Grenzen der baskischen Provinzen überschritten haben; die Vegetation wird spärlich, von Bodenkultur bemerken wir wenig, und überlassen wir uns, ermüdet durch das eintönige Bild des rauhen steinigen Gebirgslandes, einige Stunden dem Schlaf, so weckt uns in den frühen Morgenstunden sicherlich die Empfindung der Kälte und veranlaßt uns, auch im Sommer die Reisedecke fester umzuwickeln. Wir sind auf die Hochebene von Neu-Kastilien gelangt, und wir sehen uns, sofern nicht vielleicht Nebel den Ausblick überhaupt behindert, in einer ganz fremden Welt. Vergebens suchen wir nach dem frischen Grün, das uns am vergangenen Abend erfreute; Ginster, Gestrüpp, Gräser verschiedener Art bedecken hier und da nur den steinigen Boden, der ebenso wie die spärliche Vegetation im Sommer einen gleichmäßigen graubraunen Farbton zeigt und diesen nur in der Regenzeit mit einem graugrünen vertauscht. Grauer Himmel wölbt sich

häufig über dem felsigen zerklüfteten Erdreich, das wenig fruchtbar zu sein scheint, denn wo es mit Getreide bestellt ist, da verspricht dieses offenbar keine sehr reiche Ernte. Die Olivenbäume, die allein in größerer Menge vorhanden sind, tragen nicht dazu bei, die Landschaft viel freundlicher zu machen, und ihre gewundenen, verkrüppelten, mehr oder minder ausgehöhlten Stämme und die unregelmäßig gewachsenen Kronen zeugen von der Gewalt der Winde und der Schwierigkeit der Lebensbedingungen in diesen unwirtlichen Gegenden. Wo menschliche Wohnstätten vorhanden sind, da machen sie ruinenhaften Eindruck; die aus Lehm und Feldsteinen errichteten Häuser unterscheiden sich kaum in ihrer grauen Farbe von ihrer felsigen Umgebung.

Die Menschen sind ernst, als ob ein schwerer Druck auf ihnen laste, und machen bei ihrer geringen Größe einen schwächlichen Eindruck, der dadurch erhöht wird, daß sie meist schwere Capas und Mantas tragen, in die sie sich bis an die Nase einhüllen, sobald ein kalter Windhauch über diese Steinwüste weht. Die überaus schroffen Temperaturwechsel, die das Klima der Hochebene Spaniens charakterisieren, bedingen ebenfalls stete Vorsicht, weil sie nur zu leicht Krankheiten erzeugen können, und da die mächtig ausgedehnten Hochebenen wesentlich den Grundcharakter der ganzen Halbinsel bestimmen, so ist dieser im allgemeinen nicht als vorteilhaft zu bezeichnen, namentlich für Ausländer, deren Lungen nicht sehr gesund und kräftig sind. Dies gilt im besonderen auch von Madrid, dessen Klima für Fremde äußerst gefährlich ist, und das über die Landeshauptstadt in dieser Beziehung allgemein bekannte Sprichwort ist durchaus zutreffend: „Die Luft in Madrid ist so leicht und dünn, daß sie ein Licht nicht auslöscht — aber — einen Menschen tötet.“ Die kalten Winde vom rauhen Guadarramagebirge fordern in Madrid auch unter den Eingeborenen, wie viel mehr unter den dort nicht Heimischen jährlich sehr viele Opfer durch Lungenkrankheiten, die nicht selten die von ihnen Ergriffenen in einem oder wenigen Tagen hinraffen. In Madrid wie auf den ausgedehnten Hochebenen Neu-, Altkastiliens und Estremaduras herrscht im Sommer eine sich zeitenweise am Tage bis zu tropischer Hitze steigende, sehr große Wärme, im Winter dagegen ziemlich niedrige Temperatur. Nachts und unter dem Einfluß der häufig eintretenden kalten Luftströmungen sinkt die Temperatur gleichfalls beträchtlich, so daß Wärmeunterschiede von 25 bis 30 Grad Celsius in 24 Stunden nichts Ungewöhnliches sind. Diese schroffen Temperaturwechsel sind weder der Vegetation noch den Menschen dienlich.

Diese Hochebenen, die ungefähr die Hälfte der ganzen Halbinsel ein-

nehmen und den geologisch ältesten Teil derselben bilden, sind zwar ihr Quellenland, trotzdem aber sehr wasserarm, und dieser Umstand erschwert ihre Bewirtschaftung. Von ihnen gehen die Gebirgszüge aus, die die Halbinsel gliedern und ihre Gestalt bedingen, und ebenso auch die sämtlichen größeren Flüsse, die die zwischen den Gebirgen liegenden Täler nach Osten, Süden und Westen hin durchziehen. Der Mangel an großen Waldungen und auf ausgedehnten Gebieten überhaupt an jeder Vegetation wirkt auch ungünstig nicht nur auf die klimatischen, sondern auch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, weil er eine gleichmäßige Ver-



Milchhändler.

Neue Photogr. Gesellsch.

teilung der atmosphärischen Niederschläge verhindert und daher die Flußtäler und Niederungen bei plötzlich eintretenden starken Regengüssen oder anhaltend schlechtem Wetter der Gefahr der Überschwemmungen aussetzt. Die durchgehend sehr seichten Flußbetten sind dann nicht imstande, die großen, von den Bergen herabströmenden Wassermassen zu fassen, und diese ergießen sich mit zerstörender Gewalt über die benachbarten Felder. So vergeht fast kein Jahr, in dem Spanien nicht einerseits von Dürre und andererseits von verheerenden Überschwemmungen heimgesucht würde, und leider haben es die Staatsleiter, bisher immer versäumt, durch Regulierung der Flußbetten, durch geeignete Stau-

werke und Anlage von großen Wasserbehältern, sowie durch zweckmäßige Kanalisation diesem Übel abzuhelfen, eine gleichmäßigere Verteilung und bessere Ausnützung der spärlichen Wassermengen herbeizuführen. Wo dies von den Arabern durchgeführt ist, wie in der Vega von Granada und im Valencianischen, da hat der an sich sehr fruchtbare Boden auch dauernd bedeutenden Ertrag geliefert, abgesehen davon, daß diese Gebiete vor Verwüstungen durch Überschwemmungen geschützt worden sind.

Die Bevölkerung der Hochebenen weicht von der der kantabrischen Länder völlig ab. Ihren Grundbestandteil bildeten die in vorhistorischer Zeit schon entstandenen keltiberischen Stämme, die sich dann mit italischen und orientalischen, hauptsächlich aber mit germanischen ethnischen Elementen vermischt haben. Durchschnittlich erreichen die Kastilier kaum mittlere Körpergröße, sind aber zäh und widerstandsfähig dank der Einwirkung des überwiegend rauhen und wechselvollen Klimas. Ernst und gemessen sind sie die Träger der spanischen „Grandezza“, lieben das feierliche Zeremoniell, das in dem höfischen Leben und im katholischen Kultus des Landes besondere Ausbildung erfahren hat, und da die Herrschaft und Verwaltung Spaniens in ihren Händen liegt, so sind die kastilischen Institutionen, kastilische Denkweise und Weltanschauung, ebenso wie die kastilische Sprache die herrschenden und die maßgebenden im ganzen Königreich geworden. Ihr Stolz, ihre Herrschsucht, ihr Hochmut haben sie den Provinzialen stets mehr oder minder verhaßt gemacht und wesentlich zu den Bewegungen, Aufständen und Bürgerkriegen Veranlassung gegeben, die sich gegen die Oberherrschaft der Kastilier, gegen die Zentralisierung der Macht in ihren Händen richteten. Die Basken, die Aragonier und hauptsächlich auch die Katalanen haben es nie verschmerzen können, daß die Kastilier sie unterjocht, sie um ihre staatliche Unabhängigkeit gebracht haben, und dies ist eine der Hauptursachen der starken separatistischen Bestrebungen, die seit Jahrzehnten in Katalonien zu bemerken sind. Auch die Bedeutung, die der Karlismus jahrzehntelang im vorigen Jahrhundert besaß und auch heute noch bis zu gewissem Grade besitzt, ist nicht zum kleinsten Teil auf den gleichen Umstand und die gleiche im vorstehenden erwähnte Ursache zurückzuführen.

Begeben wir uns von Kastilien nach Andalusien, steigen wir von dem inneren Berglande über die Sierra Morena in das Guadalquivirgebiet hinab, das einst in der Tertiärzeit einen breiten Meeresarm bildete, den Ozean mit dem Mittelmeer verband und Iberien von der Sierra

Nevada trennte, die damals den äußersten nördlichen Ausläufer des Atlas-systems bildete, somit zu Afrika gehörte und mit diesem Erdteil verbunden war, so treten wir wieder in eine völlig neue Welt ein.

Agaven, Palmen und viele andere subtropische und tropische Gewächse geben der Landschaft einen von der Kastiliens wie von der der baskischen und kantabrischen Länder gänzlich abweichenden Charakter. Der sonnige Süden nimmt uns auf, afrikanisches Klima, gemildert an den Küsten von der Seeluft, bedingt die Bauart der Häuser, das Leben



Gemüsehändler.

Neue Photogr. Gesellsch.

der Menschen, ihre Sitten und Gewohnheiten. Aber auch die Bevölkerung ist eine andere, und zwar eine zum großen Teil afrikanische.

Hier unten in Andalusien waren in den letzten Perioden der vorgeschichtlichen Zeit die Iberer ansässig, die nach den Mitteilungen der Alten zu den höchst gebildeten Stämmen der Halbinsel gehörten. An den südlichen Küsten aber ließen sich dann, wie oben bemerkt, ange-lockt durch die unermeßlichen Schätze des Landes an wertvollen Erzen, die Phönizier nieder, und ihnen folgten die Karthager und Massen ber-berischer Einwanderer. Die semitischen und hamitischen Eindringlinge

beherrschten diese Gebiete ein Jahrtausend, und es konnte nicht ausbleiben, daß sie sich mit den Eingeborenen stark vermischten.

Den Karthagern folgten in der Herrschaft des Landes die Römer, ihnen die Germanen, die Vandalen und Westgoten. Der Aufenthalt der letzteren war von verhältnismäßig kurzer Dauer, dann aber drangen die Araber und ihre starke berberische Gefolgschaft ein, um hier beinahe 800 Jahre zu herrschen, und von neuem fand eine starke Mischung der einheimischen ethnischen Elemente mit den afrikanischen statt. In ihrer äußeren Erscheinung, in ihrer Kopfbildung, in vielen Charaktereigentümlichkeiten, Sitten und Gebräuchen weisen daher die großen Massen der andalusischen Landbevölkerung namentlich so enge Verwandtschaft mit den Nordafrikanern auf, daß sie nur orientalischer Tracht bedürfen würden, um ihnen völlig gleich zu sein. Leidenschaftlich, impulsiv und daneben wieder zeitweise apathisch und von fatalistischer Weltanschauung erfüllt, weichen die Andalusier so völlig von den Kastiliern und den Nordländern ab, daß sie ein anderes selbständiges Volk zu sein scheinen.

Wenn nun Andalusien in landschaftlicher Beziehung dank vielen überschwenglichen und poetischen Schilderungen im Auslande für eine Art irdisches Paradies gehalten wird, so ist dies ein großer Irrtum. Sein Reiz liegt in seinem selten getrüben Sonnenglanz, in der Klarheit der Luft, in dem tropischen Charakter seiner Vegetation, in der Intensität ihrer Farbenpracht, in der Eigenart und zum Teil in der Schönheit seiner Einwohner. Wo es gut bewässert ist, wie bei Sevilla und Granada, wo heute noch die Wasserleitungen der Araber in Gebrauch sind und durch sie eine gleichmäßige Verteilung der vorhandenen Wassermengen ermöglicht wird, da ist das Land fruchtbar und grün, im übrigen aber ist der Boden ausgedörrt, und im Sommer und Herbst kann man in manchen Gegenden stundenlang durch das Land reiten oder fahren, ohne einen Grashalm, einen grünen Busch und Baum zu sehen. In andern erblickt man hier und da eine Agave mit einem vertrockneten, bis 10 m Höhe messenden Blütenschaft, Ginster, Disteln, Palmetto und andere kleinere Pflanzen, die in dem unfruchtbaren, zum Teil salzhaltigen, der Feuchtigkeit fast ganz entbehrenden, von der Hitze tiefgespaltenen harten Boden ihr kümmerliches Dasein zu fristen vermögen.

Im allgemeinen kann man somit von landschaftlicher Schönheit nur sprechen, wo die Einwohner unter großen Mühen dem Boden die nötige Feuchtigkeit zugeführt und ihn in sorgfältige Kultur genommen haben, und da dankt er sie ihnen auch durch reichen Ertrag und tropische Pflanzen- und Blütenpracht. In der Niederung des Guadalquivir, im be-

sonderen in der Nachbarschaft von Sevilla, erfreuen ausgedehnte Wiesenflächen das Auge; sie dienen der Zucht der Kampftiere, die eine der hauptsächlichsten und einträglichsten Einnahmequellen der spanischen Grandengeschlechter bilden, in deren Händen sich der Großgrundbesitz befindet. Im äußersten Südwesten, im Mündungsgebiet des Guadiana, nimmt der Boden einen völlig trostlosen Charakter an, und Schwefeldämpfe lagern häufig über der steinigen Einöde, denn dort befinden sich die großen Minendistrikte von Rio Tinto, die schon den Phöniziern riesigen Ertrag lieferten und heute noch zu den ergiebigsten und reichsten Kupferbergwerken der Welt gehören.

An der südlichsten Spitze der Halbinsel endlich ragt eine der beiden Säulen des Herkules empor, die die Meerenge beherrschen, welche Europa von Afrika trennt: der Calpeberg, der heutige Gibraltarfelsen, dem jenseits des Wassers das alte Abyla, das heutige Cap Bullones bei Ceuta als zweite Säule auf afrikanischem Boden gegenübersteht.

Wenden wir nun unsere Schritte nach Nordosten, so kommen wir zunächst in die fast vegetationslosen Einöden der Mancha und Murcias, bis wir an der Ostküste bei Alicante in Elche den zauberhaften Reiz eines sehr ausgedehnten Palmenwaldes auf uns einwirken lassen können, der bis zu den großen Oasen der Sahara an Umfang und Stämmezahl seinesgleichen sucht. Klima und Bevölkerung, die blendende Weiße der kleinen, mit flachen Dächern versehenen Häuser erwecken hier die täuschende Vorstellung, daß wir europäischen Boden längst verlassen haben, uns mitten in der Tropenwelt Innerafrikas befinden.

Dann nimmt uns das ehemalige Königreich Valencia auf, das mit dem reichen Ertrag seiner riesigen Orangenplantagen, seiner Reisfelder und seines ausgedehnten hochentwickelten Gemüsebaus ganz Spanien zu versehen und von der Fülle noch viel an das Ausland abzugeben vermag. Der landschaftliche Charakter ist im wesentlichen dem Andalusiens ähnlich, die Bevölkerung aber weist doch unterscheidende Merkmale auf, die wohl darauf hinführen sind, daß zu der starken Mischung der iberischen mit karthagisch-berberischen, arabischen, römischen und germanischen Elementen noch die mit griechischen dazugekommen ist, denn gerade dieser mittlere Teil der Ostküste der iberischen Halbinsel wurde von den Rhodiern, Phokäern, Zakynthiern und anderen Einwanderern aus Kleinasien und von den griechischen Inseln bei der Anlage ihrer Handelsniederlassungen bevorzugt. Hier am Cap Nao, in dem heutigen Denia stand auch das Nationalheiligtum der griechischen Kolonisten Iberiens und überhaupt des südwestlichen Europa: ein großer Dianatempel.

Tun wir nun endlich noch einen Schritt weiter nach Norden und betreten wir Katalonien, die spanische Mark Karls des Großen, so verändert sich das Landschaftsbild abermals. Wir nehmen in ihm die rege Tätigkeit eines arbeitsamen Volkes wahr. Das Land ist sorgfältiger bebaut als die meisten Provinzen des Reiches, dabei weist die Vegetation wieder mehr den Charakter der übrigen südeuropäischen Länder, im besonderen Südfrankreichs, auf, mit dem es ja auch jahrhundertlang politisch verbunden war, und ermangelt des afrikanischen Charakters, den der



Im Palmenwald von Elche.

Süden und Südosten Spaniens in vielen Einzelheiten und deutlichen Zügen zu erkennen gibt. Aragonien dagegen bildet das Mittelglied zwischen dem fruchtbaren freundlichen Tieflande und dem sterilen Hochplateau Kastiliens, zum Teil den Charakter des eigentlichen Hochgebirgslandes annehmend, da es das ganze südlich von der französischen Grenze gelegene Bergland der mittleren Pyrenäenketten umfaßt und in seinen nördlichen Teilen überaus rau und schwer zugänglich ist. Dasselbe gilt von der kleinen, auf der Grenze zwischen Spanien und Frankreich inmitten der höchsten Gipfel der Pyrenäen gelegenen Republik Andorra.

Während in Aragonien fast nur Ackerbau und Viehzucht betrieben werden, zeugen in Katalonien überall, namentlich allerdings in dem nord-östlichsten Teil und in den Küstengebieten, die durch gute Verkehrswege mit Frankreich verbunden sind, zahlreiche Fabrikanlagen von großem Gewerbefleiß, und tatsächlich war Katalonien bisher die einzige Provinz Spaniens, in der Industrie und Handel in ausgedehntestem Maße betrieben wurden. Sie haben dem ehemals selbständigen Königreich auch den großen Wohlstand verliehen, den es sich, gestützt auf seine hochentwickelte Schifffahrt und die lange Beherrschung des Seeverkehrs, im westlichen Mittelmeer erworben hatte und heute noch besitzt. Dieser Wohlstand bekundet sich auch in der äußeren Erscheinung der Wohnstätten, der Dörfer und Städte, in den Lebensgewohnheiten und Sitten der Bevölkerung auf das deutlichste.

Was die letztere anbetrifft, so weist sie ihre ausgeprägte Eigenart auf, die sie von der ganzen übrigen Bevölkerung Spaniens sehr merklich unterscheidet und sich auch in der stolzen Bezeichnung des „Katalanen“ als solchen ausspricht, der es sogar als eine Beleidigung betrachtet, als „Spanier“ bezeichnet zu werden. Diese sehr starke ethnische Differenzierung ist durch die beträchtliche Beimischung von germanischem, und zwar im besondern von fränkischem Blut zu dem iberischen, keltischen und römischen erzeugt worden. Daher stammt auch die enge Verwandtschaft der Katalanen mit den Provenzalen und ihr kultureller Anschluß an letztere. Auch die katalanische Sprache ist nur wenig verschieden von der provenzalischen und weicht von der spanischen so sehr ab, daß sie für die meisten Spanier unverständlich ist.

Die Aragonesen hingegen, die den Katalanen am nächsten verwandt sind, unterscheiden sich in ihrem Charakter und ihren Anlagen doch stark von ihnen; sie sind ein echtes Bergvolk von äußerster Zähigkeit und dürfen wohl als die reinsten Vertreter des keltiberischen Bevölkerungsfaktors betrachtet werden. Charakterfest bis zur Starrköpfigkeit, stolz bis zum Hochmut, unbeugsam in der Verfolgung ihrer Ziele, zuverlässig, wenn sie ihr Wort geben, zum politischen und religiösen Fanatismus neigend, die kräftigsten und die übrigen Spanier an Körpergestalt weit übertreffenden, dabei die mäßigsten und im Ertragen von Strapazen zähesten, haben sie im politischen Leben Spaniens eine sehr bedeutende Rolle gespielt.

Endlich müssen wir noch zweier ethnischer Elemente gedenken, die zwar heute keinen Einfluß ausüben, aber für die kulturelle Entwicklung Spaniens doch von Bedeutung gewesen sind.

Das eine ist das jüdische. Israeliten sind schon mit den Phöniziern nach Spanien gekommen, haben sich trotz der Verfolgungen, die sie von den Römern und Germanen häufig zu erleiden hatten, doch stets großen Einfluß zu verschaffen gewußt, unter der 800 jährigen arabischen Herrschaft eine sehr große Rolle gespielt, bis sie zugleich mit diesen vom spanischen Boden vertrieben wurden. Wurden sie im allgemeinen von allen andern spanischen Volkselementen gemieden, so haben doch zahlreiche Mischungen mit ihnen stattgefunden, und unter den kastilischen Königen noch, ja sogar unter den ersten Habsburgern ist semitisches Blut in die hohe kastilische Welt eingedrungen. Nach ihrer gänzlichen Verbannung haben sich nur wenige direkte Nachkommen der Israeliten in Spanien erhalten; sie sind bekannt unter dem Namen der Chuetas, die in ihren Häusern im geheimen noch manche alten jüdischen Gebräuche bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Am zahlreichsten sind sie — soweit man von Zahlreichtum sprechen kann — im Valencianischen, in Katalonien und vor allem auf den Balearen zu finden.

Das andere ethnische Element ist das zigeunerische. Im frühen Mittelalter in Andalusien eingewandert, haben diese indischen Parias in Spanien das unstete Leben geführt, das ihnen überall eigen ist. Man hat versucht sie anzusiedeln, und in Granada haben sie sich wirklich zu zwei großen Gemeinschaften zusammengeschlossen, die Jahrhunderte hindurch unter ihrem eigenen Oberhaupt, ihrem dux, Herzog oder „König“ ihrer Eigenart und Naturanlage gemäß gelebt, und sind auch jetzt dort noch ansässig. Als Stierfechter, Pferdehändler, Hufschmiede, Volkssänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, als Wahrsagerinnen durchziehen sie ganz Spanien und bilden ein überaus interessantes Studienobjekt für alle Reisenden, die sich eingehender mit dem Lande, mit den Sitten und Gebräuchen seiner heutigen Bevölkerung beschäftigen.

Fassen wir die Ergebnisse dieser flüchtigen Umschau zusammen, so sehen wir, daß Spanien innerhalb seiner Grenzen eine Fülle der verschiedenartigsten natürlichen, kulturellen und ethnischen Erscheinungen darbietet, und daß es ebenso ausgeschlossen ist, von einem einheitlichen landschaftlichen Charakter wie von einem einheitlichen allgemeinen ethnischen Typus zu sprechen. Die scharfe Gliederung des Bodens der Halbinsel bedingt gewissermaßen die Entstehung vieler selbständiger, voneinander unabhängiger staatlicher Organismen, wie solche in früheren Kulturperioden auch in großer Zahl bestanden haben.

Die politische Einheit wurde erst durch die Verbindung der Kronen von Aragonien und Kastilien herbeigeführt, von denen jede im Laufe der

Jahrhunderte eine Reihe kleiner Staaten in sich aufgenommen hatte. Erst die modernen Verkehrsmittel aber haben einen Verschmelzungsprozeß aller einst politisch getrennt gewesenen Gemeinschaften und Staaten eingeleitet, der jedoch noch weit von seinem Abschluß entfernt ist, wie die lebhaften Abneigungen der heutigen Bevölkerungselemente untereinander



Granada: Eine Zigeunerin von Albaicin.

und die separatistischen Bestrebungen bekunden, die sich gerade in der Gegenwart im politischen Leben des Landes sehr kräftig bemerkbar machen.

Müssen bei der Beurteilung und Schilderung der in sich so überaus widersprechenden Erscheinungen im öffentlichen, privaten, kulturellen und ethnischen Leben Spaniens die geographischen, klimatischen und volks-

geschichtlichen Verhältnisse berücksichtigt werden, wie sich aus der flüchtigen vorstehenden Skizze ergibt, so ist es auch andererseits ganz unbedingt erforderlich, eine gewisse Kenntnis der politischen Geschichte und der Kulturgeschichte des Landes zu besitzen, wenn man es bereisen will. Auf jedem Schritt treten uns Denkmäler früherer Zeiten entgegen, und es gibt kaum ein anderes Volk, in dem die großen Ereignisse des Landes so fortleben, so lebendig erhalten sind, wie im spanischen. Stolz auf seine große Vergangenheit und ohne durch bedeutende Leistungen der jüngsten Zeit oder der Gegenwart davon abgelenkt zu sein oder in Anspruch genommen zu werden, lebt es so völlig in dieser Vergangenheit, daß es sich häufig der Täuschung hingibt, heute noch auf der Höhe zu stehen, die es früher einnahm, heute noch die maßgebende Rolle in der Weltgeschichte zu spielen, die es unter Karl V. und Philipp II. spielte, und blickt infolgedessen auch mit Geringschätzung auf die heute leitenden Staaten und Kulturvölker herab, die seine Macht — seiner Meinung nach — usurpiert haben.

So erscheint es denn geboten, im folgenden zunächst die wichtigsten Ereignisse der spanischen Geschichte und die hauptsächlichsten Entwicklungsphasen der spanischen Kulturgeschichte kurz zu betrachten, ehe wir die Erscheinungen, die das heutige Spanien dem Beobachter darbietet, in ihren wichtigsten Formen und Zweigen ins Auge fassen.

3. Geschichtlicher Rückblick.

In das tiefe Dunkel des vorgeschichtlichen Lebens Spaniens dringt der erste Dämmerchein durch die mehr oder minder unbestimmten Nachrichten, die die griechischen und römischen Geographen und Historiker der letzten Jahrzehnte vor und der ersten Jahrhunderte nach Christus über Iberien enthalten.

Daraus ersehen wir, daß ungefähr im elften Jahrhundert v. Chr. die Phönizier, die als erste den fernen Westen Europas besuchten, den Grund zu Gadir, dem heutigen Cadix, legten, nachdem sie höchst wahrscheinlich schon vorher auf dem Wege dahin an der südöstlichen Küste Spaniens manche andere Kolonien gegründet hatten und von ihnen, wie z. B. von Malaca, dem heutigen Malaga, aus auch in das fruchtbare und an Bodenschätzen reiche Innere des heutigen Andalusiens vorgedrungen waren.

Das so überaus günstig gelegene Gadir wurde der Hauptstützpunkt der Phönizier, die sich von dort aus in Scharen mit einer starken Gefolgschaft Angehöriger anderer semitischer Stämme über das an Kupfer und Silber so sehr reiche Gebiet von Tarsis und über die Täler des goldführenden Guadalquivir verbreiteten und den Süden der Iberischen Halbinsel im Laufe kurzer Zeit mit einem Netz von etwa 200 Pflanzstätten und Handelsplätzen überspannten. Das Hauptheiligtum der Phönizier Spaniens wie des gegenüberliegenden heutigen Marokko, wo Tingis, das jetzige Tanger, der Vorort der phönizischen Kolonien war, befand sich in Gadir.

Die großen Erfolge der Phönizier bewogen ihre kaufmännischen Nebenbuhler im Osten: die Griechen Kleinasiens und der zwischen Asien und Europa gelegenen Inseln, ebenfalls Kolonisten nach Iberien zu senden und auch da den Konkurrenzkampf mit den Tyriern aufzunehmen. Zakynthier gründeten um 700 v. Chr. das ihren Namen noch tragende Sagunt; Rhodier, Samier, Phokäer und andre Kolonisten ließen sich in der Nachbarschaft nieder und besiedelten die östliche Küste Spaniens,

wo Dianium, das jetzige Denia, mit seinem Großen Tempel der Diana den religiösen Mittelpunkt der vielen griechischen Emporien bildete.

Das allmähliche Schwinden der Macht der Phönizier und die Bemühungen der Griechen, den See- und Handelsverkehr auf dem damaligen Weltmeer, dem Mittelmeer, zu monopolisieren, gaben darauf den Erben der ersteren und den Nebenbuhlern der letzteren, den Karthagern, Veranlassung, ihre Kolonialpolitik auf Iberien auszudehnen, und nachdem



Tarragona, das sogenannte Grabmal der Scipionen.

sie 501 Gadir den Phöniziern weggenommen hatten, machten sie sich rasch zu Herren des von diesen bis dahin beherrschten und mit so glänzenden Erfolgen wirtschaftlich ausgebeuteten Landes. Der unglückliche Ausgang des ersten weltgeschichtlich so bedeutsamen Kampfes Karthagos mit Rom, des ersten Punischen Krieges, bewog die Karthager, mit allen Mitteln ihr iberisches Besitztum zu befestigen, um von dort aus zu Lande den unvermeidlichen Entscheidungskampf um die Weltherrschaft gegen Rom zu unternehmen. Hamilkar Barkas, der dortige Statt-

halter, entwickelte von 237 v. Chr. an eine große Tätigkeit, unterwarf fast die ganze Halbinsel, befestigte Barcino (Barcelona) und erhielt, nach seiner Ermordung 228, in seinem Schwiegersohn Hasdrubal einen tatkräftigen und umsichtigen Nachfolger, der von Neu-Karthago (Cartagena) aus die Vorkehrungen für den großen Vergeltungskrieg gegen Rom traf. Als auch er durch Meuchelmörder getötet wurde, erhob das Heer 220 seinen Schwager, den 28 jährigen Hannibal, auf den Schild. Sagunt, dessen griechische Bewohner in Rom Hilfe gesucht und einen Vertrag mit dessen Regierung geschlossen hatten, wurde der Anlaß zum zweiten Punischen Kriege und das erste Opfer desselben, da Hannibal es nach achtmonatiger Belagerung eroberte. Während Hannibal dann 218 nach Italien ging und dort große Erfolge erzielte, kämpften in Iberien römische Truppen unter Publius Cornelius Scipio und Gnäus Scipio gegen die Karthager mit wechselndem Glück, das sich nach dem Tode der beiden römischen Feldherren 211 vollständig den Karthagern zuzuwenden schien; 209 aber erstand dem P. C. Scipio in einem 17 jährigen Sohn ein Rächer, der nach mehreren Siegen durch die Einnahme von Gadir 206 der Karthagerherrschaft in Spanien ein Ende machte und dieses der römischen Republik unterwarf.

Jetzt endlich tritt aber die eingeborene iberische Bevölkerung zum ersten Male selbständig auf, um in 200jährigem, erbittertem Kampfe unter tüchtigen Führern und unter Anwendung des ihr eigenen und für sie seitdem stets charakteristisch gewesenen Kleinkrieges, des Guerillakrieges, mit allen Kräften zu versuchen, das Joch der neuen, der römischen Fremdherrschaft abzuschütteln. Vergebens. Männer wie Indibilis, Mandonius, Viriatus, Sertorius mußten, trotz glänzendster Waffentaten, ebenso wie ihre todesmutigen, heldenhaften kleinen Heere der Übermacht der Römer erliegen. Das Schicksal des von 8000 Iberern gegen P. C. Scipio Aemilianus und ein Heer von 60 000 Mann 15 Monate lang glänzend verteidigten Numantia ist ein weltgeschichtlich bedeutendes Beispiel der Tatkraft der spanischen Eingeborenen.

Nachdem dann Iberien im ersten Jahrhundert v. Chr. noch der Schauplatz der Kriege zwischen Marius und Sulla und bald nachher zwischen Caesar und Pompejus (48—45) geworden, nachdem Kaiser Augustus und Agrippa 26—19 noch einen Aufstand der Basken mit größter Mühe niedergeschlagen hatten, wurde Hispanien endlich unbestrittener Besitz der Römer.

Während mehrerer Jahrhunderte verschwindet Spanien dann wieder fast ganz aus der politischen Geschichte, wenngleich es dem römischen

Reiche mehrere Kaiser gab, wie Galba, Otho, Trajan, Hadrian und der Schauplatz mehrerer Christenverfolgungen wurde. Auch einige Kirchenkonzile fanden auf seinem Boden statt, der dem Apostel Jakobus geweiht war; angeblich waren auch die Gebeine des letzteren in dem nach ihm benannten Santiago de Compostela in Galicien beigesetzt; wenigstens werden sie heute noch als wertvollste Reliquien dort gezeigt und verehrt.

Als das römische Reich infolge inneren politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Verfalls sowie unter dem Ansturm der Germanen zusammenstürzte, ging auch Spanien 414 n. Chr. in den Besitz der Westgoten, Sueven, Vandalen und Alanen über, unter denen die ersteren das Übergewicht erlangten, nachdem die Vandalen 429 nach Nordafrika gezogen waren, wo sie sich ein großes Reich schufen, das allerdings nur einhundertjährigen Bestand hatte, und nachdem König Leovigild 585 dem Reich der Sueven ein Ende gemacht und diese in den äußersten Nordwesten der Halbinsel zurückgedrängt hatte. Die Westgoten Spaniens waren Arianer gewesen; König Reccared 586—601 trat jedoch zum Katholizismus über und machte diesen zur Staatsreligion, wodurch er dem Lande dauernd die Gunst der römischen Kurie zuwandte.

Unter den Königen Chindasvint und Receswinth, um die Mitte des siebenten Jahrhunderts, erreichte das Westgotenreich seine größte Ausdehnung und sein höchstes Ansehen, von dann ab begann jedoch der innere Verfall, der durch die Parteigung gefördert wurde und die Wehrkraft des Volkes schließlich sehr verminderte. Thronstreitigkeiten und persönliche Interessen der mächtigen Parteiführer, Unfähigkeit der Könige und ein Konflikt des letzten derselben, Roderich, mit dem Statthalter von Ceuta, Graf Julian, der an Roderich ein von diesem an seiner Tochter begangenes Vergehen rächen wollte, führten den Sturz des Westgotenreichs herbei.

Von Roderichs Gegnern zu Hilfe gerufen, setzte im Frühjahr 711 der arabische Heerführer Tarik mit einigen Tausend Mann nach Spanien über, wo der Dschebel al Tarik, der Gibralfelsen noch seinen Namen führt, und rückte gegen das ihm bei weitem an Zahl überlegene Heer Roderichs vor. Am Saladoflusse kam es vom 19.—25. Juli zu einer Schlacht, in der die Westgoten vollständig besiegt und zersprengt wurden. In wenigen Monaten war der größte Teil des Landes von den Arabern besetzt, nur Asturien, die letzte Zufluchtsstätte kleiner westgotischer Scharen, vermochte seine Unabhängigkeit zu bewahren und sollte die Wiege des christlichen Spaniens werden, der Ausgangspunkt des jahrhundertlangen

Krieges gegen die Mohammedaner, die jedoch erst 1492, nach beinahe 800 jähriger Herrschaft, ihren letzten Stützpunkt: Granada aufgaben.

Die sehr lange Dauer dieses Kampfes zwischen Kreuz und Halbmond erklärt sich daraus, daß die Christen in sich nicht geeint, durch Parteilung in ihren eignen Reihen entzweit waren und dadurch gehindert wurden, ihre vollen Kräfte gegen die Mohammedaner zu benutzen. So wogte der Kleinkrieg mit stets wechselndem Glück hin und her, und nur, wenn die Christen den Hader unter sich aufgaben und sich unter der Führung hervorragender Fürsten und Feldherren alle miteinander verbanden, wurde in großen Schlachten ein bedeutenderer Erfolg erzielt und dem Gegner ein mehr oder minder großes Stück seines Besitzes entrissen.

Auch die Mohammedaner waren in sich keineswegs geeint.

Der Gegensatz, der zwischen den Stämmen Arabiens bestand, und der, der zwischen den Arabern und den Berbern entstanden war, übertrug sich auch nach Spanien, wo sich große Massen von ihnen ansiedelten. Die Emire, die Statthalter der Kalifen, hatten daher Mühe genug, die Verwaltung des neuen Reiches zu ordnen. Trotzdem drangen sie mit ihren tapferen Heeren von 717 ab sogar über die Pyrenäen hinaus nach Frankreich vor, bis es Karl Martell unter Aufgebot eines großen Christenheeres gelang, den Arabern 732 bei Tours und Poitiers eine schwere Niederlage beizubringen und sie zur Räumung des größten Teils ihrer Besitzungen in Frankreich zu zwingen.

756 erstand dann den spanischen Arabern in dem letzten Sprößling des 750 von den Abassiden hingemordeten Ommajadengeschlechts: Abderrahman, ein hervorragender Führer, der sich durch hohe Geistesgaben, bedeutendes Feldherrntalent und diplomatische Geschicklichkeit auszeichnete, mit großer Tatkraft den Interessen- und Parteikampf der arabischen und berberischen Großen und ihrer Gefolgschaft unterdrückte, sich zum Alleinherrscher machte und damit der Begründer der neuen Ommajaden-dynastie in Spanien wurde, das er für unabhängig von den Kalifen des Orients erklärte. Unter der Herrschaft dieser ommajadischen Fürsten, die später auch den Kalifentitel annahmen, erblühte Spanien auf das glänzendste, und ihre Macht breitete sich zeitweise auch über einen großen Teil des heutigen Marokko und Algerien aus. Seinen politischen Gipfelpunkt erreichte das spanisch-arabische Kalifat der Ommajaden unter Abderrahman III. 912—961. Auch noch unter Alhakem II. 961—976 und unter Hischam II. 976—1013, der in seinem mächtigen, in 50 großen Schlachten siegreich gewesenen Großvezier Almanzor eine unerschütterliche Stütze hatte, genoß das Kalifat die Anerkennung als erste Großmacht

des mohammedanischen Westens, dann aber sank es unter weniger begabten Fürsten rasch von seiner weltgeschichtlich bedeutenden Höhe herab, um nach dem 1031 erfolgten Sturz des letzten Ommajaden Hischam III. den inneren Halt zu verlieren, den es bis dahin gehabt hatte.

Bis zu diesem Zeitpunkt war es den nordspanischen Christen auch nicht gelungen, den Mohammedanern gegenüber sehr große Erfolge zu erzielen.



Córdoba: Die Alcántarabrücke über den Guadalquivir.

718 hatte Pelagius, ein westgotischer Grande, die wenigen Volksgenossen, die in den unwegsamen Schluchten des Kantabrischen Gebirges Zuflucht gesucht hatten, um sich gesammelt und war von ihnen in der Höhle von Covadonga zum König von Asturien gewählt worden, als welcher er bis 737 in dem kleinen Bergreich regierte, das den ersten Bestandteil des im Laufe von beinahe 800 Jahren des Kampfes gegen die Araber entstandenen christlich-spanischen Staates bildete. Neben Asturien wurden in den rauhen Bergtälern des Kantabrischen Gebirges und der Pyrenäen, die von den Arabern wenig beachtet und nur schwach

besetzt gehalten wurden, im achten, neunten und zehnten Jahrhundert eine Reihe von andern kleinen Staaten gegründet, die, unterstützt von den Franken, sich allmählich unabhängig zu machen wußten. So entstand 724 Sobrarbe, woraus Aragonien hervorging, so entstand 817 die spanische Mark, zu der Karl der Große den Grund gelegt hatte, und die das Stamm-land der Grafschaft Barcelona und des späteren Katalonien wurde; so entstand 857 das Königreich Navarra; so entstanden 914 das Königreich Leon und 933 die Grafschaft Kastilien, die von Ferdinand I. 1035—1065 vereint wurden.

Die Mischbevölkerung aller dieser kleinen christlichen Staaten erblickte zwar ihre Lebensaufgabe in erster Linie im Kampf gegen die Mohammedaner, aber sie lagen auch untereinander in steter Fehde und riefen sogar oft ihre Glaubensfeinde gegeneinander zu Hilfe. Bei dieser Zersplitterung ihrer ohnehin, bei der schwachen Bevölkerung jener rauhen und wenig fruchtbaren Gebirgsgegenden, nur spärlichen Kräfte waren größere Erfolge den Arabern gegenüber natürlich trotz ihres Muts und ihrer Tapferkeit selten. Erst als die Ommajadendynastie gestürzt, das Kalifat Córdoba in Trümmer gegangen war, denn es löste sich nach 1031 in zahlreiche Kleinstaaten auf, deren Fürsten untereinander um die Oberherrschaft im Lande rangen, wurde den christlichen Königen der nordspanischen Kleinstaaten die Gelegenheit gegeben, kräftigere Vorstöße gegen die Mohammedaner Andalusiens zu machen und ihnen nach und nach immer größere Stücke ihres Besitzes zu entreißen. Die Emire von Sevilla waren die mächtigsten unter den arabischen Fürsten, aber da die Einigkeit unter ihnen fehlte, so vermochten sie nur schwachen Widerstand gegenüber den in rauhem Kriegsleben erwachsenen, unter den Unbilden des nordischen Gebirgsklimas gestählten christlichen Spaniern zu leisten, und König Motamid von Sevilla rief daher die marokkanischen Almoraviden zu Hilfe, die 1086 König Alfons VI. von Kastilien und Leon zwar in der Schlacht von Zalaca vollständig besiegten, aber diesen Sieg nicht ausnützten. Die Kastilier gewannen dadurch Zeit zu neuer Sammlung ihrer Kräfte; unter der Führung von skrupellosen Söldnerführern, die ihr Schwert dem Meistbietenden liehen und unter denen der sagenumwobene Haudegen Ruy Diaz de Bivar, als Cid weltbekannt geworden, die hervorragendste typische Gestalt ist, wurden alsbald wieder neue Angriffe gegen die Mohammedaner unternommen und ihnen immer größere Gebiete entrissen, so, nachdem der Cid 1085 Toledo genommen, 1094 Valencia, zu dessen König sich der Cid dann aufwarf und das er bis zu seinem Tode, 1099, beherrschte. So gingen im Laufe des

zwölften Jahrhunderts beträchtliche Teile des Kalifats an die christlichen Fürsten verloren, und wiederum sahen die Andalusier sich genötigt, die Hilfe der Marokkaner anzurufen, über die inzwischen die mächtige Dynastie der Almohaden die Herrschaft erlangt hatte. Der Sultan Abu Jussuf Jakob folgte gern diesem Ruf und schlug die dieses Mal vereinten christlichen Heere vollständig 1195 bei Alarcos. Wiederum nutzten die Mohammedaner aber diesen großen Sieg nicht aus, und die Christen übten an ihnen in der Schlacht von Navas de Tolosa 1212 nicht minder bedeutende blutige Vergeltung. Von diesem epochemachenden Ereignis an beginnen auch die Kastilier sich rascher auszubreiten; namentlich unter Ferdinand III. machten sie große Fortschritte: 1236 wurde Cordova, 1248 Sevilla, 1250 Xerez und Cadiz von diesem König erobert und damit die Herrschaft der Araber auf das Königreich Granada beschränkt, wo sie sich jedoch bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hielten. Erst am 2. Januar 1492 konnten Ferdinand und Isabella ihren Einzug in Granada halten und damit der Araberherrschaft in Spanien ein Ende machen. Es folgten dann noch die mehrfachen traurigen Nachspiele der Vertreibung der im Lande gebliebenen Mauren und Juden, und erst nach der Ausweisung der letzten Morisken im Jahre 1609 waren die Christen die unumschränkten Herrscher Spaniens.

Dasselbe Jahr, in dem die politische Macht der Mohammedaner auf der Iberischen Halbinsel gebrochen wurde, sollte für die katholischen Könige auch noch in anderer Weise von Bedeutung werden. 1492 entdeckte Columbus Amerika und legte damit den Grund zu der Weltmachtstellung, die die Krone Kastilien in den nächsten Jahrzehnten erringen sollte. Da Columbus, nach vergeblichen Bemühungen, von anderer Seite die nötige Unterstützung für die Ausführung seines Planes zu erhalten, den Weg nach Indien in westlicher Richtung zu suchen, schließlich von Isabel der Katholischen mit Geld und Schiffen ausgerüstet wurde, so machte sie auch ihren Anspruch auf den Besitz der neuen Welt geltend und ließ sich das Recht darauf durch eine Bulle Papst Alexanders VI. vom 3. Mai 1493 sichern, freilich mußten sie und Ferdinand auch angesichts der drohenden Haltung Johanns II. von Portugal 1494 in die Festsetzung einer Demarkationslinie willigen, durch die das Besitzrecht auf die neu entdeckten und fernerhin zu entdeckenden Ländergebiete zwischen den beiden Kronen von Spanien und Portugal geregelt wurde.

Die Erwerbung eines riesigen Kolonialreichs, aus dem unermeßliche Reichtümer in die Staatskassen Spaniens flossen, gab Spanien das politische Übergewicht über alle andern Großmächte Europas, und als der Enkel



Isabella, die Katholische.

der katholischen Könige, der Sohn ihrer unglücklichen, als wahnsinnig bezeichneten Tochter Johanna und des Gatten derselben, Philipp des Schönen, eines Habsburgers, Karl V., mit den Königskronen von Kastilien und Aragonien auch noch die Kaiserkrone des Deutschen Reiches vereinen konnte, da war es begreiflich, daß er, indem er die Worte „plus ultra“ in sein Staatswappen eintrug, auch von dem ehrgeizigen Streben erfaßt wurde, ein Weltreich zu gründen, wie es einst Alexander der Große und wie es Rom besessen hatten.

Seine autokratischen Neigungen, seine Nichtachtung der alten Sonderrechte der Kastilier und der Aragonesen erzeugten ihm allerdings schon bald nach seinem im Jahre 1516 erfolgten Regierungsantritt, 1519, große Schwierigkeiten in Spanien selbst. Der sogenannte Aufstand der Comuneros, der Vertreter der spanischen Gemeinderechte, belehrte ihn darüber, daß er es in seinem ererbten großen Reiche mit einem in schwerer Schule jahrhundertelanger Kriege hervorgegangenen, selbstbewußten und tatkräftig für seine Rechte eintretenden Volk zu tun hatte, und wenn es ihm auch gelang, diesen Aufstand 1521 niederzuschlagen, sich in der Schlacht von Villalar seiner Führer zu bemächtigen und sie durch ihre Hinrichtung unschädlich zu machen, so war er doch genötigt, fortan dem seit den Zeiten der Westgoten tief eingewurzelten demokratischen Konstitutionalismus der Spanier in ausgedehntem Maße Rechnung zu tragen. Namentlich war dies immer der Fall, wenn er die großen Summen bewilligt wissen wollte, die er für seine auswärtigen Unternehmungen beständig brauchte, und bei deren Bewilligung die Stände sich nicht nur sehr zurückhaltend bewiesen, sondern auch stets mit wichtigen nationalen Forderungen an ihn herantraten.

Sah sich Karl V. somit schon in der Verfolgung einer rücksichtslosen Politik im Innern seines Landes sehr beschränkt, so fand er in Franz I. von Frankreich einen genialen und gefährlichen Gegner seiner Weltmachtpolitik. Zwar war er ihm an Macht und militärischer Geschicklichkeit überlegen, und die Gefangennahme Franz' I. in der Schlacht von Pavia tat dem Ansehen des französischen Nebenbuhlers, der es nie verschmerzen konnte, daß die deutsche Kaiserkrone nicht ihm zugefallen war, großen Abbruch, aber Franz wußte doch, so lange er lebte, Karl immer bei der Verfolgung seiner Ziele empfindliche Schwierigkeit zu bereiten und Hemmnisse in den Weg zu legen. Das zeigte sich namentlich auch bei Karls kostspieligen Unternehmungen gegen die Barbareskenstaaten Nordafrikas.

Schon Kardinal Ximenez de Cisneros hatte gleich nach der Eroberung Granadas die katholischen Könige für den Plan zu gewinnen gesucht,

die Gunst der Verhältnisse auszunutzen und an den Mohammedanern Nordafrikas Rache zu nehmen für die lange Herrschaft, die ihre Glaubensgenossen und sie selbst über Spanien ausgeübt hatten. Er glaubte, mit geringer Mühe nun die Herrschaft Spaniens auf Marokko und ganz Nordafrika ausdehnen zu können. Ferdinand und Isabella waren diesem Plan auch sehr geneigt, aber es fehlte ihnen an Geldern, und so überließen sie es dem Kardinal selbst, Expeditionen auszurüsten und sein Glück in Afrika zu versuchen. Die Hoffnung auf leichte, glänzende Waffenerfolge wurde gründlich getäuscht, der erste Feldzug 1504 war trotz riesiger Opfer an Geld und Menschen fast ergebnislos, der zweite 1509 führte ja zwar schließlich zur Einnahme von Oran und einigen andern Hafentorten des heutigen Algeriens, aber die großen erhofften Erfolge blieben aus, und alle Anstrengungen, die Herrschaft der Spanier über die Stadtbezirke der wenigen eroberten Küstenplätze auszubreiten, waren vergeblich.

Der Glaubenseifer Kaiser Karls V. bewog diesen, die Pläne des Kardinals Cisneros wieder aufzunehmen, Nordafrika zu erobern und dort den christlichen Glauben an Stelle des Islam zum herrschenden zu machen. Anlaß hierzu bot sich beständig, denn die afrikanischen Seeräuber belästigten ganz besonders die spanische und die kaiserliche Marine — dank der Politik und Diplomatie Franz' I., der mit dem Sultan der Türkei freundschaftliche Beziehungen angeknüpft und durch ihn auch Verträge mit den Barbareskenfürsten abgeschlossen hatte, um seine Marine gegen die Seeräuberei zu schützen, und um die Türken und Mauren im Kriege gegen Karl zu Bundesgenossen zu haben.

1535 unternahm Karl eine Expedition nach Tunis, das er auch wirklich besetzte und dabei 30 000 Einwohner tötete, doch blieb dieses Unternehmen ohne irgendwelchen Nutzen für ihn. 1541 rüstete er eine neue Expedition gegen Khairaddin Barbarossa von Algier; ein Sturm zerstörte jedoch vor dieser Stadt den größten Teil der Flotte, und der Rest mußte eiligst in Spanien Zuflucht nehmen. Das Ansehen des Kaisers und seiner spanischen Truppen hatte dadurch in den mohammedanischen Ländern große Beeinträchtigung erlitten.

1547 starb Karls beständiger Gegner Franz I. Sein Nachfolger Heinrich II. setzte jedoch Franzens Politik gegen Karl fort und bereitete diesem bald nach seinem Regierungsantritt eine schwere Einbuße durch die Eroberung von Metz. Karl versuchte alles, diese Stadt wiederzugewinnen, es war vergebens, und der Schmerz darüber drückte ihn sehr nieder. Andere Mißerfolge kamen dazu und trugen zu dem Entschluß bei, 1555 die Kaiserkrone, 1556 die Krone Spaniens niederzulegen

und in das Hieronymitenkloster San Jerónimo de Yuste zu gehen, wo er 1558 starb.

Die innere politische und wirtschaftliche Lage, unter der Philipp II., der 1556 die Regierung übernahm, war äußerst schwierig. Die Spannung zwischen der Krone und dem Adel sowie dem Volk war sehr groß; die Kassen waren leer und die Stände nicht geneigt, die Mittel zu der kostspieligen Weltmachtspolitik herzugeben.

Entlastet von der Bürde der Kaiserkrone, stellte sich Philipp jedoch von vornherein mehr, als sein Vater getan hatte, auf den nationalspanischen Standpunkt, und da er sich auch in die Steuer- und Wirtschaftspolitik der Stände fügte, so fand er diese um so mehr geneigt zur Nachgiebigkeit, als sie sich in der Denk- und Empfindungsweise im Einverständnis mit ihm befanden.

Noch zielbewußter wie sein Vater sah er eine seiner Hauptaufgaben darin, Spanien zum unerschütterlichen Hort des katholischen Glaubens zu machen und diesem zu unumschränkter Weltherrschaft zu verhelfen. So mußte er den rücksichtslosesten Kampf gegen die Reformation führen, und er hielt es für seine Pflicht, dies nicht nur innerhalb seines Reiches und namentlich in den Niederlanden zu tun, sondern diesen Glaubenskampf auch auszudehnen auf alle Mächte, die den Protestantismus unterstützten oder ihm nicht kräftig genug entgegentraten. Durch seine diplomatischen Vertreter suchte er im Auslande in diesem Sinne zu wirken. Im Inlande schuf er sich in der Inquisition und ihren Tribunalen gefügte Werkzeuge zur Erstickung der unbedeutendsten Regungen protestantischen Geistes und zu gleichem Zwecke nahm er auch hier außerdem die Jesuiten in seinen Dienst, denen er im übrigen hauptsächlich die Vertretung seiner Glaubensinteressen in den Kolonien und im Auslande übertrug. Seine fanatische Glaubenswut mußte sich naturgemäß auch gegen den Islam richten, und in der Verfolgung dieses Zieles setzte er die Bestrebungen seines Vaters ebenfalls fort.

Aus dieser Geistesrichtung Philipps II. heraus sehen wir die Hauptereignisse seiner Regierung und seines Lebens entstehen. Zum Dank für den Sieg über Heinrich II. von Frankreich bei St. Quentin 1557 läßt er den Riesenbau des Klosters San Lorenzo, des Escorial, im Guadarramagebirge ausführen, der enorme Summen verschlang. Die furchtbare Strenge, mit der seine Statthalter in den Niederlanden, vor allen der Herzog von Alba, den Vernichtungskampf gegen die Protestanten führten, brachte ihn in beständigen Konflikt mit Frankreich, Deutschland und England, dessen Königin Elisabeth er außerdem persönlich zürnte, weil



Der Escorial.

sie seine Bewerbung um ihre Hand zurückgewiesen, und weil sie später auch den Prätendenten für den durch den Tod des Königs Sebastian in Marokko erledigten Thron von Portugal: den Prior von Crato, Dom Antonio, gegen ihn unterstützt hatte; wie auch der Abfall der Niederlande wesentlich ihrer Beihilfe zuzuschreiben war. Darum erklärte er ihr, als dem Oberhaupt der Protestanten, schließlich den Krieg, mußte aber 1588 den Schmerz erleben, seine mächtige Flotte untergehen zu sehen, was zur Folge hatte, daß die Herrschaft über die Meere von Spanien auf Holland und England überging. Mit furchtbarer Grausamkeit ließ er 1568—1571 den Aufstand der Mauren in den Alpujarren unterdrücken, nachdem er sie durch die gegen sie angewandten Verwaltungsmaßnahmen dazu herausgefordert hatte. Auch im Kampfe gegen die Türken war er erfolgreich. Sein Stiefbruder Juan de Austria erfocht 1571 den großen Seesieg bei Lepanto, durch den die Seeherrschaft der Türken über das östliche Mittelmeer wenn nicht völlig gebrochen, doch sehr beeinträchtigt wurde. Die Bartholomäusnacht in Frankreich 1572 hatte in ihm ihren geistigen Urheber.

Neben den religiösen Interessen brachten persönliche ihm manche Sorgen und Konflikte. Der Zwiespalt zwischen ihm und seinem Sohn Carlos endete mit dem wohl auf seine Veranlassung erfolgten Tode dieses Infanten 1568. Seinen glücklicheren Nebenbuhler um die Gunst der schönen Fürstin Eboli, seinen früheren Freund und Geheimschreiber Antonio Perez, ließ er foltern und hätte ihn wohl, wie so viele andre Gegner, auch umbringen lassen, wenn Perez nicht als Aragonese sein Heimatsrecht zur Geltung gebracht und dadurch die Gefahr einer allgemeinen Erhebung seiner engeren Landsleute heraufbeschworen hätte. Dieses Ereignis gab Philipp aber Anlaß, die Sonderrechte der Aragonesen später ganz zu unterdrücken, nachdem er die nötigen Vorkehrungen dazu getroffen hatte.

Waren ein Teil der Niederlande und manche andre Gebiete zwar im Laufe der Regierung Philipps verloren gegangen, so gewann er dafür Portugal und dessen großen Kolonialbesitz, als der phantastische König Sebastian 1580 auf dem Kreuzzuge nach Marokko mit seinem ganzen Heer umgekommen war. Philipp bemächtigte sich dieses Nachbarlandes kraft des Umstandes, daß er einer der nächsten Erben war. Sein Hauptgegner, der Prior von Crato, Dom Antonio, besaß nicht die Macht, seinen großen Heeren erfolgreich entgegenzutreten zu können.

War der spanische Landbesitz zwar somit bedeutend erweitert, so hatten die Wirtschaftspolitik Philipps, seine Verschwendung für den Es-

córial und die Armada, sowie die Kosten der auswärtigen Kriege doch den Staat wiederholt in die Gefahr des Bankrotts gebracht, und als Philipp 1598 nach langem, qualvollem Leiden starb, hinterließ er seinem Nachfolger eine Schuld von etwa 100 Millionen Dukaten und ein fast ganz verarmtes und entvölkertes Land, denn die Gesamtzahl der Bevölkerung, die allerdings später noch tiefer sinken sollte, belief sich damals auf kaum 6½ Millionen.

Die Großmachtstellung, die Karl V. und Philipp II. Spanien errungen hatten, blieb zwar nach außen hin auch unter Philipp III., 1598—1621, bestehen. Es trug hierzu das Ansehen bei, das die spanischen Diplomaten an allen Höfen genossen, und der 30 jährige Krieg war zum guten Teil, namentlich in der Länge seiner Dauer, ihren Intrigen und denen der Jesuiten zuzuschreiben. Die eigentliche Leitung des Staats lag in den Händen des allmächtigen Ministers Lerma. Dessen Friedensliebe war zwar der wirtschaftlichen Hebung förderlich, seine Prachtliebe dagegen schädigte wiederum die Staatskasse. Der verhängnisvollste Fehler der Regierung Philipps III. war jedoch die Austreibung der letzten Morisken von 1609—1611. Über 600 000 fleißige Landleute und Handwerker mußten, weil sie noch manche ihrer alten Sitten und Gebräuche bewahrt hatten und nicht als überzeugungstreue Christen galten, das Land verlassen, das dadurch dem vollständigen wirtschaftlichen Verfall preisgegeben und zugleich noch mehr entvölkert wurde.

Unter Philipp IV. erblühte zwar das geistige, künstlerische und höfische Leben sehr glänzend; der Minister Olivarez suchte auch dem Staat nach außen hin durch eine kräftigere äußere Politik neues Ansehen zu geben, die Kriege, die dadurch herbeigeführt wurden, kosteten aber wieder sehr viel Geld und verschärften von neuem die Gegensätze zwischen Spanien und Frankreich, die Lerma zu beseitigen verstanden hatte. Als Olivarez jedoch von seinen Neidern und Gegnern gestürzt wurde, und kein hervorragender Staatsmann seine Stelle neben dem geistig sehr unbedeutenden König einnahm, da wurde dieser der Spielball Richelieus. Gleichzeitig benutzte 1640 Portugal die günstige Gelegenheit, sich von Spanien loszusagen, und Philipp war außerstande, dies zu verhindern. Auch in Katalonien entstand eine Aufstandsbewegung, die auf die Abwerfung des verhaßten Joches Kastiliens abzielte und nur mit großer Mühe unterdrückt werden konnte. In Palermo und Neapel brachen ebenfalls Aufstände aus, die beinahe den Verlust der italienischen Besitzungen Spaniens herbeigeführt hätten.

Hatte der 1659 abgeschlossene Pyrenäenfrieden, aus dem Spanien sehr geschwächt hervorging, bezweckt, dem langen Kriegszustande

zwischen Spanien und Frankreich ein Ende zu machen, so trat dieser doch schon unter der Regentschaft der Königinwitwe für ihren schwächlichen vierjährigen Sohn Karl II. wieder ein, um fast während der ganzen Regierungszeit des letzteren zu dauern. Der Hof war während derselben überhaupt der Schauplatz der lebhaftesten Intrigen, denen der geistig sehr schwache König nicht gewachsen war, und Spanien mußte viel von seinem Besitz an Frankreich abtreten. Der staatliche Verfall hatte unter



Madrid: Statue Philipps V. Neue Photogr. Gesellsch.

diesem letzten unfähigen Gliede der Habsburgischen Dynastie seinen tiefsten Stand erlangt.

Kaum war Karl II. 1700 kinderlos gestorben, da begann jener große, 14 Jahre dauernde Kampf, der unter dem Namen der Spanische Erbfolgekrieg bekannt ist, und in den alle Großmächte jener Zeit verwickelt wurden. Ludwigs XIV. Politik aber war siegreich, sein Enkel Philipp, den er in Versailles 1700 hatte zum König von Spanien krönen lassen, behauptete sich mit seiner Unterstützung auf dem Thron, der damit der Bourbonendynastie anheimfiel, die ihn bis auf den heutigen Tag inne

hat. In diesem Kriege erlitt Spanien außer anderer Einbuße auch den dauernden Verlust Gibraltars an die Engländer, aber auch nach seinem Abschluß durch den Frieden von Utrecht, 1713, traten nicht ruhige Zeiten ein, deren das Land zu seiner Erhebung aus seinem Verfall bedurft hätte. Der Hof blieb der Schauplatz beständiger Intrigen, die immer neue internationale Verwicklungen und namentlich blutige Kriege um den Besitz Siziliens, Neapels und mehrerer norditalienischer Staaten nach sich zogen. Riesige Summen waren dafür erforderlich, und die Staatsschuld wurde dadurch immer mehr vergrößert, während der König selbst, dessen Charakter ein schwacher und schwankender war, unter der Last der ruhelosen Regierung in Schwermut verfiel, die es seinen intriganten Beratern und besonders seiner zweiten Gemahlin Isabella Farnese und ihrem Günstling, dem ehrgeizigen Minister Alberoni, leicht machte, ihre selbstsüchtigen Sonderzwecke zu verfolgen.

Philipp V. starb 1746, und sein ältester Sohn Ferdinand VI. übernahm die Regierung. Von den besten Absichten und dem Wunsche beseelt, Spanien wieder auf die Höhe zu erheben, die es unter Karl V. eingenommen hatte, verfolgte er eine friedliche Politik, die jedoch durchaus nicht nach dem Geschmack seiner ehrgeizigen Stiefmutter und seiner Halbbrüder König Karl VII. von Neapel und Herzog Philipp von Parma und seines Ministers Ensenada war. Immerhin ließ er sich nicht dadurch beirren und würde dem Lande vielleicht haben Nutzen bringen können, wenn er nicht auch in Schwermut verfallen wäre, aus der ihn allein die Musik vorübergehend herauszureißen vermochte.

Nach seinem frühen Tode 1759 trat sein Stiefbruder, der König von Neapel, als Karl III. die Regierung an, und unter ihm schien Spanien einen bedeutenden Aufschwung nehmen zu sollen. Klaren Blickes erkannte er die Schwächen seiner Vorgänger und die Schäden, die Spaniens Verfall verursacht hatten. Aufgeklärt, hoch gebildet, von dem Geist der französischen Enzyklopädisten erfüllt, strebte er dem Vorbilde Friedrichs des Großen von Preußen nach, und erkannte vor allem, daß es erforderlich war, sein Land von dem schweren Druck des Klerikalismus, des Mönchswesens und des Jesuitismus zu befreien, den riesigen Besitz der Toten Hand zu vermindern, Arbeitskräfte heranzuziehen, die Ackerbau, Industrie, Handel betrieben, und durch Ausbeutung der reichen Schätze des Landes diesem die Mittel zu einer friedlichen kulturellen Entwicklung gewährten und Wohlstand schufen.

In allen diesen Plänen durch tüchtige, gleichgesinnte Männer, wie Aranda, Grimaldi, Floridablanca u. a., unterstützt, konnte er am Schlusse

seines Lebens auf manche bedeutende Erfolge zurückblicken, unter denen der hervorragendste die Austreibung der Jesuiten am 1. April 1767 und die Aufhebung dieses Ordens durch Papst Clemens XIV. 1773 war. Um den Ackerbau zu heben, ließ er 6000 deutsche und holländische Kolonisten in der Sierra Morena ansiedeln.

In seinen kriegerischen Unternehmungen war er weniger glücklich. Der Versuch, Gibraltar zu erobern, mißlang, die Kriegszüge gegen Algier, dessen Piraten die spanischen Küstenplätze beständig brandschatzten und den Schiffsverkehr unsicher machten, verliefen unglücklich; ein Krieg mit Portugal zog ernste Verwicklungen mit England nach sich; nur Menorca, das durch den Frieden von Utrecht an England gefallen war, konnte er 1782 wiedererobern.

Im ganzen bietet die Regierung Karls III. eine erfreuliche, lichtvolle Periode in der neueren politischen Geschichte Spaniens, und um so schmerzlicher wurde von allen liberalen und gebildeten Elementen des Landes die reaktionäre Politik seines Nachfolgers Karls IV. empfunden, der nur ein Spielball der Launen und des Ehrgeizes seiner Gemahlin Maria Luisa und ihres Günstlings, des Offiziers der Leibgarde Manuel Godoy, war, den sie rasch zum Range eines Herzogs (von Alcudia) erhob und zum allmächtigen Minister machte. Den außerordentlich schwierigen internationalen Verhältnissen gegenüber waren weder Karl IV. noch Godoy gewachsen. Durch einen 1761 von Karl III. mit Ludwig XV. geschlossenen **bourbonischen** Familienvertrag sah sich Karl IV. genötigt, nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. den Krieg gegen Frankreich zu erklären. Dieser verlief jedoch so unglücklich, daß Godoy sich beeilte, den Baseler Frieden zu schließen, durch den Spanien Santo Domingo einbüßte. Godoy selbst erhielt aber dafür den Titel „Friedensfürst“. Dieser erste Eingriff in die französischen Verhältnisse verwickelte Spanien in der Folge in eine ununterbrochene Reihe von Kriegen, die sehr viel Geld kosteten und für Spanien meist unglücklich abliefen. Godoy erwies sich zwar als völlig unfähig, fand aber an der Königin eine Stütze und blieb daher der Leiter der Staatsgeschäfte, trotzdem der Kronprinz Ferdinand und das Volk seine Absetzung verlangten und diese schließlich zu erzwingen versuchten. Den Nutzen dieser Sachlage hatte Napoleon, der durch Godoys Vermittlung mit dem König einen Vertrag schloß, durch den Spanien zunächst in einen Krieg mit England verwickelt wurde, das in der großen Seeschlacht von Trafalgar 1805 die spanische und französische Flotte vollständig besiegte, Spanien damit des letzten Restes seines einstigen Ansehens als Seemacht beraubte und dadurch nicht wenig dazu beitrug,

daß in den nächsten zwei Jahrzehnten die großen spanischen Kolonialstaaten bis auf Cuba und Portorico von ihm abfielen. Das zweideutige Verhalten Godoys ihm gegenüber gab aber Napoleon dann auch den erwünschten Anlaß, seine geheimen Pläne bezüglich Spaniens auszuführen, die dortige Bourbonendynastie, ebenso wie er es mit der der Braganza in Portugal gemacht hatte, für abgesetzt zu erklären und 1808 seinen Bruder Joseph zum König von Spanien zu ernennen, während er Karl IV. und seinen Sohn als Gefangene in Frankreich internierte.



Cadiz.

Neue Photogr. Gesellsch.

Gegen diese Fremdherrschaft erhob sich jedoch am 2. Mai 1808 unter Führung zweier junger Offiziere Daoiz und Velarde die Madrider Bevölkerung und eröffnete damit den Freiheitskampf, an dem sich alsbald das ganze spanische Volk, unterstützt von den Engländern, beteiligte und der 1813 mit der Vertreibung der Franzosen aus Spanien endete.

Die provisorische Regierung Spaniens hatte inzwischen in Cadiz 1810—1812 eine liberale Verfassung geschaffen und berief, da Karl IV. schon 1808 zugunsten Ferdinands der Krone entsagt hatte, letzteren 1814 auf den Thron in der Erwartung, daß er nach der neuen Verfassung regieren würde, nachdem er sich als Kronprinz in dem Kampfe gegen Godoy und in dem Verhalten gegen seinen Vater fortschrittlich gezeigt

hatte. Er verweigerte nun jedoch nicht nur den Eid auf die Verfassung von 1812, sondern erklärte sie ebenso wie alle von der provisorischen Regierung seit 1808 gegebenen Gesetze und erlassenen Verfügungen für nichtig, löste die Cortes auf, setzte die Inquisition wieder ein, rief die Jesuiten zurück, ließ die Liberalen verfolgen, einkerkern und massenhaft hinrichten und eröffnete eine Regierung furchtbarster Reaktion. Die freiheitliche Bewegung ließ sich jedoch nicht mehr unterdrücken, und Spanien wurde der Schauplatz eines schrecklichen Bürgerkrieges und der blutigsten Greuelthaten, die die königliche Regierung an den Liberalen, den Freidenkern und Freimaurern verübte. Bedrängt durch diese, rief der König die Hilfe der heiligen Allianz an, die Frankreich mit dem Mandat betraute, ein Heer von 100 000 Mann unter Herzog von Angoulême 1823 zur Unterstützung des charakterlosen Königs zu senden, der in seiner Not nach der erfolgreichen und siegreichen Erhebung eines Teils der Truppen und des Volkes unter Oberst Riego 1820 die Cortes berufen und die Verfassung von 1812 beschworen hatte, nun aber, unter dem Schutz der französischen Truppen, alles widerrief und an den Liberalen die grausamste Rache nahm. Die hierüber aufgebrachten Großmächte entzogen dem König darauf schließlich ihre Gunst, die französischen Truppen wurden 1828 zurückberufen, und Ferdinand sah sich zu einigen freiheitlichen Konzessionen genötigt, um sich die Hilfe der starken Partei der gemäßigten Liberalen, der Moderados, zu sichern, da die Konservativen sich um seinen Bruder Don Carlos scharten und diesen auf den Thron heben wollten. Die fortschrittlichen Liberalen, die Konstitutionellen, versuchten nun, ihn zu bewegen, die Verfassung von 1812 anzuerkennen und herzustellen. Ferdinand wollte davon aber nichts wissen, suchte die Klerikalen und Apostolischen zu sich herüberzuziehen und sich mit Don Carlos zu versöhnen. Als er aber auch an diesem zum Verräter wurde und, als er seinen Tod herannahen fühlte, die Cortes nach der Verfassung von 1812 berief, um durch sie das 1789 durch pragmatische Sanktion aufgehobene salische Gesetz von 1713 als aufgehoben erklären zu lassen, damit der älteste seiner aus seiner vierten Ehe, der mit Maria Luisa hervorgegangenen Tochter Isabella, die Thronfolge gesichert würde, da war auch der endgültige Bruch zwischen Ferdinand und Carlos vollzogen.

Unter äußerst schwierigen Verhältnissen übernahm die Königinwitwe, die staatskluge und kräftige Maria Luisa, nach Ferdinands VII. am 29. September 1833 erfolgten Tode für die dreijährige Königin Isabella II. die Regentschaft. Wenn sie auch nicht die Verfassung von 1812 anerkannte,

so berief er doch die gemäßigteren liberalen Elemente und Führer an ihre Seite und erließ 1834 eine neue, 1837 dann wieder revidierte, Verfassung, die allerdings die extremen liberalen Parteien nicht befriedigen konnte, ihr aber immerhin einen großen regierungsfähigen Anhang sicherte, mit dem sie den Kampf gegen Don Carlos aufnehmen konnte, der gleich nach Ferdinands Tode mit den Waffen sein Thronrecht zu verfechten begann. Erfolgreich von Espartero bekämpft, mußte Karl sich 1839 zum Vertrage von Vergara bequemen und 1840 Spanien verlassen, ohne indessen auf sein Recht zu verzichten, das auch von seinen Nachkommen bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten und verfochten wird.

Da Maria Luisa sich nicht entschließen konnte, nur mit den progressistischen Liberalen zu regieren, deren Haupt Espartero war, sondern mehr zu den von O'Donnel und Narvaez geführten Konservativen und Absolutisten neigte, so ergaben sich innere Verfassungskämpfe und Aufstände, die während der ganzen Regierungszeit der 1843 mit 13 Jahren mündig erklärten Königin Isabella II. dauerten. Wiederholte Versuche, durch Verfassungsrevisionen Ausgleich und Frieden im Innern zu schaffen, waren vergebens, die Cortes wurden der Schauplatz unermüdlicher Redekämpfe, die nach militärischen Pronunziamientos und in Volkserhebungen und Bürgerkriegen dann mit den Waffen fortgesetzt wurden.

Allmählich erstarkte aber der Liberalismus unter Führung einer großen Zahl von hervorragenden Generalen, Politikern und Volksmännern doch so weit, daß diese dem unerträglichen, das Land dem vollständigen Ruin preisgebenden unsicheren Zustande ein Ende zu machen versuchen konnten. O'Donnells Bemühen, sein Ansehen und das der Krone dagegen durch eine glänzende Waffentat zu erhöhen, indem er 1859/60 einen Krieg gegen Marokko unternahm, das er leicht erobern zu können hoffte, war vergeblich, denn, wenn er auch nach unsäglichen Mühen und unter den größten Opfern einige Siege erfocht, und durch den Vertrag von Wad Ras Spanien eine Kriegsentschädigung und einige unbedeutende Gebiets-erweiterungen neben den in Marokko bestehenden Presidios sicherte, so war doch der tatsächliche und politische Erfolg ein verschwindend geringfügiger.

Ein von General Prim 1867 unternommener Militäraufstand schlug zwar fehl, dieser selbst und die angesehensten übrigen Führer wurden verbannt, aber die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes war den Plänen der Liberalen förderlich, und als die Verbannten 1868 zurückkehrten, unter der Führung des Feldmarschalls Serrano am 19. September einen neuen

Aufstand begannen und in der Schlacht an der Brücke von Alcolea am 18. September den Königlichen eine Niederlage bereiteten, da war es auch um den Thron Isabellas geschehen.

Die Dynastie der Bourbonen war gestürzt.

Die provisorische Regierung berief sogleich die Cortes und ließ eine neue Verfassung schaffen. Ihr Festhalten an dem monarchischen Prinzip verwickelte sie jedoch in neue Schwierigkeiten. Die republikanischen Ideen hatten tiefe Wurzeln im Volke geschlagen, und andererseits bereitete die Königswahl große Sorge, vor allem rief sie Don Carlos ins Feld, als dieser die Aussichtslosigkeit seiner Ansprüche erkannte. Die Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern brachte eine Verwicklung mit Frankreich mit sich und wurde einer der Hauptanlässe zum deutsch-französischen Kriege 1870/71. Endlich einigte man sich 1870 unter Prims Führung der Verhandlungen dahin, den italienischen Prinzen Amadeo zum Könige zu wählen, der am 2. Januar 1871 unter dem trüben Eindruck des am 30. Dezember 1870 an dem „Königsmacher“ Prim verübten Mordes seine Regierung antrat.

Von dem Wunsche erfüllt, streng verfassungsmäßig zu regieren, und selbst durchaus liberal, war er doch der Aufgabe nicht gewachsen, die erregten Parteileidenschaften zu zügeln, nachdem die Macht des Don Carlos gebrochen und dieser nach schweren Niederlagen 1872 zum Vertrage von Amoravieta gezwungen worden war. Militärunruhen und Aufstandsbewegungen im Volke, sowie die Erkenntnis, daß man ihm als Ausländer nicht das nötige Vertrauen entgegenbrachte, bewogen Amadeo I., am 11. Februar 1873 die Krone niederzulegen.

Die Radikalen, die dieses Ergebnis herbeigeführt hatten, beherrschten nun die innere politische Lage und setzten die Republik als Regierungsform ein. Nacheinander versuchten die Führer der verschiedenen republikanischen Parteien, Figueras, Pi y Margall, Salmeron und Castelar die Vorzüglichkeit ihrer Doktrinen in der Praxis der Regierung zu erweisen, mit so geringem Erfolge jedoch, daß die gemäßigten Liberalen leichtes Spiel hatten, dieser Staatsform durch den Staatsstreich des Generalkapitäns von Madrid, General Pavia, am 2. Januar 1874 ein Ende zu machen. Eine neue Regentschaft mit Serrano als Oberhaupt übernahm die Regierung. Das bedächtige Vorgehen desselben war aber nicht nach dem Wunsche der Monarchisten, im besonderen der Anhänger des Gedankens der Wiederherstellung der Bourbonenherrschaft, und am 29. Dezember 1874 erließen General Martinez Campos und Brigadier Daban in Sagunt ein Pronunciamento, durch das der damals auf der Kriegsschule in Woolwich seinen

Studien obliegende Sohn Isabellas II., Alfonso, als der XII. seines Namens, auf den Thron erhoben wurde.

Die ultrakonservativen, klerikalen Elemente erlangten nun wieder das Übergewicht, und die liberalen Errungenschaften der fünfzigjährigen Verfassungskämpfe wurden von Canovas del Castillo, dem zur Leitung berufenen Staatsmann, zum großen Teil beseitigt. Mit Don Carlos fertig zu werden, war schwieriger, und zwei Jahre harter, blutiger Kämpfe waren erforderlich, ihn aus dem Felde zu schlagen. Auch der 1868 begonnene Aufstand der Cubaner wurde von Martinez Campos erst 1878 durch manche politische Konzessionen beendet, die in der Folge aber nicht erfüllt wurden, was die Cubaner bewog, sich 1895 wieder zu erheben.

Canovas fand einen Gegner in Sagasta, dem hochbegabten Führer der Liberalen, und zwischen ihnen wechselte während der Regierung Alfonsos XII. die politische Leitung des Staats, der vor ernsteren Unruhen bewahrt blieb. Von Bedeutung für das Ausland wurde hauptsächlich die Marokkokonferenz von 1880, durch die eine Regelung der Beziehungen zwischen Spanien und überhaupt dem Auslande und Marokko vorläufig herbeigeführt wurde. Der 1885 zwischen Deutschland und Spanien entstandene Karolinenkonflikt wurde durch Schiedsspruch Leos XIII. beigelegt.

Nach dem bald darauf ganz unerwartet am 25. November 1895 erfolgten Tode des Königs sah sich die Königinwitwe Maria Christina genötigt, die Regentschaft für ihren erst am 17. Mai 1886 geborenen Sohn Alfons XIII. zu übernehmen. Ihrer Klugheit und der Geschicklichkeit der beiden Staatsmänner Canovas und Sagasta war es zu danken, daß während der langen Dauer der Regentschaft, bis 1902, der Staat trotz der lebhaften Parteikämpfe vor ernsten inneren Erschütterungen bewahrt blieb. 1895 jedoch brach in Cuba infolge der unerträglich gewordenen dortigen Zustände ein neuer Aufstand aus, der durch die strengen Versuche seiner blutigen Unterdrückung seitens des Generals Weyler verschärft wurde und 1898 nach dem 1897 erfolgten Tode Canovas' den Krieg mit den Vereinigten Staaten nach sich zog. Der unglückliche Verlauf desselben brachte den gänzlichen Verlust der spanischen Flotte und den der letzten größeren Kolonien, Cubas, Portoricos und der Philippinen, mit sich. Die noch übriggebliebenen Karolineninseln wurden an Deutschland abgetreten.

Am 17. Mai 1902 trat König Alfons XIII. die Regierung an, die, infolge des am 5. Januar 1903 erfolgten Todes Sagastas und der durch ihn erzeugten Zersplitterung der Liberalen, sich hauptsächlich in konservativ-klerikalen Bahnen bewegt, und zurzeit durch den Ministerpräsidenten Maura

geleitet wird. Die Heirat des Königs 1906 mit Ena von Battenberg, die als Königin nach ihrem Übertritt zum Katholizismus den Namen Viktoria angenommen hat, und die Geburt eines männlichen Thronerben haben im allgemeinen große Befriedigung im Lande erzeugt. Das bedeutendste politische Ereignis der ersten Jahre der Regierung des jungen Königs war die auf spanischem Boden abgehaltene Konferenz von Algeciras, durch die die europäischen Mächte von neuem den Versuch gemacht haben, die Angelegenheiten Marokkos zu regeln, wobei Spanien die Aufgabe erteilt worden ist, im Verein mit Frankreich die Polizeiverwaltung einiger der Hauptstädte Marokkos zu übernehmen.

4. Kulturgeschichtlicher Rückblick.

Sind die schriftlichen Mitteilungen über das alte Spanien äußerst dürftig, so haben dagegen die archäologischen Forschungen über das Land viele wertvolle Materialien geliefert, die einen Einblick selbst in weit zurückliegende vorgeschichtliche Zeiten gewähren. Manche kulturgeschichtlich wichtigen Überreste dieser frühesten Kulturperioden liegen sogar so deutlich zutage, daß sie der Reisende sehen muß, vollends ist dies mit denen der Fall, die aus jüngerer geschichtlicher Zeit stammen. Zu den ersteren gehören zum Beispiel die sogenannten Cyklopenmauern, die hier und da vorhanden sind, und von denen ein großer, noch völlig erhaltener, mit niedriger wichtigen Überreste dieser frühesten Kulturperioden liegen sogar so deutlich lichsten Sehenswürdigkeiten Tarragonas bildet. Er zeugt von einer großen Bautätigkeit der Eingeborenen zu einer Zeit, die weit vor der phönizischen Kolonisationsperiode liegt, und in der offenbar ernste Kriegszustände auf der Iberischen Halbinsel bestanden haben müssen. Kräftige Menschen müssen es gewesen sein, die jene großen Blöcke festesten Gesteins zu beträchtlicher Höhe aufschichteten und auf solche Weise Verteidigungswerke schufen, die selbst der heutigen Artillerie Widerstand leisten würden. Kämpfe um gute Viehweiden sind es wohl ursprünglich gewesen, die Bewegung in die Bevölkerungsmassen brachten. Später war es die Begierde nach dem Besitz reicher Silber- und Kupferminen, goldführender Bäche und Flüsse, die Zwistigkeiten erregte, die Anlage aus Stein erbauter Häuser und mit mehrfachen Wällen umgebener Festungen veranlaßte, zur Herstellung von Feuersteinspitzen für Lanzen und Pfeile, später von polierten Steinwaffen und dann von bronzenen und eisernen Dolchen, Schwertern und Beilen führte.

Die megalithischen Steindenkmäler Iberiens sind fast völlig gleich denen des heutigen Algeriens wie denen Großbritanniens und Skandi-naviens und zeugen von der Gleichartigkeit und nahen Verwandtschaft der Urbevölkerung dieser mächtigen westlichen Ländermassen. Dolmen, Menhirs und Cromlechs jüngerer Zeiten weisen Differenzierungen in den

Inschriftzeichen auf, die im Norden Runencharakter tragen, in den südlichen Ländern Verwandtschaft mit der ältesten phönizischen Schrift aufweisen. Die Versuche der Entzifferung der iberischen Steindenkmäler sind bisher jedoch gescheitert.

Die Küchenabfälle der iberischen Wohnstätten weichen in ihrer Zusammensetzung zwar von denen der Afrikaner und der Nordländer in mancher Hinsicht ab, was auf die verschiedenartige Ernährung zurück-



Tarragona: Cyklopenmauer.

zuführen ist, doch lassen sie Schlüsse für die gleichmäßigen Lebensgewohnheiten und Gebräuche zu. Die große Sorgfalt in der Herstellung der Begräbnisstätten deutet auf ein frühentwickeltes religiöses Leben und auf die Vorstellung von einem Leben nach dem Tode hin. Daher scheint die Bestattung in der Erde überwogen zu haben, obgleich an verschiedenen Orten der Halbinsel die Toten auch verbrannt wurden, so z. B. in der Gegend des heutigen Almeria. Die Leichen wurden in frühester Zeit in Steinkisten, die häufig aus Schiefertafeln bestanden, beigesetzt. Später,

aber immer noch in vorgeschichtlicher Zeit, bediente man sich dazu großer Tongefäße, die entweder zweiteilig waren und aus zwei mit ihren Hohlräumen gegeneinandergekehrten Wannern bestanden, oder die einteilig waren und den heutigen großen, mit Deckeln versehenen Öl- und Weinkrügen ähnelten. Die Toten, denen man ihre liebsten und wichtigsten Gebrauchsgegenstände mitgab, wurden in diesen Tonfässern in hockender Stellung eingeschlossen.

Aus neolithischer Zeit sind größere Kirchhöfe erhalten, die eine reiche Ausbeute an zum Teil roh verzierten Gebrauchsgegenständen aus poliertem Stein und aus Knochen gewährt haben.

Die Grabstätten der Metallzeit weisen reicher ornamentierte und rot, blau und grün bemalte Tonwaren, neben Messern, Dolchen, Schwertern, Fibeln, Zaumzeug und allerlei Geräte aus Bronze, Kupfer und Eisen auf. Viele dieser Gegenstände sind aber nicht einheimischen, sondern orientalischen und etruskischen Ursprungs und liefern den Beweis, daß bereits im dritten Jahrtausend v. Chr. ein reger Verkehr zwischen Iberien und anderen Mittelmeerländern bestand.

Die ältesten Wohnungen waren die natürlichen Höhlen. Später wurden solche künstlich geschaffen, indem man vorhandene Spalten und Vertiefungen des Gesteins erweiterte. Übrigens gibt es heute noch zahlreiche Höhlenbewohner in Spanien, und ihre Wohnräume geben eine gute Vorstellung von denen ihrer uralten Vorfahren. So lebt ein großer Teil der Zigeuner Granadas in Höhlen, und der grottenreiche Boden der südöstlichen Ecke Andalusiens, z. B. bei Guadix und Baza, bietet den dortigen Bauern billige Wohnungen in größter Zahl.

Die ältesten Häuser zeigen eine eigenartige Bauweise. Sie waren im allgemeinen rund und wurden hergestellt, indem zunächst ein kreisrundes Loch von gewünschtem Durchmesser etwa 50 cm bis 1 m tief ausgegraben wurde. Die Erdwand wurde mit dünnen Steinplatten, wohl überwiegend aus Schiefer, bekleidet und über diesen, den Erdboden noch etwa einen Meter überragenden, Platten wurde mit Hilfe von starken Zweigen ein Reisigdach gedeckt, das zum Schutz gegen Kälte, Regen und Sturm mit Tierfellen belegt wurde. Ein Pfahl in der Mitte dieses runden Hauses wurde zur Stütze des Daches. In neolithischer Zeit wurden die Häuser aus Steinen erbaut, die durch Mörtel miteinander verbunden waren; hölzerne Säulen dienten als Stützen des aus starken Ästen und Reisig hergestellten Daches. Diese Häuser werden somit wenig verschieden von den Adobehütten gewesen sein, die heute überall in Spanien von den anspruchslosen Bauern und Hirten zum Aufenthalt benutzt werden.



Hermita Nueva bel Guadix.

Als die Phönizier sich in Iberien ansiedelten, war ihr Augenmerk besonders auf die Ausbeutung des Metallreichtums gerichtet, und Tausende von Eingeborenen werden in den Bergwerken beschäftigt gewesen sein, die überall da angelegt wurden, wo sich ein guter Ertrag erwarten ließ. Die aus phönizischer Zeit stammenden Halden und Minen sind in staunenerregender Zahl vorhanden, gewähren heute noch wertvolle Fingerzeige für die Neuanlage von Bergwerken, und immer noch harren zahlreiche Minen dieser ältesten geschichtlichen Kulturperiode der Wiederaufnahme der Bergbauarbeiten. Des weiteren wurden in den großen Handelsplätzen auch primitive Hüttenwerke eingerichtet. Allerdings beschränkte man sich im allgemeinen wohl auf die Gewinnung möglichst reiner Erze, die in mehr oder minder gediegenem Zustande in solcher Masse vorhanden waren, daß Mineralien, die heute als sehr gehaltreich an Edelmetallen hoch geschätzt werden, damals als wertlos verworfen wurden, so daß gegenwärtig diese ältesten phönizischen Halden zunächst ausgebeutet werden, ehe man zum Abbau des nur oberflächlich geschürften erzhaltigen Gesteins schreitet. Das gewonnene Metall wurde an den Fundstätten oder den größeren Stapelplätzen nicht nur eingeschmolzen, sondern teilweise auch schon zu Gerätschaften verarbeitet, um so leichter nach dem Orient überführt werden zu können. So wurden die Schiffe gelegentlich mit silbernen Ankern versehen, behaupten einige Schriftsteller.

Webereien und Färbereien waren offenbar auch in beträchtlicher Zahl eingerichtet, um einen Teil der Wolle zu verarbeiten und, unter Benutzung der Cochenille und anderer in Iberien heimischer Farbstoffe, zu färben.

Was die politischen und sozialen Lebensverhältnisse der Eingeborenen anbetrifft, die wesentlich von Viehzucht und Ackerbau lebten, so erhellt aus den Schilderungen der griechischen und römischen Schriftsteller, daß das Clanwesen bei ihnen im allgemeinen die herrschende und durch die geographische Eigenart des Landes auch kräftig entwickelte Grundform ihres öffentlichen Lebens war und blieb. Die einzelnen Stämme waren unabhängig voneinander, regierten sich selbst, schlossen aber untereinander vielfach feste Bündnisse zu gemeinsamem Schutze gegen andre feindliche Stammverbände. So bestand in Lusitanien ein Gauverband, dem dreißig Stämme, in Galicien einer, dem vierzig Stämme angehörten. Die gemeinsamen Angelegenheiten dieser Föderationen wurden auf Konzilien oder Abgeordnetentagen beraten.

Bei manchen Stämmen, namentlich den iberischen des Südens, war die monarchische Staatsform ausgebildet, aber überwiegend offenbar auf der Grundlage der Wahl, nicht der Vererbung. Daneben bestanden vielfach

eine oder zwei gesetzgebende und beratende Körperschaften. Die Bevölkerung zerfiel in Freie und Unfreie, einen Herrenstand und eine dienende Klasse. Eigenartig war die Neigung zur Bildung von Bruderschaften, und es wird berichtet, daß diese Bündnisse so ernst genommen wurden, daß im Kriege die Waffenbrüder der Häuptlinge diese im Falle ihres Todes nicht überlebten, sondern geflissentlich den Tod suchten oder ihn sich gaben.

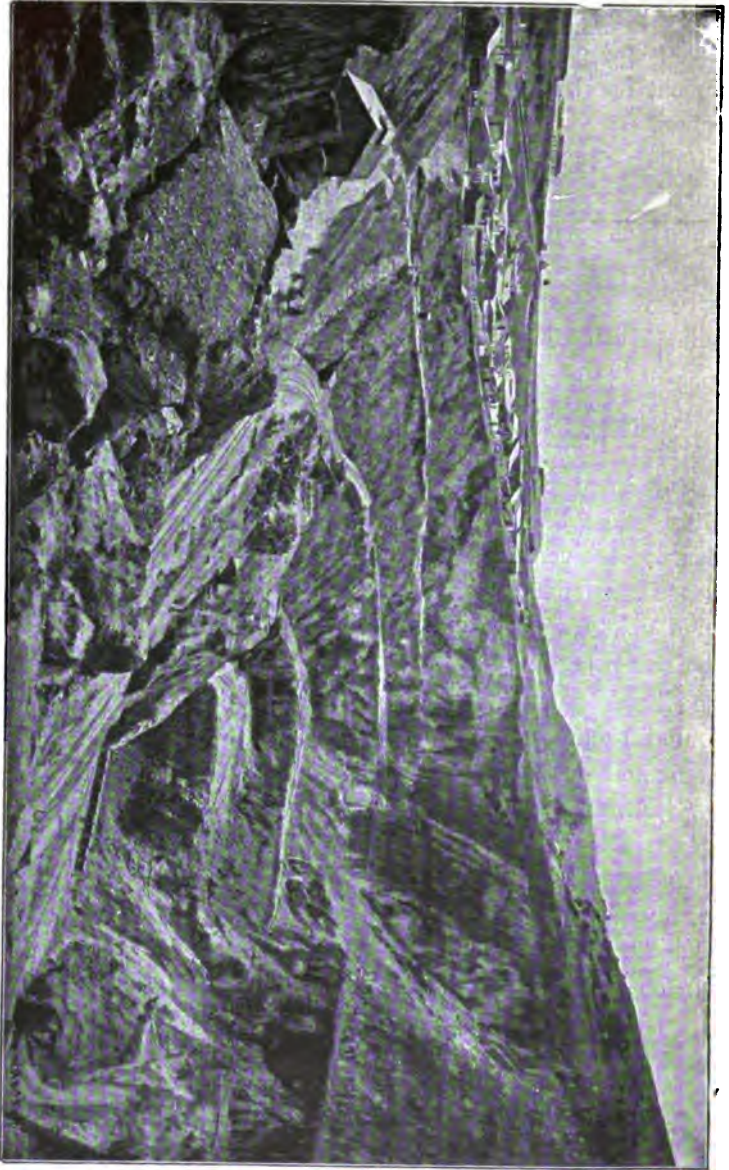
Bezüglich des Besitzes walteten bei vielen, namentlich keltischen und keltiberischen, Stämmen völlig kommunistische Grundsätze ob. So bildete der Boden des Landes bei den Vaccäern das gemeinsame Eigentum der einzelnen Clane; er wurde jährlich an die Familien zum Zweck der Bebauung verteilt, der Ertrag aber war Gemeingut und wurde gleichmäßig vergeben. Auch die Viehweiden und Wälder waren Gemeingut.

Über die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen geben die vorhandenen Nachrichten ein ganz unzureichendes Bild, nur soviel erhellt auch darüber, daß sie sehr verschiedenartig waren. Manche Anzeichen lassen auf einen Gestirnkultus, zahlreiche rohe Tierfiguren auf einen Tierkultus, andre auf die Vorstellung eines einzigen unsichtbaren Gottes schließen. Die verschiedenen Stämme, Clane, Familien und Berufsgenossenschaften hatten ihre besonderen Götter und Schutzgeister. Tieropfer und gelegentlich offenbar auch Menschenopfer wurden dargebracht, und aus den Eingeweiden wurde geweissagt.

Die Iberer galten im allgemeinen als weniger kriegerisch als die Kelten und Keltiberer, alle aber zeichneten sich durch tollkühnen Mut und Tapferkeit aus, wenn sie einmal die Waffen ergriffen hatten. Von starkem Individualismus und Lokalpatriotismus, von Freiheitsdrang und Haß gegen alle Fremden erfüllt, hätten sie in festem Zusammenhalten untereinander leicht dem Eindringen von Ausländern Widerstand leisten können, aber es herrschte niemals unter ihnen Einigkeit, und dieser Umstand lähmte ihre Kraft und Widerstandsfähigkeit.

Durchweg mäßig, begnügten sie sich mit den einfachsten Nahrungsmitteln. Die Bewohner der nördlichen Striche lebten hauptsächlich von Eichelbrot und Wasser; die Keltiberer und Iberer bereiteten aber auch eine Art Gerstenbier und Met und genossen Fleischspeisen verschiedener Art.

Ihre Erwerbstätigkeit bestand, soweit sie nicht den Phöniziern und später den Griechen und Karthagern diente, außer der Herstellung der allereinfachsten Gebrauchsgegenstände und Bekleidungsstücke, in der Anfertigung von Waffen und Schilden. In der Fabrikation der Schwerter



Aus den Minen von Rio Tinto.

zeichneten sich besonders die Keltiberer aus, und der Hauptort derselben war seit alten Zeiten Bilbilis, das heutige Calatayud. Diese zweischneidigen, mehr oder minder langen Dolche und Schwerter fanden auch die Schätzung der Römer, die ihre Formen für die ihrigen annahmen. Die Schilde der Kelten waren meist rund, die der Keltiberer oval und ziemlich groß. Die Köpfe wurden mit Metallhelmen bedeckt, die vielfach mit farbigen Haarbüscheln verziert waren.

Die Männerkleidung bestand aus Wollgeweben und Mänteln von dunkler Farbe; Kelten und Keltiberer scheinen auch bis in die römische Zeit vielfach noch Tierfelle benutzt zu haben; diese dienten namentlich auch für die Herstellung von Schuhen, Beinschienen und Kopfbedeckungen, und es ist überraschend, daß sich in entlegenen Gebirgsgegenden heute noch derartige Bekleidungsstücke erhalten haben. Bei den Frauen scheint Neigung für Putz und Äußerlichkeiten vorhanden gewesen zu sein; es heißt von ihnen besonders, daß sie gern farbige und helle Gewänder trugen.

Starrsinn, Grausamkeit, Leidenschaftlichkeit, Verschlagenheit, Kleinlichkeit der Gesinnung und Neigung zu Fanatismus werden als charakteristische Eigentümlichkeiten der Eingeborenen von den Alten hervorgehoben.

Zu höherer geistiger Kultur scheinen sich nur die Turdetaner des heutigen Andalusien erhoben zu haben. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß Musik und Tanz von alters her im Lande eifrig gepflegt wurden, und der altertümliche Charakter vieler Volkslieder und Tänze, namentlich der der Basken und Galicier, läßt unter Berücksichtigung der bezüglichen Mitteilungen der alten Schriftsteller den Schluß zu, daß manche der heute noch vorhandenen aus vorgeschichtlicher oder frühester geschichtlicher Zeit herkommen.

Die Interessen der griechischen Ansiedler waren auch wie die der Phönizier ausschließlich wirtschaftliche und kaufmännische, nicht politische. Inwieweit sie über den Bezirk ihrer Kolonien hinaus einen Kultureinfluß ausgeübt haben, ist nicht festzustellen. Seine Spuren hat man vereinzelt im Innern und bis nach Galicien hin wahrnehmen können, und die griechischen Händler werden sicher das ganze Land bereist haben. Bemerkenswert ist jedoch, daß die ältesten bekannten Münzen der Iberischen Halbinsel in Emporion, Ilerda, Sagunt und andern griechischen Kolonien hergestellt worden sind, und zwar teils mit griechischen, teils mit iberischen Inschriften. Den Griechen wird auch die Einführung der Wein- und Olivenkultur im Osten der Halbinsel zugeschrieben. Von dem Gewerbe-

betrieb in ihren Niederlassungen zeugen Töpfereien, Überreste von Skulpturen und ein in Ampurias aufgefundener Mosaikfußboden. Hervorzuheben ist ferner, daß sich in den ehemaligen Siedlungsgebieten der Griechen, namentlich im südlichen Valencia, bis auf den heutigen Tag im Marienkultus viele Anklänge an den Diana- und den Aphroditekultus der Griechen erhalten haben.

Was die Kulturzustände unter der Karthagerherrschaft betrifft, so muß ein sehr bedeutender Aufschwung erzielt worden sein, denn die Einkünfte, die Karthago aus Iberien bezog, waren sehr groß, und der Kriegszug Hannibals wurde aus den Einnahmen bestritten, die er aus der Verwaltung des Landes gewann. Die Haupteinnahmequelle scheint der Bergbau in dieser Zeit gebildet zu haben, doch auch Ackerbau und Viehzucht müssen außerordentlich gefördert worden sein, um den Anforderungen zu genügen, die die Versorgung der großen Heere bedingte, die um die Herrschaft des Landes stritten. Den Hauptbestandteil der karthagischen Truppen, mit denen Hannibal gegen Rom zog, bildeten übrigens spanische Söldner, und zwar waren es die keltischen Stämme des Nordens und Westens, die sie stellten, nächst ihnen die Keltiberer des inneren Hochplateaus.

Die Iberer hatten sich mit aller Macht gegen die Römer gewehrt, nachdem Spanien aber endlich vollständig unterworfen war, nahm es die römische Kultur sehr rasch an und wurde eine der höchst kultivierten Provinzen des Reiches. Die Ursache dieser Erscheinung ist in der Kolonialpolitik der Römer zu suchen. Sie ließen den unterjochten Völkern ihren nationalen Glauben, ihre Sitten und Gewohnheiten, aber sie führten ihre Gesetze und ihre Verwaltung ein. Sie verwandten einen großen Teil der hohen Abgaben, die sie ihnen auferlegten, und der sonstigen Einkünfte aus den Provinzen für die wirtschaftliche Hebung derselben, für Anlage guter Heerstraßen, Verkehrswege, Brückenbauten, Wasserleitungen und öffentlicher Bauwerke. Dadurch gewannen sie sich die Neigungen der höheren, gebildeteren, einflußreichen Bevölkerungsklassen und durch sie wurden auch die Massen schließlich dem römischen Kultur einfluß unterworfen. Die römische Sprache, die zunächst nur wie im ganzen Reiche die amtliche war, wurde in Spanien im Laufe der Zeit zur allgemeinen Volkssprache, und zwar in dem Maße, daß die allmählich entstehende spanische Sprache von allen romanischen das meiste von dem Lateinischen angenommen und bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, eigentlich nur ein lateinischer Volksdialekt und der Muttersprache der Römer am nächsten verwandt ist. Auch in der Literatur und in der

Politik spielten die Spanier in der Kaiserzeit eine sehr bedeutende, ja sogar einflußreiche Rolle. Viele der namhaftesten römischen Schriftsteller waren aus Spanien gebürtig.

In richtiger Würdigung der natürlichen Bodenschätze und Hilfsquellen des Landes förderten die Römer mit allen Mitteln den Ackerbau, die Viehzucht und vor allem den Bergbau Spaniens, das infolge der Steigerung seiner Ausfuhr rasch zu einer der reichsten Provinzen, zur Kornkammer Roms und Italiens wurde, zu einem sehr blühenden Zustand gelangte



Sevilla: Römische Stadtmauer. Neue Photogr. Gesellsch.

und eine so beträchtliche Zunahme seiner Bevölkerung aufwies, daß man diese zu jener Zeit auf 30, ja übertriebenerweise sogar auf 50 und 70 Millionen Seelen veranschlagt hat. Die Hauptstadt Tarraco, das heutige Tarragona, das ungefähr eine Million Einwohner hatte, und die andern Großstädte, wie Illiberis, Bilbilis, Gades, Hispalis, Carthago Nova, Augusta Emerita, wetteiferten an Glanz mit Rom und den Großstädten Italiens.

Zur Sicherung des Landes waren vorzügliche Heerstraßen angelegt, die sich den großen Weltstraßen des Reichs anschlossen und alle größeren

Orte Hispaniens untereinander verbanden; sie wurden dann auch für den wirtschaftlichen und Handelsverkehr in Anspruch genommen. Theater und Zirkusse dienten den Belustigungen der Großstädte, und namentlich waren es die Stierkämpfe, die hier Gefallen erregten. Die riesigen kommunalen und staatlichen Bauten, die Paläste der hohen Beamten und Offiziere des Heeres bedingten ebenso wie die Herstellung von Festungen und Standlagern eine sehr bedeutende Bautätigkeit, und ihren Überresten begegnet man gegenwärtig trotz der unruhigen Zeiten, die über das Land inzwischen hingegangen sind, noch überall.

Die Industrie und überhaupt die materielle Kultur entwickelte sich dem



Sevilla: Die Arena von Italica.

hohen Stände der Kultur und dem Reichtum des Landes entsprechend in glänzender Weise. Die Leinenstoffe von Soetabis, die Wollstoffe von Tarraco und Barcino, die Eisenwaren und Waffen von Toletum und Bilbilis, die Tonwaren von Sagunt und Valencia waren überall hochgeschätzt. Die galicischen lodenartigen Mäntel waren im römischen Heer durchweg eingeführt; die Gewänder, die in Tarraco gefertigt wurden, fanden starken Absatz in den höchsten Ständen Roms.

Hispanien mußte aber auch für das Vergnügen sorgen. Die Tänzerinnen und Sängerinnen von Gades, überhaupt aus Baetica, dem südlichen Spanien, durften bei keinem großen Gastmahl in Rom fehlen. Die Schwerttänze und Volkslieder der Galicier und Basken belustigten

die Soldaten und wurden durch sie auch in aller Welt bekannt, so daß die Geschichtsschreiber davon Notiz nahmen. Ihre Musikinstrumente werden heute noch wie vor zwei Jahrtausenden angewandt, ihre Tänze heute noch wenig verändert ausgeführt.

Das Christentum muß in Spanien sehr früh Eingang gefunden haben, und die Neigung zum Fanatismus, die den Iberern eigen war, fand in ihm kräftige Nahrung. Spanien lieferte dem neuen Glauben viele Märtyrer, und seine Theologen gewannen bedeutenden Einfluß. Die sehr große Zahl von Bistümern und die Abhaltung dreier allgemeiner Kirchenkonzile auf spanischem Boden im vierten Jahrhundert allein sind bezeichnend für den Glaubenseifer des spanischen Volkes.

Der staatliche Verfall des römischen Reiches zog den kulturellen nach sich. Das sehen wir auch in Spanien. Die Germanen aber, die die Römer dort in der Herrschaft des Landes ablösten, standen noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe und vermochten somit nicht nur nicht den Verfall der Kultur aufzuhalten, sondern noch viel weniger, die Kultur zu heben und zu fördern. Der Schwerpunkt des Wirkens der Westgoten in Spanien liegt auf den Gebieten der Verwaltung und Gesetzgebung, nicht aber auf dem der materiellen oder geistigen Kultur. Letztere wurde ganz von der Kirche beherrscht und das, kulturell bedeutsamste, Ereignis dieser ganzen Periode ist die völlige Unterdrückung des freieren arianischen Glaubensbekenntnisses, die Einsetzung der katholischen als der Staatskirche 587 seitens des Königs Reccared I. Wichtig war ferner die Aufhebung der germanischen Rassegesetze durch König Receswinth, wodurch eine engere Verbindung zwischen den romanischen und den germanischen Bevölkerungselementen bezweckt und auch allmählich erzielt wurde. Von der Bautätigkeit der Westgoten findet man eigentlich nur in der damaligen Hauptstadt des Landes Toledo dürftige Spuren, und auch sie weisen wenige charakteristische Merkmale auf.

Unvergleichlich bedeutender sollte der arabische Kultureinfluß auf Spanien werden, handelte es sich hier doch auch um eine etwa 800 Jahre dauernde Einwirkung.

Sobald die Herrschaft der Araber über das Land befestigt war, namentlich nachdem Abderrahman I. das Emirat übernommen hatte, war das Augenmerk der neuen Herren zunächst neben der Ordnung der Verwaltung auf Hebung der Bodenkultur gerichtet. Aus allen Teilen des Kalifats wurden Nutzpflanzen aller Arten in Andalus eingeführt und akklimatisiert. Es wurde dann ferner für ergiebige Ausnutzung der spär-

lichen Wassermengen, für gute Kanalisation gesorgt, und der an sich so überaus fruchtbare Boden lohnte die auf ihn verwandte Mühe durch den reichsten Ertrag, der weit über den Bedarf der rasch und sehr bedeutend zunehmenden Bevölkerung hinausging. Daneben wandte man sich der Viehzucht zu, die ebenfalls mit großem Eifer betrieben wurde, und besonders auf dem Gebiet der Pferdezucht wurden bald so gute Ergebnisse erzielt, daß die andalusischen Pferde mit den echt arabischen an Kraft und Schönheit wetteifern konnten. Der Bergbau scheint zwar nicht so nachdrücklich wie unter den Phöniziern gefördert worden zu sein, er wurde aber auch nicht vernachlässigt, denn der Bedarf an Metallen aller Art war ein sehr bedeutender und wurde sicherlich durch den Ertrag des spanischen Bodens allein gedeckt.

Die rationelle und intensive Ausbeutung dieser natürlichen Erwerbsquellen des Landes ergab eine stetig wachsende Staatseinnahme und schuf einen sehr großen Wohlstand, der es ermöglichte, beträchtliche Summen der Hebung der allgemeinen Kultur zuzuwenden. Während das Land, soweit es im Besitz der Araber war und bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts blieb, sich in einen überreichen Fruchtgarten umwandelte, wurden die Städte mit Wohlfahrts- und Verkehrseinrichtungen versehen, die man bisher nicht gekannt hatte. Badeanstalten entstanden in großer Zahl, die Straßen erhielten Beleuchtung, für die öffentliche Sicherheit wurde gesorgt. Industrie und Handel nahmen einen riesigen Aufschwung. Der beständige Krieg mit den Christen förderte die Waffenfabrikation, mit der sich das Kunstgewerbe verband, und die kostbaren, mit Gold und Silber eingelegten und tauschierten Waffen, Rüstungen und Schmuckgegenstände wurden in Massen exportiert. Die Gerberei und die Herstellung des Corduan und Maroquin, der farbigen Leder, sowie der zahllosen daraus gefertigten Gebrauchsgegenstände beschäftigten große Mengen Gewerbetreibender. Wollweberei, Leinenweberei, Seidenweberei lieferten hochgeschätzte Waren für den Weltmarkt. Die Teppiche wie die Schleier- und Brokatstoffe wurden in ungeheurer Menge in alle Welt exportiert. Der große Verwaltungsapparat war der Papierfabrikation äußerst förderlich, die dort im 8. Jahrhundert eingeführt wurde und von der in den christlichen Landen bis zum 14. Jahrhundert überhaupt keine Rede war. Die Töpferei schuf neben den notwendigen Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens jene kostbaren Kunsterzeugnisse, die, soweit sie noch vorhanden sind, heute sehr hoch bezahlt werden müssen, jene irisierenden Schalen, Schüsseln, Krüge, die wertvolle Schaustücke unserer Museen sind, außerdem die riesigen Massen glasierter Kacheln, mit denen die

Fußböden und Wände der Häuser und Paläste bekleidet wurden, endlich die Lampen, soweit diese nicht von Metall oder Glas hergestellt wurden.

Die reiche Entwicklung der materiellen Kultur gewährte die Grundlage für eine hohe Geisteskultur und für die Pflege der Künste.

Neben jeder Moschee entstand eine Volksschule; mit den größeren waren eine höhere Schule und Wohnstätten für die Schüler verbunden. Auf 18 Universitäten, die von zehntausenden von Studenten besucht waren, wurden die Naturwissenschaften, Medizin, Chemie, Mathematik,



Córdoba: Teil des Alcazar.

Astronomie, Philosophie, Theologie und alle verwandten Zweige der Wissenschaften gepflegt; etwa 70 Bibliotheken, von denen einzelne bis 600 000 Bände enthielten, boten um das Jahr 1000 das reichste gelehrte Studienmaterial. Poesie und Musik fanden die sorgfältigste Pflege und größte Förderung. Neben den Ritterspielen und Waffenturnieren, den vornehmsten Belustigungen der höchsten Offizierskreise, wurden Dichterswettkämpfe veranstaltet, an denen die fahrenden Sänger der ganzen mohammedanischen Welt sich beteiligten.

Vor allem aber fand die Baukunst eine großartige Förderung durch

die Herstellung der vielen Tausende von Moscheen und Palästen. Auf diesem Gebiete können wir namentlich die drei Perioden deutlich erkennen, die die Gesamtkultur des arabischen Spaniens überhaupt aufweist, und die den drei Perioden der politischen Geschichte entsprechen. Die erste dauerte von 711 bis zum Untergang der Omajjadendynastie und hatte ihren Herd in der Hauptstadt des Kalifats, in Cordova, das zur Zeit des dritten Abderrahman wohl eine Million Einwohner zählte; die zweite umfaßt die Zeit von 1031 bis ungefähr 1250, während der Sevilla das Kulturzentrum war; die dritte erstreckte sich von dann bis zur Einnahme der Alhambra 1492 und hatte ihren Mittelpunkt in Granada.



Granada:
Alhambra, Wanddekoration.

Bauüberreste aus diesen drei Perioden sind heute noch, wenngleich nicht in großer Masse, so doch in solcher Zahl vorhanden, daß sie das Studium der Entwicklung der arabischen Baukunst noch dem Besucher der drei großen arabischen Kulturstätten Cordova, Sevilla, Granada ermöglichen; aber auch Toledo, Valencia und fast alle größeren Ortschaften und viele kleine Andalusiens enthalten wertvolle Überreste aus jener glänzendsten Kulturepoche Spaniens. Das Ornament bildete den künstlerischen Hauptbestandteil der arabischen Baukunst, die das konstruktive Element vernachlässigte, und gerade an ihm können wir die Wandlungen erkennen, die dieser Zweig der Kunst durchmachte. In der ersten Periode überwiegen die dem Geist des Korans allein ent-

sprechenden geometrischen Ornamentmotive; mit der geistigen Befreiung vom Druck der Orthodoxie, einer weiteren Weltanschauung, dem Überwiegen des Wissens über den starren Buchstabenglauben, drang dann in der zweiten Periode der Naturalismus in die Ornamentik ein, um endlich in der dritten Periode der höchsten Kulturentwicklung überwiegend zur

Geltung zu gelangen. Die Arabesken, die „Märchen der Linie“, die uns die Alhambra in überraschender Verschiedenartigkeit und Fülle heute noch darbietet, gehören wohl zu dem Schönsten, was orientalischer Kunst- und Formensinn überhaupt geschaffen hat. Die Arabeske, das arabische Flächenornament, ist es namentlich auch, das einen so sehr bedeutenden Einfluß auf die Kunst und das Kunstgewerbe der übrigen Welt ausgeübt hat.

Die hohe Stellung, die das weibliche Geschlecht in den höheren Klassen der arabischen Bevölkerung einnahm, die Tatsache, daß viele Frauen sich als Dichterinnen, manche als Lehrerinnen an den Universitäten auszeichneten, sind bezeichnend für die Höhe der sozialen Kultur. Die arabischen Kalifen-, Königs- und Fürstenhöfe waren die Pflegestätten feiner Sitten und der Ritterlichkeit, und das Rittertum sowie der Minnedienst des christlichen Mittelalters sind wesentlich in ihrer Entstehung und Entwicklung durch die Mauren Spaniens beeinflußt worden, wie auch die provenzalische Troubadourpoesie nach maurischem Vorbilde geschaffen worden ist.

Die geographischen Studien der Araber, ihre Kenntnis von der Kugelgestalt der Erde, die von den maurischen Universitäten in die christliche Welt eindringen, bereiteten die Entdeckungsfahrten der Portugiesen und Basken vor und dienten Columbus als Grundlage für seinen Plan, den Seeweg nach Indien nicht in östlicher, sondern in westlicher Richtung zu suchen.

Nach dem Vorbild der maurischen Hochschulen und Universitäten wurden die medizinische Schule von Amalfi, die Universitäten von Montpellier, Bologna, Paris, Palermo gegründet, an denen die Medizin und die exakten Wissenschaften auch lange Zeit hindurch nach den Übersetzungen arabischer Lehrbücher vorgetragen wurden.

Drang der Einfluß der arabisch-maurischen Kultur Spaniens somit weit über dieses Land hinaus, so war er in Andalusien und im Valencianischen selbst um so nachhaltiger und stärker, als die Bevölkerung dort eine überwiegend maurische geworden war, und es bedurfte der mehrfachen furchtbaren Verfolgungen der Überreste der maurischen Bevölkerung und ihrer schließlichen gänzlichen Vertreibung aus dem Lande, um auch maurisches Denken, Wissen und Können dort auszurotten. Daß dies trotz aller grausamen Maßnahmen allerdings nicht vollständig gelang, daß der Bevölkerung des südlichen Spaniens der maurische Blutzusatz nicht ganz entzogen werden konnte, daß sich im Typus der Bevölkerung, in ihren Sitten und Gebräuchen doch noch, namentlich auf dem Lande, viel Maurisches erhalten hat, das fällt selbst dem flüchtigsten Reisenden in diesen Teilen Spaniens deutlich auf.

Die christlichen Bewohner der nordspanischen Kleinstaaten suchten sich auf jede Weise vor dem Eindringen arabischer Kultureinflüsse in ihre Herrschgebiete zu schützen. Der Kampf gegen die ihnen verhaßten Mohammedaner des arabischen Spaniens bildete den Hauptgegenstand ihres Interesses und ihrer Beschäftigung; er stärkte auch ihren Glauben und erzeugte jene orthodoxe Intoleranz, die die Erweiterung des geistigen Horizonts über die engen Schranken des kirchlichen Dogmas völlig ausschloß und nur die Betätigung duldete, die sich innerhalb derselben vollzog.



Sevilla: Die Fassade des Alcazar.

Von literarischem Leben zeigt sich in den ersten Jahrhunderten des Bestehens der nordspanischen Staaten keine nennenswerte Spur; das Kunstschaffen, das ungefähr mit dem zehnten Jahrhundert begann, um sich dann später glänzend zu entwickeln, beschränkte sich auf den Bau von Kirchen und ihren inneren und äußeren Ausputz.

Soweit nicht der Krieg gegen die Andersgläubigen die Nordspanier in Anspruch nahm, geschah dies durch die Fehden der Fürsten und Großen dieser Kleinstaaten untereinander um ihren kärglichen Besitz und um seine

Erweiterung, denn so anspruchslos die Nordspanier auch in aller und jeder Beziehung waren, so war bei der schwachen Bevölkerung jener Gebiete und bei der Inanspruchnahme aller Kräfte für die Kriege mit den Nachbarn und mit den Glaubensfeinden von einer intensiven Pflege des Ackerbaus und vollends der Industrie kaum die Rede, die Armut war daher sehr groß, die Staatseinnahmen waren verschwindend gering, die Fristung des Daseins sehr schwer, und die geringfügigste Handhabe für Erweiterung des Besitzes mußte notwendigerweise zu Reibungen der Interessen aller beteiligten Faktoren führen. Diese Verhältnisse waren aber der Anlaß für Hebung des Rechtsbewußtseins, Entwicklung des Individualismus und Geltendmachung der Sonderrechte der verschiedenen staatlichen Faktoren, der Stände und der einzelnen Individuen. So sehen wir denn den germanischen Individualismus, der sich in der Staatsverfassung und Gemeindeordnung des Westgotischen Reiches deutlich bekundet hatte, sich in diesen christlichen Kleinstaaten immer kräftiger ausbilden und in den Stadtrechten, den fueros, und in der Repräsentativvertretung der Stände immer stärker hervortreten, bis diese letztere zur Institution der regelmäßigen Ständeversammlungen, der Cortes, führte, die, soweit ersichtlich, zum ersten Male 1071 in Aragon, und zwar nach Jaca, einberufen wurden. Hatten die Granden, die hohen Adligen von dem Augenblick der Gründung der ersten Staatsorganismen in Nordspanien an eifersüchtig darüber gewacht, daß die von ihnen erwählten Fürsten und Könige ihre beschränkte Macht nicht überschritten, hatten sie dann Adelsunionen gebildet, die die Rechte des Adels gegen die Krone wie gegen den Klerus, den Bürger- und Bauernstand zu vertreten hatten, so sehen wir nach Einführung der Cortes in allen Nordstaaten das Ständewesen sich immer mehr entwickeln und ein stark pulsierendes politisches Leben in ihnen entstehen. Da die Krone, der Adel und der Klerus, wie scharf sie einander auch zeitweise befehdeten, doch die Neigung hatten, als konsumierende Faktoren die arbeitenden Klassen der Bürger und Bauern auszubeuten, so schlossen auch diese sich in sich enger zusammen und bildeten hermandades, Bruderschaften, die nötigenfalls mit den Waffen ihre Sonderrechte gegen die Krone, den Adel und den Klerus verteidigten, nach Vertretung in den Cortes strebten und durch Institutionen, wie die des Justicia mayor, des mit fast königlichen Machtbefugnissen ausgestatteten Oberrichters von Aragon, ein Gegengewicht gegen die Krone zu schaffen wußten. Das Genossenschaftswesen dehnte sich aber auch auf die Gewerbetreibenden, Viehzüchter und Ackerbauer aus, die sich ihre Sonderrechte erzwingen. So hat sich der Concejo de la Mesta, die Vereinigung der Schäfer mit

eigener Gerichtsbarkeit bis an die Grenzen der Neuzeit erhalten, und in Valencia tritt heute noch zu bestimmten Zeiten des Jahres der aus Bauern zusammengesetzte Wassergerichtshof zusammen, um auf seinen Tagungen alle Streitfragen über den Wasserverbrauch der Bauern in jener Provinz nach uralten, mündlich überlieferten Gesetzen ohne Berufungsrecht zu entscheiden.

Wenngleich die Repräsentativverfassung im Laufe der Jahrhunderte auch noch viele Kämpfe mit der Krone zu bestehen hatte, von Karl V.,



Puerta del Sol in Toledo.

Philipp II. und andern Habsburgern zeitweise fast ganz unterdrückt wurde, so war sie doch nicht mehr völlig zu beseitigen, und wir sehen den Parlamentarismus in Spanien somit aus echt germanischen Wurzeln heraus viel früher als in irgend einem andern Lande entstehen, um allerdings erst im neunzehnten Jahrhundert in den inneren politischen Kämpfen des Landes zu voller Kraft zu gelangen.

Die Kultur der verschiedenen nordspanischen christlichen Staaten entwickelte sich nach den ersten Jahrhunderten des Bestehens der letztern in ihnen sehr verschiedenartig. In Katalonien, das für sich das Recht

des höheren Alters gegenüber Kastilien in Anspruch nahm, und dieses bis zurzeit, ja heute noch viel energischer als je zuvor vertritt, entwickelte sich von Anfang an ein viel regeres geistiges, künstlerisches und vor allen Dingen wirtschaftliches Leben als in allen übrigen nordspanischen Staaten. Mit guten Häfen am Mittelmeer — dem damaligen Weltmeer — gelegen, beteiligte seine Bevölkerung sich frühzeitig sehr lebhaft an dem Seehandel; ja Barcelona schuf vor 1266 das libro del Consulado de mar, ein Seerecht, das allgemeine Geltung für den Seeverkehr auf dem Mittelmeer erlangte. Dadurch wurde nicht nur der Schiffsbau, sondern überhaupt die Industrie außerordentlich gefördert, namentlich die Wollweberei, die Leinenindustrie, die Gerberei und Lederwarenherstellung, die Eisenindustrie, und Katalonien hat sich damit das Verdienst erworben, überhaupt das Industriezentrum Spaniens zu werden, was es auch jetzt ohne Zweifel ist.

Die Basken erwiesen sich zwar auch als sehr tüchtige Seeleute, und sie haben frühzeitig weite Reisen bis in den höchsten Norden unternommen. Ihre Tätigkeit diente aber mehr der Fischerei als dem Handel, und im Zeitalter der Entdeckungen zeichneten sie sich dann als kühne Seefahrer aus, die den regsten Anteil an der Erschließung der überseeischen Welt genommen haben. Diese Erweiterung ihres Horizonts wirkte auch wie bei den Katalanen in hohem Grade anregend auf ihre gesamte Kulturfähigkeit, und nächst jenen wurden sie die Förderer der Industrie und des Handels. Der Erzreichtum ihrer Gebirge wies sie auf den Bergbau, das Hüttenwesen, die Eisenindustrie, und auf diesen Gebieten sind sie bis jetzt in hervorragendster Weise tätig geblieben.

Die binnenländischen Staaten, im besonderen Kastilien und Leon, waren die Hauptträger des Glaubenskampfes gegen die Mohammedaner, während Aragon, das lange Zeiten hindurch politisch mit Katalonien eng verbunden war, mehr zu letzterem neigte, und zum Beispiel die Katalanen auch auf ihren Kriegszügen gegen die Italiener, Türken und Kleinasiaten auf das kräftigste unterstützte und durch seine zähen, kräftigen Soldaten wesentlich, wenn nicht fast ausschließlich zur Eroberung Siziliens, des Königreichs Neapel, Sardinien und anderer Gebiete beitrug, die bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu dem wertvollsten Besitz der spanischen Krone gehörten. Von Industrie und Handel war in Kastilien kaum die Rede, und so ist es auch später geblieben.

Das geistige Leben erwachte zuerst ebenfalls in Katalonien, dessen Hof den lebhaftesten Anteil an seiner Förderung nahm, auch den freigeistigen provenzalischen Troubadouren stets eine Zuflucht gewährte. Die

Troubadourpoesie wurde kräftig gepflegt; eine Akademie des heiteren Wissens wurde geschaffen, durch Blumenspiele wurde die geistige Betätigung in hohem Grade angeregt.

Von den Künsten gedieh zunächst nur die Architektur, der sich ein mächtiges Arbeitsfeld in dem Kirchenbau darbot, und zwischen dem elften und fünfzehnten Jahrhundert entstanden die großartigsten Kathedralen, die Spanien überhaupt aufzuweisen hat. Andererseits gab der Festungs- und Palastbau den Architekten überall sehr viel zu tun.

Das geistige Leben stand völlig unter der Herrschaft der Kirche, denn auch die poetische Literatur durfte sich sowohl vor dem fünfzehnten Jahrhundert, wie vollends unter den Habsburgern nur in den Schranken bewegen, die das kirchliche Dogma steckte. Soweit von Wissenschaften vor den Habsburgern gesprochen werden kann, waren es seit Alfons dem Weisen doch nur Theologie, Jurisprudenz, Philosophie, Astronomie, die gepflegt wurden. Die Geschichte wurde in Chronikform behandelt. Auch unter den Habsburgern wurde an den unter ihnen entstandenen Universitäten dieser Kreis nicht erweitert. Ein Wandel trat in dieser Beziehung erst unter den Bourbonen ein, mit denen französischer Geist in Spanien eindrang und allmählich zur Herrschaft gelangte. Freiere Geistesrichtung, freiere wissenschaftliche Betätigung fanden namentlich unter Karl III. Boden, um von dann ab als Ferment weiter zu wirken.

Die Volkssprache, das romance, aus dem sich das dem Provenzalischen auf das nächste verwandte Katalanische und Valencianische, ferner das Kastilische und die Provinzaldialekte entwickelten, fing seit dem dreizehnten Jahrhundert an, die lateinische Schrift- und Amtssprache zu ersetzen, und in dieser Zeit finden wir somit die Anfänge der spanischen Nationalliteratur.

Das soziale Leben war selbst an den Höfen, mit Ausnahme dessen der Grafen von Barcelona, ein sehr einfaches. Kriegsspiele, Turniere, zu denen seit dem zwölften Jahrhundert die Stiergefechte kamen, bildeten das Hauptvergnügen der Ritterschaft und des Adels.

Den Abschluß dieser Kulturperiode bilden die beiden fast gleichzeitigen Ereignisse der Eroberung Granadas und der Entdeckung Amerikas, die für die Weltkulturgeschichte von Wichtigkeit geworden sind.

Für Spanien im besonderen war das Jahr 1492 von größter Bedeutung. Der endgültige Sieg des Kreuzes über den Islam, der durch die Verbindung der beiden miteinander um die Vormacht wetteifernden Kronen von Kastilien und Aragon herbeigeführt worden war, zog die staatliche Einheit nach

sich: das Königreich Spanien war das erste Ergebnis der Eroberung Granadas.

Die Entdeckung Amerikas sollte zwar für die Machtausbreitung des geeinten Königreichs von ungeahnter Wirkung sein, Spanien zur Weltmacht erheben, die wirtschaftliche Einwirkung freilich sollte trotz der riesigen Reichtümer, die nun in das Land strömten, trotz der Prachtentfaltung, die sie den herrschenden Klassen ermöglichten, eine nachteilige werden. Die Kastilier, die die Arbeit überhaupt von je her als entwürdigend betrachtet hatten, glaubten sie nun völlig entbehren zu können,



Sevilla: Der goldne Turm.

Neue Photogr. Gesellsch.

aber auch die übrigen Spanier vernachlässigten sie unter dem berückenden Einfluß des Goldstroms aus der neuen Welt. Dazu kam eine starke Entvölkerung, die die Auswanderung nach Amerika, die Teilnahme an den Entdeckungsfahrten, die Entwicklung des Seerittertums mit sich brachten. Und dazu kam ferner die Vertreibung gerade der Elemente, die die arbeitsamsten im Lande gewesen waren, der maurischen Ackerbauer und Gewerbetreibenden und der Juden. Der Schaden, den diese barbarische, mehrfach bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aus-

geführte Maßregel dem Lande zufügte, sollte für dieses dauernd von Nachteil werden, und Spanien hat sich bis jetzt nicht von diesem verhängnisvollen Schritte erholen können, den seine Fürsten und Regierungen aus Haß gegen die Andersgläubigen taten. Die bis auf 4½ Millionen herabgesunkene, der Arbeit ganz entwöhnte Bevölkerung war außer Stande, die für sie erforderlichen Existenzmittel durch Gewerbebetrieb und Handel aufzubringen, und die aus der neuen Welt gewonnenen Geldmittel wurden rasch vom Hof, vom Adel und vom Klerus verbraucht. Der Ertrag der nun dem Volke auferlegten Steuern war ein unzureichender, und die Härte, mit der diese eingetrieben wurden, schreckte die geringfügigen arbeitenden Klassen nur noch mehr von der Arbeit ab und steigerte die Auswanderungsbewegung. So war der Staat genötigt, immer größere Schulden zu machen, sah sich schließlich beständig vor dem Bankerott und entbehrte jeder Möglichkeit zur Hebung der Kultur, denn seine spärlicher werdenden Einnahmen mußten auf Erhaltung seines politischen Ansehens, seiner Weltmachtstellung und zur Führung der dafür nötigen Kriege aufgewendet werden.

Suchen wir nach den markanten Erscheinungen der Kultur während der Herrschaft der Habsburger, so finden wir auf politischem Gebiet das Schwinden aller politischen Freiheiten der Stände und des Volkes zugunsten der monarchischen Autokratie, die selbst den Adel und den Klerus der Sonderrechte zu berauben suchte, die sie sich in langen inneren Kämpfen errungen hatten. In noch höherem Grade war dies der Fall mit den fueros, den Sonderrechten der einstigen selbständigen Staaten, die nun zu Provinzen des geeinten Spaniens geworden waren; mit den fueros der Gemeinden, der hermandades der gewerblichen Verbände und den Rechten der Einzelindividuen. Zur Erzielung dieser Zwecke bediente sich die Krone eines Instituts, das früher in sehr eingeschränktem Maße zur Beaufsichtigung der Geistlichkeit bestanden hatte, der Inquisition, der nun neben dem erweiterten geistlichen auch ein staatlicher Charakter verliehen und die stets in Anspruch genommen wurde, wenn es sich um Durchsetzung von Maßnahmen handelte, die durch die gewöhnlichen polizeilichen Machtmittel nicht zu erreichen waren.

Die Inquisition diente aber auch dem Zweck der Erstückung jeder Spur von dem, was man Ketzerei nannte, worunter man die Bekennung eines andern als des orthodox-katholischen Glaubens oder eine freiere Glaubensrichtung oder Auflehnung gegen die Dogmen der Kirche, das Verlangen nach einer Reform derselben, begriff. Diesem Streben nach absoluter Einheitlichkeit des Glaubensbekenntnisses aller Staatsbürger ohne

Ausnahme wurden in den zahllosen Ketzerverbrennungen der Autodafé Hekatomben zum Opfer gebracht, während die Inquisitionskerker sich gleichzeitig füllten.

Die vielen geistlichen Orden, die im Laufe der Zeit entstanden waren und in vielen Tausenden von Klöstern Hunderttausende von Männern und Frauen der Erfüllung ihrer Staats- und Menschenpflichten entzogen, waren dem Staat und der Kirche nicht ausreichend für die Verfolgung ihrer gemeinsamen Herrschaftsziele, und es entstand auf spanischem Boden der Jesuitenorden, der in seinem Glaubens- und Bekehrungseifer weit über die Kirche hinausging, die ihn dann später, im achtzehnten Jahrhundert, vergebens zu unterdrücken und zu vernichten suchte, da er sie sich selbst zu unterjochen bemüht war.

Die Wissenschaft war gebannt in die Grenzen des Dogmas. Die Literatur, die Architektur, die Malerei und in beschränktem Maße auch die Skulptur erblühten allerdings so kräftig, daß sie dieser Kulturperiode nach außenhin einen weitreichenden Glanz verliehen, aber auch sie konnten sich nur entwickeln innerhalb der Schranken des kirchlichen Glaubens; jede, auch die geringfügigste, Abweichung davon machte ihren Urheber zum Opfer der Inquisition.

Ein Wandel trat ein, als nach dem Aussterben der Habsburger die Bourbonen die Regierung übernahmen, die sie, mit kurzen Unterbrechungen, bis jetzt geführt haben.

Mit Philipp V. und seinem Hofstaat drang französisches Wesen in Spanien ein und machte sich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts langsam aber nachdrücklich geltend. Geistig befreiend wirkte namentlich die Regierungszeit Karls III., dessen hervorragendste Kulturleistung die Vertreibung der Jesuiten war und der auch die wirtschaftliche Hebung des Landes erstrebte, zu welchem Zwecke er einige Tausend Deutsche und Holländer in der Sierra Morena ansiedeln ließ. Diese Maßregel hatte jedoch nur den Wert eines verständigen Beispiels, das in seiner Vereinzelung leider keinen Einfluß auf das ganze Land ausüben konnte.

Nachdrücklicher als die Wirkung der französischen Aufklärungsliteratur und -Weltanschauung wurde dann an der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert die der französischen Revolution, die die Verfassungskämpfe und die kulturellen Reformbestrebungen des neunzehnten Jahrhunderts nach sich zog, und dazu sind dann in jüngster Zeit noch die Einflüsse der andern großen Kulturvölker der Gegenwart gekommen.

Unter dem Wirken dieser genannten Faktoren steht auch die heutige

Kultur Spaniens noch, die wir im folgenden in ihren verschiedenen Erscheinungsformen betrachten werden.

Fassen wir nun die ganze Kulturentwicklung, die wir hier in den flüchtigsten Umrissen und in ihren markantesten Zügen skizziert haben, zusammen, so fällt eins auf, daß nämlich Spanien, das durch seine geographische Lage und Gestaltung dazu berufen schien, sich völlig selbständig zu entwickeln, aus sich selbst heraus wenig Bedeutendes geleistet hat, vielmehr in der Ausgestaltung seiner Kultur sehr beträchtlich von andern Völkern beeinflußt worden ist. Phönizier, Griechen, Karthager, Römer, Westgoten, Araber, Berber, Mauren und Franzosen haben nacheinander auf die Entwicklung der Kultur Spaniens eingewirkt, ihr ihren Stempel aufgedrückt, geradeso wie allerdings auch durch die Vermischung der Eingeborenen mit allen diesen fremden ethnischen Faktoren die spanische Nation erst entstanden ist. Auf die einheimische Stammbevölkerung sind eigentlich nur die aus manchen iberischen Charakterzügen hervorgegangenen Kulturwirkungen zurückzuführen. So auf ihren Freiheitsdrang und ihr Unabhängigkeitsstreben jene hartnäckigen Kämpfe gegen die fremden Eindringlinge, von denen die gegen Napoleon I. und die Franzosenherrschaft zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die letzten waren; so auf ihre Neigung zur Strenggläubigkeit und zum Fanatismus der jahrhundertelange Krieg gegen die Mohammedaner und die dann folgenden Kriege für die Ausbreitung des katholischen Glaubens, ferner die Ausbildung der geistlichen Orden und im besonderen die des Jesuitenordens und die Institution der Inquisition; so auf den Zug zur Grausamkeit die Freude an den Stiergefechten und Hahnenkämpfen. Selbst die mutmaßlichen unmittelbaren Nachkommen der Urbevölkerung, die Basken, haben sich vor fremden Einflüssen nicht völlig bewahren können, obgleich sie sich viel Altes erhalten haben, und obgleich ihre Kulturzustände wohl als die am meisten national-iberisch entwickelten zu betrachten sind.

5. Städtebilder.

Spanien ist, wie wir gesehen haben, durchweg gebirgig, durch seine Gebirge in sich sehr stark gegliedert, es erhebt sich in den Pyrenäen im Norden und in der Sierra Nevada im Süden bis zu den Regionen des ewigen Schnees, hat in seiner Mitte weit ausgedehnte, zum Teil völlig wüste Hochplateaus, auf denen es im Sommer unerträglich heiß, in den Übergangszeiten sehr rauh, im Winter empfindlich kalt ist, senkt sich in seinen großen Flußtälern und an seinen Rändern zum Meere hinab, hat hier, wie in Murcia und zum Teil in Andalusien völlig afrikanischen tropischen Charakter, und weist somit alle Klimate der Erde auf. Aus dieser physischen Beschaffenheit des Landes ergibt sich natürlicher- und notwendigerweise, daß die Bauart der Häuser, der Charakter der Ortschaften sehr verschieden sein müssen, und zwar um so mehr, als ja auch die Bevölkerung in gleicher Weise differenziert ist. Wie somit jede Provinz ihren Sondercharakter hat, so auch jede Provinzialhauptstadt und in der Folge überhaupt jede Ortschaft, denn sind diese zwar an sich unbelebte Dinge, so tragen sie doch den Stempel, den ihnen der Boden, auf dem sie stehen, das Klima, das auf sie einwirkt, die Bevölkerung, die sie belebt, aufgedrückt haben.

Nun kommt aber noch ein wichtiger gestaltender Faktor dazu; das ist der geschichtliche. Junge Staaten, deren Boden wenig gegliedert ist, werden in ihren Wohnstätten Gleichartigkeit aufweisen. In alten Kulturländern dagegen, deren einzelne Teile und Ortschaften ihre mehr oder minder alte Geschichte haben, und dabei von den verschiedensten, vielleicht ganz ungleichen Rassen angehörigen Völkerstämmen besiedelt und bewohnt worden sind, ist eine solche Gleichartigkeit des Charakters der Wohnhäuser und der Ortschaften meist ganz ausgeschlossen.

So ist denn vollends in Spanien nicht davon die Rede, daß etwa die Hauptstadt des Landes auch der Typus der spanischen Stadt, das Madrider Haus der Typus des spanischen sei. Im Gegenteil. Madrid ist als Stadt

und vollends als Hauptstadt sehr jung, eine künstliche Schöpfung, denn Karl V. machte sie erst wegen ihrer mittleren Lage in der Iberischen Halbinsel zum Regierungssitz, so daß sie noch nicht 400 Jahre alt ist. Die Folge davon ist, daß sie kaum ein interessantes altes Gebäude aufzuweisen, daß sie keinen ausgeprägten Charakter hat, denn sie fing an zu entstehen und sich zu entwickeln, als die für Spanien maßgebenden Baustile in ihrer Ausgestaltung schon abgeschlossen waren, als ein nüchterner, praktischer Geist zur Herrschaft gelangt war, und als Knapp-



Neue Photogr. Gesellsch.

Madrid: Das königliche Schloss.

heit der Staatsmittel die Herstellung kostspieliger Kirchen- und Profanbauten nicht mehr zuließ. Madrid kann sich also nicht etwa mit Paris vergleichen, von dem seine Bewohner und seine Verehrer zu sagen pflegen: Paris ist Frankreich. Madrid ist jedenfalls keineswegs Spanien, und die kleinste Provinzialstadt des Landes würde eine solche Behauptung mit Entrüstung zurückweisen und als schwere Kränkung für sich ansehen, denn es gibt keine größere und irgendwie bedeutende und namhafte Ortschaft innerhalb Spaniens, die so jung und architektonisch so uninteressant ist wie Madrid.

Die Provinzen sehen ja überhaupt mit Unwillen auf Madrid als Landeshauptstadt und sprechen ihr die Berechtigung dazu vollständig ab. Cadiz, Cartagena, Barcelona, Tarragona, Leon, Burgos, Toledo, Cordova, Sevilla — sie alle waren Jahrhunderte hindurch die Hauptstädte der spanischen Staaten, bis sie alle diese Würde an Madrid abtreten mußten. Und diese genannten Städte sind allerdings auch — neben zahlreichen andern — in ihrer ganzen Erscheinung sämtlich ungleich anziehender als Madrid.

Dieses sagt dagegen: Ihr waret alle nur Hauptstädte kleiner Staaten und Provinzen; seit es ein einheitliches Königreich Spanien gibt, habt ihr alle eure vorübergehende Bedeutung verloren, seid Provinzstädte geworden und Madrid ist die einzige Hauptstadt des ganzen Reiches. Unter diesem Gesichtspunkt hat Madrid recht, aber es kann dieses Recht nicht für seinen malerischen Charakter, nicht für die Bedeutung seiner öffentlichen Bauten in Anspruch nehmen, darin wird es von sehr vielen andern überflügelt, die freilich zum großen Teil von ihrer einstigen Größe und Bedeutung herabgesunken sind zu ärmlichen Kleinstädten, Dörfern und Ruinenstätten.

Die unendliche Verschiedenartigkeit der spanischen Städtebilder ist ebenso interessant wie die der Landschaftsbilder des Landes, und es verlohnt sich wohl, auf einige von ihnen wenigstens einen flüchtigen Blick zu werfen, und zwar wollen wir hierbei der Reihe folgen, in der sie Regierungssitze gewesen sind.

In dieser Hinsicht ist Cadiz wohl die älteste und ehrwürdigste Stadt des Landes.

Wie eine große schneeweiße Seerose, die auf dem Meere schwimmt, erscheint die Stadt dem, der sich vom Innern her über Jerez, den großen Stapelplatz für den kostbaren Sherrywein, der Küste nähert und in Puerto Santa Maria ihrer zuerst ansichtig wird. Auf dem langen Wege von dort über Puerto Real, über die staatliche Werft für Kriegsschiffe La Carraca, über San Fernando und die Insel von Leon hinweg, um die große Bucht von Cadiz herum, durch die weit ausgedehnten Lagunen, die zur Gewinnung des Seesalzes dienen, das hier in großen Pyramiden am Ufer aufgehäuft ist, bleibt die Stadt immer in Sicht, ohne daß man sich ihr zu nähern glaubt, bis man sie endlich, auf einer ganz schmalen Landzunge, scheinbar direkt durch das Meer fahrend, erreicht. Von starken Mauern und Forts umgeben, gewährt sie durch das Seetor dem sie Besuchenden Eingang, und der Teil, in den wir zuerst gelangen, bietet nicht gerade ein freundliches Bild, denn es ist wahrscheinlich der älteste, auf dem die frühesten Ansiedlungen erfolgten, und die engen, von hohen

Häusern gebildeten Straßen werden von dem ärmsten Teil der Bevölkerung bewohnt. Wie ein geöffneter Fächer entfaltet sich die Stadt, die jetzt etwa 60 000 Einwohner zählt, von hier aus über den weit in das Meer vorspringenden Muschelkalkfelsen, den sie ganz bedeckt. Der enge Raum, den dieser nur wenige Meter über dem Meeresspiegel sich erhebende Fels bot, mußte sorgfältig ausgenutzt werden, er gewährte keinen Platz



Ronda.

für große Parkanlagen, ja er bedingte auch die Bauart der Häuser, die nicht nach dem Plan der andalusischen mit großem inneren Hof angelegt werden konnten, sondern möglichst hoch aufgeführt werden mußten, um die riesigen Warenmassen aufzunehmen, die hier in der Zeit der Blüte der Stadt aufgehäuft wurden, und um die große Zahl der Bewohner zu beherbergen, die hier dem Handel und der Schifffahrt lebten. So sind

denn auch die Straßen durchweg sehr schmal, so ist die Zahl der Plätze sehr klein, und als Promenaden dienten und dienen auch jetzt nur die die ganze Stadt umgebenden Kaibauten, die durch ihre hohen Außenmauern Schutz gegen die Meereswellen — und auch gegen Überfälle von der Seeseite her gewähren. Diese Wälle sind mit Bäumen, schönen Gartenanlagen und an der am weitesten in das Meer vorspringenden Stelle mit einem hübschen Park versehen. Um die nötige Luft zu haben, bot sich den Bewohnern aber noch eine andere Gelegenheit. Jedes Haus ist mit flachem Dach versehen, das seinen Insassen in den Abendstunden zum Aufenthalt dient, und über diese flachen Dächer erheben sich kleine Türme, die der Stadt ihren eigenartigen Charakter verleihen. Diese Türmchen bezweckten, den Hausbesitzern möglichst weite Umschau über das Meer zu gewähren, denn da die Einwohner vom Seehandel lebten, stets Waren und vielleicht auch eigne Schiffe unterwegs hatten, so mußte ihnen daran gelegen sein, die sich der Stadt nähernden eignen Fahrzeuge oder die der Reeder, mit deren Schiffen sie wertvolle Waren erwarteten, in möglichst weiter Ferne schon erspähen und sich durch Signale mit ihnen verständigen zu können. Dazu diente nun außerdem freilich auch noch die Torre de vigia, der 31 m hohe, an der höchsten, sich 12 m erhebenden Stelle der Stadt errichtete Wartturm, von dem alle ankommenden und auch alle vorüberfahrenden Schiffe signalisiert werden.

Sind diese Wachttürmchen das äußere Unterscheidungszeichen von Cadiz, so bietet es auch in seinem Innern noch einige andere bemerkenswerte, durch die die Stadt sich auszeichnet: die außerordentlich große Sauberkeit, die an Holland erinnert, und ihre schneeige Weiße, die dem Reisenden schon, ob er von der Seeseite oder vom Lande her kommt, aus der Ferne auffällt. Sie rührt einerseits daher, daß die Häuser nach orientalischer Art sehr oft weiß getüncht werden, andererseits aber daher, daß sie aus weißem italienischen Marmor aufgeführt oder wenigstens mit ihm bekleidet sind. Die reichen Reeder und Kaufleute konnten sich diesen Luxus einst gewähren, der allerdings dem heutigen sehr geringen Wohlstande der Stadt nicht mehr entspricht.

Wie bei allen spanischen Städten, so ist auch bei Cadiz ihre Geschichte äußerst interessant und der Aufenthalt in ihr ist eigentlich zwecklos, wenn man von dieser Geschichte, den großen Wandlungen in ihren Schicksalen nichts weiß oder sich darum nicht kümmert. Sie treten in ihr allerdings nicht wie in sehr vielen andern spanischen Städten unmittelbar in die Erscheinung, drängen sich uns nicht ganz direkt auf, denn Cadiz macht einen modernen Eindruck, seine Gemeindeverwaltung

sorgt auch dafür, daß die Stadt mit der Zeit und der heutigen Kultur mitschreitet, wenngleich sie heute nichts mehr von ihrer einstigen Bedeutung, nur einen kleinen Teil ihrer einstigen großen Bevölkerung besitzt und gewissermaßen dem Verfall preisgegeben, in dieser Hinsicht mit Venedig vergleichbar ist. Ihre Größe, ihr Ruhm gehören einer längst entschwundenen Vergangenheit an.

Als Hauptstadt des phönizischen Spaniens besaß sie auch das Hauptheiligtum des Melkart, auf dessen Grundmauern später eine Moschee und dann die christliche Kathedrale errichtet wurden. Auch unter der Herrschaft der Karthager war sie eine der Hauptstädte, und die Römer führten bis an ihre Mauern jene mächtige Heerstraße, die, von Rom durch Südfrankreich gehend, dieses mit Vitoria, Leon, Salamanca, Mérida, Sevilla und Cadiz verband. Das milde Klima, die reine Luft, der heitere Sinn ihrer sorglosen, wohlhabenden Bewohner wurden Veranlassung, daß Cadiz von den römischen Großen gern aufgesucht wurde, ja daß dort zur Zeit des Augustus 500 Ritter, d. h. mehr als in irgend einer andern Provinzialstadt des Reiches, ihren Wohnsitz hatten.

Unter den Westgoten und den Arabern verlor sie ihre Bedeutung, und als Alfons X. sie 1262 eroberte, war sie beinahe menschenleer und mußte neu bevölkert werden. Ihre große Zeit begann mit der Entdeckung Amerikas, denn ihre außerordentlich günstige Lage verhalf ihr dazu, der Haupthafen für den Verkehr mit der neuen Welt und der Stapelplatz für die Erzeugnisse und das Silber der letztern zu werden. Sie wurde daher auch von den Seeräubern und von den Nebenbuhlern der Spanier um die Herrschaft über die Meere: von den Engländern, häufig angegriffen und mehrfach geplündert. Der Abfall der spanischen Kolonien zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Stadt dann nachteilig, dafür erlangte sie aber noch den Ruhm, die Wiege der Freiheitsbestrebungen der Spanier zu werden. Während sie von den Franzosen hart bedrängt und lange Zeit belagert wurde, schufen die Vertreter des Liberalismus in ihr die berühmte freie Verfassung von 1812, um die dann 50 Jahre in innern politischen Kämpfen gerungen worden ist, und deren Grundsätze heute noch nicht völlig anerkannt sind. In Cadiz erhob Oberst Riego 1820 die Fahne des Aufstandes gegen den Vertreter des Absolutismus Ferdinand VII. Cadiz blieb von jener Zeit an der Hort des Fortschritts, der Demokratie, bis sich 1868 in ihr die Männer versammelten, die den Thron der Bourbonen stürzten, Isabella II. aus Spanien vertrieben. Und auch seitdem rechnen es sich die Gaditaner zur Ehre an, stets in den vordersten Reihen der Liberalen zu stehen.

Galt Cadiz den Römern als eine Stätte heiterer Lebenslust und feiner Sitte, in der Musik und namentlich der Tanz mehr als irgendwo anders gepflegt wurden, so hat sich die Stadt auch diesen Ruhm bis heute zu bewahren gewußt, und ihre Frauen werden als die schönsten und fröhlichsten des ganzen Spanien betrachtet. Cadiz gilt aber auch als Bildungsherd ersten Ranges, und nicht mit Unrecht wird es daher nicht nur la joyosa, die lebensfreudige, sondern auch la culta genannt, die feingebildete. Viele bedeutende Männer, Politiker sowohl wie Gelehrte, Schriftsteller und Künstler, sind aus ihr hervorgegangen. Murillo aber, der große Maler, der sich längere Zeit dort aufhielt, fand in ihr 1682 seinen Tod, als er im dortigen Kapuzinerkloster an dem Bilde malte, das die Verlobung der heiligen Katharina darstellte und das heute den Hauptaltar der kleinen Kirche ziert, die den Namen dieser Heiligen trägt.

Auch für die Entdeckungsgeschichte Amerikas sind Cadiz und seine Nachbarschaft von Bedeutung, denn in der Nähe liegen das Kloster de la Rábida, in dem Kolumbus längere Zeit Unterkunft fand, und Palos, von dessen Hafen er mit seinen drei kleinen Karavelen abreiste.

Verlassen wir nun Cadiz mit einem Schiffe, so erfreuen wir uns noch lange an seinem Anblick, denn wirklich erscheint die Stadt hier unter dem Glanz der südlichen Sonne wie eine schöne „Silberne Schale“, die auf dem tiefblauen Meere schwimmt, und wir trennen uns ungern von hier.

Verfolgen wir die Küste nach Osten hin, so bewegen wir uns ganz im Bereich der ältesten phönizischen Ansiedelungen. Carteya, in der Nähe des heutigen Algeciras, gilt sogar als viel älter denn Cadiz, und das heutige Gibraltar trug eine der beiden legendären Säulen des Herkules, die einst das Ende der Welt bezeichneten und über die hinauszufahren als äußerst gefährlich betrachtet wurde, die daher auch die Inschrift getragen haben sollen: non plus ultra (nicht darüber hinaus).

Die Bucht von Algeciras hat überhaupt eine sehr große Rolle im geschichtlichen Leben Spaniens gespielt, ja wahrscheinlich auch schon im vorgeschichtlichen. Sie bot, wie auf afrikanischer Seite der Hafen von Ceuta, die beste Möglichkeit des Verkehrs zwischen den beiden Erdteilen, die die Meerenge von Gibraltar voneinander trennt, und der starke prähistorische Völkerverkehr wird sich auf dieser Straße über das Meer bewegt haben. Dann legten dort die Phönizier ihre ersten Stapelplätze an. Die afrikanischen Hilfstruppen, mit denen Karthago gegen Rom kämpfte, setzten dort nach Europa über. Die Araber betraten dort zuerst den spanischen Boden und eroberten, von Algeciras, dem sie diesen



Kloster Santa Maria de la Rábida.

Namen gaben, ausgehend, die Iberische Halbinsel. Der mächtige Gibraltar-felsen wurde damals auch bereits befestigt, wenn er es noch nicht gewesen war. Die Beziehungen zwischen dem spanischen Kalifat und Marokko wurden über Algeciras und Gibraltar einerseits, Ceuta und Tanger andererseits lange Jahrhunderte hindurch erhalten, und auf diesen Wegen wurden auch die Araber wieder von den Christen aus Europa vertrieben.

Gibraltar wurde später noch von allen die See befahrenden Mächten umworben, bis es in neuerer Zeit, im Spanischen Erbfolgekriege, endlich den Engländern gelang, sich vorläufig dort festzusetzen und bis heute zu behaupten.

Auch Málaga, zurzeit die größte und belebteste Hafenstadt Südspaniens, ist phönizischen Ursprungs und bewahrte diesen ihren orientalischen Charakter bis tief in die römische Zeit so deutlich, daß die alten Schriftsteller dies besonders hervorhoben. Unter den Byzantinern und dann unter den Arabern entwickelte es sich sehr glänzend, büßte dann aber nach der Entdeckung Amerikas zugunsten von Cadiz seine Bedeutung fast ganz ein. Erst in neuester Zeit, seit dem gänzlichen Niedergang von Cadiz, ist Málaga, das jetzt 130 000 Einwohner zählt, sehr in Aufnahme gekommen und betreibt einen regen Handelsverkehr; es ist aber auch ein Industriezentrum, und ihre Bewohner zeichnen sich vor allen übrigen Andalusiern durch Betriebsamkeit aus, wohl infolge des starken Verkehrs mit dem Auslande und infolge der Beteiligung einer großen Zahl deutscher und englischer Kaufleute, die dort ansässig sind, an dem gewerblichen Leben der Stadt. Früher einer der Hauptausfuhrplätze für den schönen Wein dieser Provinz, ist es nun der Stapelplatz für die Südfrüchte, die dort so wunderbar gedeihen, für den Zucker und für die Industrieerzeugnisse der Nachbarschaft. In aller Welt stets bekannt gewesen wegen seines herrlichen gleichmäßigen Klimas, ist es gegenwärtig ein beliebter Winteraufenthalt für Hals- und Lungenkranke, und es bietet ihnen durch seine schönen Promenaden, seine hübsche Umgebung, durch Theater und Genüsse aller Art auch Zerstreungen und Annehmlichkeiten aller Art.

Wie die Gaditaner, zeichnen sich auch die Malagueños durch heiteren Sinn, Freude an Musik und Tanz, durch politischen und religiösen Freisinn und große geistige Regsamkeit aus. In den Verfassungskämpfen des vorigen Jahrhunderts und den mit ihnen verbundenen Aufständen standen sie stets in vorderster Reihe als Gegner des staatlichen und geistlichen Absolutismus und aller reaktionären Bestrebungen — wie denn überhaupt die Bewohner der Küstengebiete und vollends die größeren

Handels- und Industriezentren in neuerer Zeit immer die Träger freier religiöser Auffassungen, des Liberalismus, der fortschrittlichen demokratischen Ideen und Bestrebungen gewesen sind, während die Bewohner des Inlandes, überwiegend die des Konservatismus und der religiösen Orthodoxie waren und sind.

Über Almería, das ebenfalls phönizischen Ursprungs ist, eine reiche Geschichte hat und im Mittelalter unter den Arabern eine bedeutende Rolle als Handelsstadt spielte, die es dann einbüßte, gelangen wir nach der einstigen Hauptstadt des karthagischen Spanien, nach Cartagena.

Legten die Phönizier ihre Kolonien gern an Orten an, die dem Hafen von Tyrus ähnlich waren, so wählten die Karthager Plätze, die ihrer Vaterstadt glichen, und man begreift es leicht, daß sie besondere Vorliebe für die Gegend haben mußten, in der sie Neukarthago gründeten. Geschützt durch bedeutende Höhen, die mit starken Festungswerken versehen wurden, bot der Hafen Aufnahme für zahlreiche Kriegs- und Kauffahrteischiffe, und Cartagena gilt denn auch heute noch für den besten Kriegshafen der ganzen Iberischen Halbinsel, die doch an Häfen und fjordartigen Buchten so überreich ist. Die bedeutenden Erhebungen in unmittelbarer Nähe der hier schroff und steil abfallenden Küste gewährten einen weiten Ausblick auf das Mittelmeer, ermöglichten die Beobachtung feindlicher Schiffe und Flotten schon in beträchtlicher Ferne und ließen zugleich einen genauen Überblick über den Hafen, die Werften, die Stadt und ihre Befestigungswerke zu, so daß die leitenden Staats- und Gemeindebeamten leicht mit den Truppen- und Flottenführern alle Verfügungen zum Schutz der Stadt gegen die Angreifer treffen konnten. So blieb denn Cartagena nach der Eroberung Iberiens durch die Römer die Hauptstadt des südlichen Spaniens, Baeticas, und hat auch in dem folgenden Jahrtausend in allen Kriegen eine bedeutende Rolle gespielt. Heute ist es freilich zu einer kleinen Provinzialhauptstadt herabgesunken, die kaum 30 000 Einwohner zählt, aber es hat darum seine Bedeutung für den Handel wie für die Verteidigung des Landes nicht verloren und gilt als Festung und Arsenal ersten Ranges. Übrigens war es 1873 der Schauplatz eines großen kommunistischen Aufstandes.

Die nächste Umgebung Cartagenas, aber überhaupt auch das ganze Hinterland, die schwach bevölkerte, völlig afrikanischen landschaftlichen Charakter aufweisende Provinz Murcia, gehören zu den erreichsten Gebieten der ganzen Iberischen Halbinsel, und seit vorgeschichtlicher Urzeit sind dort silberhaltige Erze und Blei in ungeheurer Masse gefunden und verarbeitet worden. Für sie diente Cartagena als Stapel- und Ausfuhr-

platz und ebenso auch für ein andres sehr wertvolles Naturprodukt, das Espartogras, das in natürlichem wie in bearbeitetem Zustande für die Industrie sehr nützlich war und ist. Die fast völlig maurische Bevölkerung der Provinz Murcia verleiht auch der Cartagenas ihren eigenartigen Typus und Charakter, durch die sie sich wesentlich von der andrer Landes-teile unterscheidet.

Von den alten historischen Bauten früherer Zeiten ist wenig übrig-geblieben, auch das Altertumsmuseum ist nicht reich an karthagischen und römischen Überresten, denn der beschränkte Raum der Stadtgebiete nötigte seine Bewohner, ihn im Wandel der Zeiten immer auf das äußerste auszunützen, und es wurde daher stets alles von Grund aus beseitigt, was nicht mehr zweckdienlich war. Die Stadt hat aber einen altertümlichen Charakter bewahrt; die engen labyrinthischen Straßen des Innern mit ihren hohen Häusern erinnern an den karthagischen Ursprung, denn auch in der afrika-nischen Mutterstadt war man genötigt gewesen, den dürftigen Raum bis aufs äußerste durch Hochbauten auszunützen. Wo die Burg und die übrigen Staatsgebäude gestanden haben, ist heute auch noch deutlich erkennbar; die Orte dafür waren durch die Bodenbeschaffenheit gegeben. Gegenwärtig interessiert den Reisenden dort hauptsächlich das sehens-werte Arsenal, das allerdings nicht leicht zugänglich ist.

Cartagena war zwar für den Verkehr mit Karthago und Afrika sehr günstig gelegen, aber es war durch die lange, von den Griechen be-siedelte Küste der heutigen Provinz Valencia von dem Norden Iberiens und von den Gebirgspässen, die die Halbinsel mit Gallien verbanden und den Weg nach Rom eröffneten, sehr weit entfernt. Daher wurde am Fuße der Pyrenäen Barcino angelegt, oder wohl richtiger ein dort seit langem bestehender Ort besetzt und ausgebaut, um als Etappe und als Niederlage für das große Kriegsmaterial zu dienen, das erforderlich für den Feldzug gegen Rom war. Von diesen beiden Orten, von Cartagena und Barcino aus konnten die Karthager auch hoffen, die dazwischen wohnenden Griechen im Schach zu halten.

Ehe wir uns jedoch mit Barcino eingehender beschäftigen, wollen wir einigen Orten der Provinz Valencia und ihrer Hauptstadt einen kurzen Besuch abstatten.

Das beinahe tropische Klima der gegen Norden und Westen durch Gebirge abgeschlossenen Küstengebiete Südvalencias hat dieser eine Schönheit verliehen, wie wir sie an keiner andern Stelle Europas in dieser orientalischen Eigenart wiederfinden. Schon das nur wenig nördlich von Cartagena gelegene Alicante versetzt uns mit seinen niedrigen,

flachgedeckten Häusern und seiner maurischen Bevölkerung in eine von der Cartagenas ganz abweichende Welt. Man glaubt eine Hafenstadt Algeriens vor sich zu sehen, und es fehlt dazu nichts weiter als die in ihre malerische Tracht gekleideten Araber und Berber, die der prachtvollen, mit Palmen dicht besetzten schönen Hafenspaziergange de los martires den echten afrikanischen Stempel verleihen würden. Der die Stadt beherrschende Schloßberg mit seinem Kastell der heiligen Barbara gewährt eine weite Umschau über die gartengleiche Nachbarschaft und über das Meer.

Den eigentlichen Orient aber erreicht man, wenn man von Alicante aus in das Innere fahrend nach Elche gelangt. Wie in Marokko sind hier die kleinen fensterlosen weißgetünchten Häuser mit flachem Dach vorherrschend, und dieses schneeige Weiß wird wie dort unterbrochen durch die mit buntfarbigen glasierten Kacheln, den Azulejos, bedeckten Kuppeln der Kirchen und einiger anderer Bauten. Vor allem berühmt und sehenswert aber ist hier der mächtige, über 70 000 Stämme zählende Dattelpalmenwald, der seinesgleichen nicht bis zu den großen Oasen der Sahara in Südalgerien und Marokko aufzuweisen hat. Auch das nahe gelegene Murcia macht den Eindruck einer Wüstenstadt, denn es liegt schon mitten in der überaus wasserarmen Tierra de secano (Land der Dürre), in der nur da, wo mit großen Kosten und Mühen Wasserleitungen hergestellt sind, der Boden ertragfähig ist, wie in unmittelbarer Nähe der genannten Provinzialhauptstadt. Außer von der Dürre ist dieser Teil Spaniens häufig von Heuschrecken, Erdbeben und von Überschwemmungen heimgesucht, denn so arm diese Provinz an Flüssen ist, die im Sommer fast ganz austrocknen, so gefährlich werden diese Wasserläufe zur Zeit der Schneeschmelze oder nach den zwar selten, aber dann mit verheerender Gewalt niedergehenden Wolkenbrüchen. Die Flußbetten und die ausgedörrte Erde können dann die Wassermassen nicht aufnehmen, die den Boden überfluten und die spärlichen Erzeugnisse mühseliger Bodenkultur vernichten, die Ortschaften verwüsten und viele Menschenleben fordern.

Auch Valencia, das erst unter römischer Herrschaft genannt wird, aber in seinen Grundlagen wohl griechisch ist, weist in seinen älteren Stadtteilen noch völlig maurischen Charakter auf. Einst war es am Meere gelegen, von dem es nun, infolge der Versandung der Küste, 5 km entfernt ist, und wo es in dem Orte Grao seinen Hafen hat, dessen frühere Bedeutung ganz geschwunden ist. Es verdankt seinen jetzigen Wohlstand bei einer Bevölkerung von etwa 125 000 Einwohnern den Arabern und

Mauren, die dort über 500 Jahre geherrscht und durch ihre vorzüglichen Kanalisationsanlagen dem Boden der mächtigen, Valencia im Westen vorgelagerten Ebene jene große Fruchtbarkeit verliehen haben, die die Stadt zum Mittelpunkt des spanischen Handels mit Südfrüchten und Gemüse macht, die auch in großen Massen in das Ausland ausgeführt werden. Hier hat sich auch der berühmte, von den Arabern eingesetzte Wassergerichtshof erhalten, der alle auf die Kanalisation der Vega bezüglichen



Valencia: Gesamtbild.

Streitfragen nach den alten arabischen Gesetzen regelt und jeden Donnerstag vormittag am Aposteltor der Kathedrale zusammentritt, um in mündlicher Verhandlung sofort alle bezüglichen Angelegenheiten zu erledigen. Gegen seinen Urteilsspruch gibt es keine Berufung, und die angestellten Kanalisationsbeamten haben über der Erfüllung der ergangenen Urteilssprüche mit Strenge zu wachen. Das Wasser ist eben nirgends so sehr das notwendige Lebenselement wie in dem südlichen Spanien, und nur da, wo sich aus den arabischen Zeiten her eine durch eine sorgfältige Kanali-

sation bewirkte vernünftige Ausnutzung und Verteilung des Wassers erhalten hat, wo heute noch die arabischen Röhrenleitungen liegen und die arabischen Brunnen in Tätigkeit erhalten werden, da gewährt der Boden auch einen geradezu überschwenglich reichen Ertrag und seinen Bebauern dadurch großen Wohlstand.

In zahllosen Sprüchen und Dichtungen wird Valencia und seine Umgebung als das irdische Paradies gepriesen, und die reiche, vielartige Vegetation, die vielen hübschen Gartenanlagen und Promenaden verleihen allerdings auch der Stadt selbst einen großen Reiz und machen sie durch ihr mildes Klima im Winter zu einem sehr angenehmen Aufenthalt, während sie im Sommer sehr heiß, in den Übergangszeiten durch ihre Mückenplage und durch Sumpffieber heimgesucht ist. Der nahegelegene große Süßwassersee Albufera, eine mit dem Meere durch einen schmalen Kanal verbundene, sehr seichte Lagune, die das größte und geschätzteste Jagdgebiet Spaniens für Wasservögel ist, sowie die ausgedehnten Reisfelder, die ihn umgeben, sind Fieberherde, die ihre Wirkung zuweilen bis auf die Hauptstadt ausüben.

Die älteren und ärmeren Teile der Stadt haben noch ganz orientalischen Charakter, entbehren auch der Sauberkeit, für die in den neueren Stadtvierteln tunlichst gesorgt wird.

Heiterer Sinn und Lebenslust haben hier stets geherrscht und walten auch heute vor. Das geistige Leben ist immer sehr entwickelt gewesen, und namentlich hat Valencia auch auf dem Gebiet der bildenden Künste und der Literatur Ruf erlangt. Nirgends stoßen die Gegensätze zwischen mittelalterlicher und moderner Weltanschauung so schroff aufeinander wie hier, und die politischen und religiösen Parteikämpfe sind oft in den Straßen mit bewaffneter Hand ausgefochten worden. Die Valencianer gehören eben zu den temperamentvollsten und leidenschaftlichsten Spaniern dank dem griechischen und provenzalischen Blut, das in ihren Adern fließt.

Nirgends ist die Erinnerung an die Kämpfe der Christen gegen die Mauren bis auf den heutigen Tag so lebendig im Volksbewußtsein geblieben als in Valencia, denn sie knüpfen sich hier unmittelbar an die Gestalt des sagenumwobenen Nationalhelden, des Cid Ruy Diaz de Bivar an, der die Stadt 1095 eroberte und bis zu seinem Tode als die Hauptstadt seines Königreichs beherrschte. Aber das Königreich Valencia hatte später auch am schwersten unter den Maßnahmen gegen die letzten Morisken zu leiden, die sich gerade hier zum Segen des Landes als seine fleißigsten Bebauer und als Gewerbetreibende gehalten hatten. Das

Königreich Valencia hat sich nie wieder ganz von dem schweren Schläge der 1609 erfolgten letzten Austreibung der Morisken erholen können.

An Altertümern bietet die Stadt nichts, wohl aber an Bauten aus dem Mittelalter seit der Zeit ihrer endgültigen Eroberung durch die Christen 1238. Ihre an der Stelle des einstigen großen Dianatempels erbaute Kathedrale, ihr Glockenturm Miguelete, zahlreiche Grandenpaläste, Klöster und Befestigungsbauten verleihen ihr einen besonderen Charakterzug. Ihre Gemäldegalerie und die Bilderschätze ihrer Kirchen zeugen von den Leistungen ihrer Bürger auf dem Gebiete der Künste. Ihr reiches Archiv, ihre größeren Bibliotheken geben Kunde von ihrer Geschichte und von ihrer lokalen, zum Teil im einheimischen Dialekt abgefaßten Literatur. Ihr Stiergefechtzirkus freilich gehört auch zu den größten des ganzen Landes, und die in ihm veranstalteten großen Gefechte werden zu den glänzendsten gerechnet.

Die nahegelegenen, aus griechischen Kolonien hervorgegangenen Ortschaften, wie Sagunt, Denia und wie sie sonst heißen mögen, zeigen alle einen ähnlichen Charakter wie Valencia, die eigentümliche Mischung von orientalischen, griechischen, römischen Elementen, die endlich den christlichen Stempel erhalten und bewahrt haben.

Keine der bisher genannten Hauptstädte, ja überhaupt keine andre Stadt Spaniens kann jedoch auf eine so ununterbrochen fortgesetzte großartige geschichtliche Entwicklung zurückblicken als das von Hamilkar Barkas angeblich gegründete Barcino-Barcelona, das jetzt mit seinen zahlreichen Vorstädten 533 000 Einwohner zählt.

In seiner heutigen Erscheinung bietet Barcelona nichts charakteristisch Spanisches, es macht eher einen französischen oder italienischen Eindruck. An sogenannten Sehenswürdigkeiten, namentlich an historisch bemerkenswerten antiken Bauwerken ist es arm. Der nur auf das Praktische gerichtete Sinn der von der Industrie und dem Handel lebenden Bevölkerung, die Notwendigkeit beständiger Vergrößerung der Stadt und die dadurch bedingte häufige Umgestaltung ganzer Bezirke trugen das ihrige dazu bei, daß die baulichen Überreste früherer Kulturperioden verschwanden und einige Pfeiler und Bogen der Leitung, welche die römische Kolonie Faventia Julia Augusta Pia Barcino mit Wasser versah, sind so ziemlich das einzige, das sich aus jener Zeit bis auf die Gegenwart der Zerstörung hat entziehen können.

Was ihm von vornherein Bedeutung verlieh, war die vorzügliche Lage am Mittelmeer, an einem guten geschützten Hafen, und an der Hauptverkehrsstraße zwischen Gallien und Hispanien.



Photographie Hauser y Menet, Madrid.

Barcelona: Kathedrale.

Als die Römer den Germanen weichen mußten, wurde Katalonien der Schauplatz der Kämpfe zwischen diesen beiden Völkern, und Barcelona war nicht nur ein wichtiger Stützpunkt der Westgoten, sondern zu Anfang ihrer Herrschaft und später nach 531 noch einmal vorübergehend der Sitz ihrer Regierung. Der Name Katalonien wird von manchen Etymologen auch auf Gotalaunia, das Gotenland, zurückgeführt. 712 von den Arabern erobert, gehörte Katalonien jedoch zu den ersten Provinzen, die sich von ihrer Herrschaft zu befreien suchten, was ihnen mit Unterstützung Ludwigs des Frommen im nördlichen Teil 801 gelang, der nun zur „spanischen Mark“ gemacht wurde. Die Markgrafen von Barcelona und die tapferen Katalanen, die den aus römischer Zeit ererbten Ruf tüchtiger Soldaten bewährten, ließen den Glaubensfeinden alsdann keine Ruhe, bis sie sie dauernd auch aus den südlichen Teilen ihres Landes verdrängt hatten.

Die Heirat des Grafen Raimund V. mit der Erbin der Krone von Aragonien, Petronila, der Tochter Ramiros des Mönches, führte eine Vereinigung beider Reiche herbei und trug dem Grafen von Barcelona den Königstitel ein. Dieser Doppelstaat erhob sich nun zum Range einer Großmacht, und Barcelona hatte den Vorteil davon, denn es erlangte bald die Herrschaft über das westliche Mittelmeer, konnte mit den großen italienischen Handelsrepubliken in erfolgreichen Wettbewerb treten, und es wurde nicht nur der Mittelpunkt eines riesigen Handelsverkehrs, der Herd einer großartigen Industrie, sondern auch der erste Kriegshafen des christlichen Spaniens. Es sah dann während langer Jahrhunderte die großen Heere ausziehen, die den Namen der Katalanen selbst bis in den fernsten Orient gefürchtet machten, in die Kämpfe jener Länder eingriffen, Griechenland eroberten und in Sizilien und Unteritalien die Herrschaft Spaniens befestigten. Viele praktische Einrichtungen und Schöpfungen Barcelonas, sein Verkehrswesen, sein Bankwesen, sein Versicherungswesen, wurden im Auslande zum Teil nachgebildet; sein Seerecht, das Consulado de mar, wurde der erste allgemein gültige internationale Rechtskodex für den Seeverkehr.

Die wachsende Macht Kastiliens steigerte die Eifersucht Aragoniens und Kataloniens, die es nicht dulden wollten, daß der aufstrebende Nachbarstaat die Hegemonie im christlichen Spanien erlangte, und Barcelona hat in diesem bis heute dauernden Kampfe gegen Kastilien stets eine führende Rolle gespielt. Es erhielt aber noch einen besonderen Grund zum Haß gegen Kastilien dadurch, daß dieses sich durch die Unterstützung des Columbus das Sonderrecht auf den Besitz der Neuen Welt und auf den

Handelsverkehr mit ihr erworben hatte, der ausschließlich seinen beiden Häfen Cadix und Sevilla übertragen wurde. Es hat eines Zeitraumes von vier Jahrhunderten bedurft, ehe die Barcelonesen sich dazu entschlossen, Columbus ein Denkmal zu errichten, das sich jetzt an der schönen Hafensperrmauer erhebt und von dessen Spitze man einen prachtvollen Blick über die Stadt, ihre Umgebung und das Meer genießt.

Auch das furchtbare Institut der Inquisition wurde von der Madrider Zentralregierung benutzt, um die zur Duldsamkeit, zu freireligiöser Auffassung neigenden, allem staatlichen und geistlichen Absolutismus abholden demokratischen Barcelonesen zu knechten. Ein Denkmal dieses Kulturkampfes ist in Barcelona noch erhalten: es ist das ehemalige Schloß der hochsinnigen, kunstliebenden königlichen Grafen von Barcelona. Dieser Palast, welcher lange Zeit hindurch die Pflegstätte der Bildung, der Dichtkunst und der Musik gewesen, wurde zum Sitz des Inquisitionsgerichts und zum Gefängnis erniedrigt, bis er in neuester Zeit nach endgültiger Aufhebung jener barbarischen Institution des geistlichen und staatlichen Despotismus zum Armenhause und zum Blindenasyl umgestaltet worden ist. Kein Wunder, daß Barcelona seitdem stets alle Bestrebungen unterstützte, die sich gegen die kastilische Zentralregierung richteten, und dies auch jetzt tut. Die Krone beantwortete dies Verhalten, indem sie, nicht zufrieden mit der natürlichen Festung, die sich im Süden der Stadt auf dem hohen Monjuich, dem Mons Jovis der Römer, dem Judenquartier des Mittelalters, erhebt, noch unmittelbar am Hafen und vor den Toren der Stadt das starke Arsenal von Atarazanas und die Zitadelle errichten ließ, um jeden Augenblick von diesen drei festen Stützpunkten aus durch ihre dort hineingelegten Truppen die stets zum Aufruhr geneigten Städter mit Waffengewalt niederschlagen zu können.

Ein würdiges Denkmal und der Schauplatz der inneren Entwicklung Barcelonas und Kataloniens ist sein großes Rathaus. Dieses aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts datierende schöne Gebäude enthält in seinem Innern noch zum Teil unverändert die Säle, in denen der Rat der Hundert und die andern obersten städtischen Behörden die Angelegenheiten Barcelonas berieten und die Verfassung und die Einrichtungen schufen, die diese Hafenstadt befähigten, zur Beherrscherin des Mittelmeers zu werden. Diese Verfassung war eine völlig republikanische, demokratische, und sie war neben dem unermüdlichen Fleiß der Bürger die Hauptursache der Größe und Bedeutung Barcelonas. Während die Kastilier von dem Grundsatz ihrer Aristokratie, daß Handarbeit entehrt, vollständig beherrscht wurden und eine Kriegs- und Eroberungspolitik be-

folgten, die ihnen durch Unterjochung der arbeitsamen Mauren, Juden und Katalanen die Existenz ermöglichten, waren in den Ländern der Krone Aragoniens, ganz besonders aber in der Grafschaft Barcelona die entgegengesetzten Ansichten zur Geltung gebracht, daß nur die Arbeit den Menschen adelt, und demgemäß wurden alle Körper- und Geisteskräfte angespannt, um den Wohlstand des Landes zu erhöhen.

Der Casa Consistorial, dem Rathause, gegenüber befindet sich an der schönen Plaza de Constitucion mitten im Herzen der Stadt und im Zuge der größten Geschäftsstraße, der Calle Fernando VII., die Casa de Deputacion oder die Audiencia, der oberste Gerichtshof. In vornehmerem Renaissancestil erbaut, reicht das heutige Gebäude mit seiner Entstehung nicht über den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hinaus.

Bei weitem die schönste der Kirchen ist die Kathedrale oder la Seu. Wie viele andere Gotteshäuser ist auch dieses aus einer Moschee hervorgegangen, die ihrerseits wieder auf den Grundlagen eines römischen oder karthagischen Tempels errichtet worden war. Der heute vorhandene Bau ist um die Wende vom dreizehnten zum vierzehnten Jahrhundert entstanden und nie vollständig beendet. Das Portal und die Hauptteile des Innern sind gotisch. Da indessen oft Veränderungen vorgenommen und neue Kapellen eingerichtet wurden, so konnte es nicht ausbleiben, daß die Mischstile späterer Zeiten ebenfalls zur Anwendung gelangten. Die sehr große Dunkelheit, die in der Kirche herrscht, erschwert den Genuß der wunderbaren Schönheiten, die sie bietet.

Älter als die Kathedrale ist die Kirche der heiligen Maria des Meeres, deren Hauptportal zu den schönsten Erzeugnissen der gotischen Baukunst in Katalonien gerechnet wird.

Sehr beträchtlich ist die Zahl der übrigen Kirchen und ehemaligen Klöster, die meist ein hohes Alter haben und deren architektonische Schönheiten ebenso verschieden sind, wie der Reichtum ihrer Ausstattungen.

In aller Welt berühmt und als eine der ersten Sehenswürdigkeiten geschätzt ist das Wallfahrtskloster des Monserrat, jenes sägenartig gezackten Bergzuges, der jedem nach Barcelona Reisenden schon aus weiter Ferne auffällt und dessen Besteigung niemand unterlassen darf. Kein Mitglied der königlichen Familie versäumte es je bei einem Aufenthalt in Barcelona, dem wundertätigen Bilde der heiligen Jungfrau seine Huldigungen darzubringen. Mancher Kaufmann und Gewerbetreibende dieser Stadt befolgt heute noch den alten Brauch, die beschwerliche Wallfahrt zu dem inmitten der zerklüfteten Felsmassen in bedeutender Höhe gelegenen Kloster vor dem Antritt einer größeren Reise oder anläßlich ge-

wichtiger Geschäfte zu unternehmen, um die Hilfe der Mutter Gottes anzurufen. Die Zahl der Pilger beläuft sich gegenwärtig noch durchschnittlich auf 50 000 jährlich. Vom Kloster aus hat man einen prachtvollen Blick auf das Küstenland und das Mittelmeer; noch großartiger ist die Aussicht, welche man von den allerdings nur unter anstrengenden Beschwerden zu erreichenden Ruinen der vielen Einsiedeleien und andern hochgelegenen Punkten des an interessanten Grottenbildungen reichen Berges hat.

Von der Bedeutung Barcelonas als Handelsplatz zeugen einerseits die aus alten Zeiten stammenden Gebäude der Lonja (der Börse), der Aduana (des Zollhauses), viele Paläste der reichen Kaufleute und Schiffreedere und andererseits die großen Hafengebäude, die in den Hauptteilen allerdings der Neuzeit angehören. Natur und Menschenkraft haben hier zusammengewirkt, um einen der besten Häfen des Mittelmeeres herzustellen.

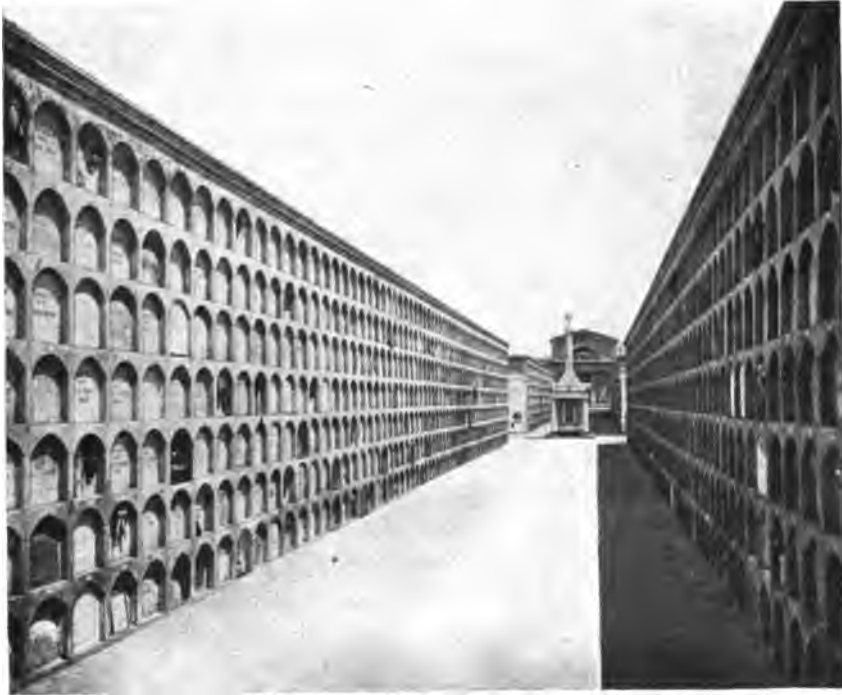
Hat Barcelona auch viel von seiner einstigen Bedeutung verloren, so ist es für Spanien doch immer noch unbestritten der größte Hafen und Stapelplatz, wie es andererseits der Mittelpunkt der Industrie und des Handels ist. Die größten Schiffahrtsgesellschaften, Bankinstitute und Engrosgeschäfte des Landes sind von Barcelonesen gegründet worden, und manche Denkmäler der Stadt halten die Erinnerung an die Bürger wach, welche sich durch eigene Kraft und unermüdlichen Fleiß zu höchstem Ansehen erhoben haben.

War Barcelona der erste Ort Spaniens, in dem die Buchdruckerpresse Eingang und Verwendung fand, so war es auch der erste, der die Dampfkraft praktisch verwertete. Auf allen Gebieten materieller Kultur ging es dem übrigen Spanien bahnbrechend und mit gutem Beispiel voran, und die glänzende Entwicklung der materiellen Kultur, die Anhäufung unermeßlicher Reichtümer in seinen Mauern befähigte es auch, der Literatur, der Wissenschaft und den Künsten die größte Unterstützung angedeihen zu lassen. Zahlreiche Akademien sorgen neben der Universität für ihre Pflege. Die jährlich veranstalteten großartigen Jocs florals, die Blumenspiele, erhalten das Interesse der gesamten Bevölkerung Kataloniens an der Dichtkunst wach.

Dieser hohen Stellung, die Barcelona im Kulturleben Spaniens einnimmt, entspricht denn auch die äußere Erscheinung der Stadt und ihr öffentliches Leben.

Wie schon erwähnt, hat Barcelona völlig modernen Charakter, ist eine Großstadt, die allerdings französischen Vorbildern und im besonderen

dem von Paris in vielen Punkten mehr nachzustreben sucht, als zu wünschen wäre. Der außerordentlich starke Verkehr der Hauptstraßen täuscht beinahe den Fremden über die Größe der Bevölkerung, denn auf der weit über einen Kilometer langen, mit schönen alten Bäumen in mehreren Reihen bepflanzten breiten Rambla, die von Osten nach Westen die alte Stadt durchschneidet, bewegen sich zu allen Zeiten des Tages und der Nacht viele Tausende von Fußgängern und Hunderte von Wagen aller Art.



Barcelona: Kirchhof.

Der Stadtpark versammelt zu gewissen Tagesstunden, die je nach der Jahreszeit wechseln, die ganze vornehme Welt in seinen schattigen, zum Teil von exotischen Pflanzen eingeschlossenen Promenaden und auf dem Platze vor der Fontäne, die vor einigen Jahren mit einem großen Kostenaufwande hergestellt worden ist und allerdings ihresgleichen sucht.

Über den Park und über die Bauten der Zitadelle hinaus gelangen wir endlich zu der großen Totenstadt, dem Riesenkirchhof Barcelonas, der in der Ausdehnung seiner einsamen stillen Straßen zu erkennen

gibt, daß er die Begräbnisstätte einer Großstadt ist. Die Spanier scheuen den Tod, und wie sie die Verstorbenen selten bis zu ihrer letzten Ruhestätte begleiten, so suchen sie sie auch selten in ihr auf. Unheimlich und befremdend ist daher der Eindruck, den der Besucher dieses Kirchhofs empfängt, wenn er die auf ihm und überhaupt in ganz Spanien übliche Bestattungsart noch nicht kennen gelernt hat. In sieben Stockwerken erheben sich zu beiden Seiten der langen, öden, jeder Spur von Grün entbehrenden Straßen die Kastengräber, in denen die Toten beigesetzt sind. Platten von Marmor oder anderem Gestein schließen diese auf das knappste bemessenen letzten Ruhestätten gegen die Straßen hin ab und berichten durch ihre Inschriften das Wenige, was der Lebende noch von dem Verstorbenen zu wissen braucht; eine Nummer entspricht dem von den Beamten geführten Register, dem Adreßbuch der Totenstadt.

An diesen großen allgemeinen, für viele Tausende berechneten Kirchhof schließt sich ein anderer für die wenigen, welche durch ihren Reichtum befähigt wurden, sich eine Grabstätte in der Erde oder in Erbbegräbnissen zu sichern. Dieser Teil des Kirchhofs, der reich an kostbaren Denkmälern ist, auch etwas Vegetation aufweist, läßt die Schauer des Todes nicht so schwer und schmerzlich empfinden, wie die nüchterne kalte Monotonie des allgemeinen Kirchhofs nebenan.

Gern wenden wir dieser Stadt des Todes wieder den Rücken, um von neuem die der Lebenden aufzusuchen, oder um in ihrer Umgebung die schönen Ortschaften kennen zu lernen, in denen die Wohlhabenden und Reichen ihre Wohnstätten haben. Was Handwerk und Kunst heute zu schaffen vermögen, das ist benutzt worden, um diese Besitzungen der Begüterten glänzend auszustatten.

In Barcelona fühlt man das Wirken jener Kräfte, die die Menschheit auf dem Wege des Fortschritts, der Kulturentwicklung weiter zu schreiten veranlassen, diese Kräfte, die sich außerhalb Kataloniens eigentlich nur noch in den baskischen Provinzen, besonders in Bilbao, und vereinzelt in manchen Minendistrikten und kleinen Industriegebieten wahrnehmen lassen.

Wenige Stunden südlich von Barcelona liegt Tarragona, die einstige Hauptstadt des römischen Spaniens, eine Stadt, die zur Zeit ihrer Blüte etwa eine Million Einwohner gehabt haben soll und heute nicht mehr als 23 000 zählt. Was unser Interesse an ihr in Anspruch nimmt, das sind lediglich die zahlreichen Überreste aus römischer Zeit. In keiner andern Stadt Spaniens treten uns die Macht und die Kultur der Römer

so unmittelbar und so deutlich vor Augen, sehen wir so genau die Spuren ihres Wirkens, als in den spärlichen Trümmern dieser einstigen Hauptstadt des Landes. Nicht, daß es an Neubauten fehlte; es ist eine Neustadt entstanden, doch bietet diese nichts irgendwie Beachtenswertes; sie besteht aus Miets- oder Geschäftshäusern und Villen, wie man sie heutzutage überall in der Welt sieht und die nichts Charakteristisches aufzuweisen haben, daneben gibt es einige Gasthöfe, Cafés und Promenaden, die auch der Eigenart entbehren. Als Hafenplatz konnte Tarragona seine einstige Bedeutung unter dem Wettbewerb Barcelonas und Valencias nicht erhalten, weil es einer bedeutenden Industrie entbehrte; es werden von dort jetzt nur noch Wein und Südfrüchte exportiert.

Was die Aufmerksamkeit des Fremden in Tarragona zunächst auf sich lenkt, sind die Cyklopenmauer und ein vorgeschichtliches Tor. Ihre Entstehungszeit entzieht sich jeder Bestimmung; sie deuten bei ihrer Festigkeit auf ernste Kriegszustände, die die Bewohner dieses Ortes nötigten, sich durch solche Riesenbauten zu schützen, denn die Mauer umgab einst die ganze Stadt. Das jüngere Tor ähnelt in seiner Konstruktion den Dolmen und den vorderasiatischen Festungstoren; es wurde bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch benutzt, dann aber durch ein Gitter verschlossen, weil es den Zugang zu einem Schleichpfad bildete, der in das Herz der oberen Altstadt und auf den einstigen Burghügel führte.

Ihre günstige Lage und ihre Festigkeit wurden Veranlassung, daß die Römer Tarragona als festen Stützpunkt benutzten und Kaiser Augustus sie zum Sitz des mit Proconsulargewalt ausgestatteten Legaten der kaiserlichen Provincia tarraconensis machte. Jährlich fanden dort die Provinziallandtage statt; die Stadt wurde zum Kulturzentrum Spaniens, und die Überreste der Staatsbauten jener Zeit, des kaiserlichen Palastes, ferner des Amphitheaters und des Zirkus geben heute noch eine kleine Vorstellung von der Bedeutung und der Bevölkerungsmasse dieser Stadt unter den römischen Kaisern. Auch unter der Westgotenherrschaft bewahrte sie sich noch etwas von diesem Glanz, der aber unter den Arabern verblich. Die alten Baumaterialien wurden dann im Mittelalter zur Herstellung der Kathedrale, vieler anderer Kirchen, der Hafen- und Befestigungsbauten verwandt.

In der Nähe der auf der höchsten Erhebung des Stadthügels gelegenen Burg oder des Kapitols, zu dem eine breite Marmortreppe direkt vom Hafen hinaufführte, befand sich das große Forum, dessen Ausdehnung sich noch ziemlich deutlich erkennen läßt.

Von großer Bedeutung sind namentlich noch einige römische Bauten, die sich außerhalb der Stadt befinden und verhältnismäßig gut erhalten sind.

Auf der Straße nach Lérida gelangen wir in kurzer Entfernung von der Stadt zu dem Aquädukt, der Tarraco mit Wasser versah. Zum Teil unterirdisch geführt, mußte die Leitung ein an der niedrigsten Stelle über 30 m tiefes und etwa 300 m breites Tal überspannen, was nur durch einen mächtigen Unterbau ermöglicht werden konnte. Die auf solche Weise hergestellte Puente de las Ferreras, die im Volksmunde Teufelsbrücke heißt, zeigt ein unteres Stockwerk, dessen gewaltige Pfeiler 11 Bögen bilden, und auf ihm erhebt sich ein zweites von 26 Bögen, welche die eigentliche Wasserleitung tragen.

Zwei andre Bauwerke befinden sich an der Straße nach Barcelona. Das erste ist das sogenannte Grabmal der Scipionen, ein merkwürdiger, quadratischer, dreistöckiger, sich nach oben zu verjüngender und jetzt etwa 30 m Höhe aufweisender Bau, und das zweite ist das verhältnismäßig gut erhaltene, triumphbogenartige Tor von Bará. Die eigentliche Bestimmung beider hat nicht ermittelt werden können. Tatsache ist jedenfalls, daß die Scipionen dort nicht begraben sind.

Aus späteren Perioden sind dann nur Kirchenbauten vorhanden. Unter diesen ragt besonders die auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegene Kathedrale hervor. Sie wurde in den Jahren von 1089 bis 1131 erbaut und ist namentlich im Innern prächtig ausgestattet.

An Überresten aus römischer Zeit sind auch viele andre spanische Städte sehr reich, so z. B. Mérida, die einstige Hauptstadt Lusitaniens, die eine römische, auf 64 Bogen ruhende Brücke über den Guadiana von 780 m Länge aufzuweisen hat. Auch Segovia besitzt einen Aquädukt von sehr beträchtlicher Länge und Kühnheit der Konstruktion. Avila, Palencia, Salamanca, Toledo, Valladolid, Zaragoza sind mehr oder minder reich an römischen Bauresten, und die vielen Altertumssammlungen des Landes enthalten große Mengen von Waffen, Gerätschaften, Gebrauchsgegenständen aus jener Kulturperiode.

Viel weniger ist dagegen aus der westgotischen Zeit hinterblieben. Toledo war während des größten Teils derselben die Hauptstadt des Landes, aber außer einigen Teilen der Stadtmauer und wenigen Baulichkeiten zeugt nichts von ihrer materiellen Kultur, wie groß auch ihr Einfluß auf das geistige und politische Leben war. Ihren Stempel erhielt allerdings auch diese Stadt durch die Araber, und Toledo wird im allgemeinen für den Ort gehalten, der am meisten den arabisch-maurischen

Charakter in Spanien bewahrt hat. In mittlerer Lage auf dem Hochplateau von Neukastilien erhebt sich an dem Ufer des in seinem engen, schluchtenreichen Bett wild dahinstürmenden Tajo, der bei Lissabon in den Atlantischen Ozean mündet, in fast vegetationsloser und wenig bebauungsfähiger Gegend der große schroffe Felsblock, auf dem Toledo,



Santiago del Arrabal in Toledo.

wohl in phönizischer Zeit, gegründet wurde. Die vorzügliche Lage inmitten der Halbinsel, ihre natürliche Festigkeit gaben dieser Niederlassung von frühester Zeit an eine hohe Bedeutung, die dadurch gesteigert wurde, daß ihre Bewohner sich als Waffenschmiede auszeichneten, wengleich sie sich an Produktivität nicht mit denen von Bilbilis und andern Orten

messen konnten. Politisches Ansehen gewann die Stadt allerdings erst unter den Westgoten, um dann nach Einführung der katholischen Glaubenslehre als der Staatsreligion das geistliche Zentrum zu werden, das es auch nach der arabischen Herrschaftsperiode und nach ihrer Eroberung durch Alfons VI. 1085 bis in die Neuzeit geblieben ist. Der Erzbischof von Toledo war stets der Fürst-Primas, der höchste Prälat des christlichen Spaniens, spielte als solcher auch immer eine sehr einflußreiche Rolle im politischen Leben, und es wurden für die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Toledo nur die bedeutendsten Geistlichen ausgewählt, denen ein großer Stab von hervorragenden Kirchenmännern und ein fast königlicher Hofstaat zur Seite standen. Toledo erhielt dadurch den Charakter der kirchlichen Metropole Spaniens, und seine Kathedrale sowie die zahlreichen andern Kirchen bilden die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Da ihre Bevölkerung seit dem frühesten Mittelalter stetig von etwa 200 000 bis auf 23 000 zurückgegangen ist, so war von einer baulichen Entwicklung der Stadt keine Rede. Die Notwendigkeit, Neubauten aufzuführen, lag nicht vor, da die Zahl der Wohnhäuser völlig ausreichte; so stammen denn, bis auf wenige in den letzten Jahrzehnten für die hohen Beamten und die Reichen erforderlich gewordene, den modernen Kulturansprüchen genügende neue Häuser, die jüngsten aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Das Innere der Stadt, ja selbst das Pflaster hat keine Änderung erfahren, und wenn man von dem Bahnhof kommend die arabische Alcantarabrücke überschritten hat und nach mühsamem Aufstieg durch das alte arabische Sonnentor, die Puerta del Sol, in die Stadt eindringt, so glaubt man sich allerdings in längst vergangene Zeiten zurückversetzt. Auf Schritt und Tritt sieht man sich geschichtlichen Denkmälern gegenüber, denn jedes Haus, jede kleinste Kapelle, jeder Palast hat seine reiche Geschichte, und wir können an den oftmals drei- und vierfachen verschiedenen Baustilelementen, die an ihnen wahrzunehmen sind, erkennen, wie viele Jahrhunderte sie überdauert haben, ganz abgesehen davon, daß sie meist auf arabischen, oft aber auch auf römischen oder iberischen Fundamenten unmittelbar errichtet sind. Der Tourist, der für die politische, die kirchliche und die kulturelle Geschichte des Landes kein Interesse hat, bleibe Toledo daher fern, er wird höchstens in den Geschäften, in denen die wertvollen, mit Gold und Silber eingelekten Stahlwaren verkauft werden, Zerstreuung finden, und vielleicht den mächtigen Eindruck des Innern der riesigen Kathedrale oder ihres unermeßlich wertvollen Kirchenschatzes auf sich einwirken lassen.

Mehrere kleine Kirchen sind nur oberflächlich aus Moscheen umgestaltet worden und bewahren noch den maurischen Charakter; die ehemalige Synagoge St. Maria la Blanca und die Synagoge del Transito weisen daneben eigenartige Abweichungen von dem reinen maurischen Stil auf, wie sie auch in einstigen jüdischen Privathäusern in die Erscheinung treten.



Cordova: Eingang zur Moschee.

Neue Photogr. Gesellsch.

Von Profanbauten ist der aus einem römischen Kastell in ein maurisches Schloß und dann in einen christlichen Königspalast umgestaltete Alkazar bemerkenswert, der nun für Regierungszwecke verwendet wird. Das Rathaus der Stadt weist schöne architektonische Einzelheiten auf. Der Hauptplatz der Stadt, der Zocodaver, hat noch mit dem arabischen Namen seinen Charakter als maurischer Marktplatz rein bewahrt, wie auch die

ihn umgebenden Häuser und das Labyrinth der inneren Stadt seit arabischen Zeiten wenig Veränderung erfahren haben.

Der Ernst, die Feierlichkeit, die Grandezza der Toledaner entsprechen ganz dem Wesen dieser alten Königsstadt und kirchlichen Metropole.

Im arabischen Spanien waren es drei Städte, die nacheinander die Rolle der maßgebenden Hauptstädte spielten; während der ersten Geschichts- und Kulturperiode Córdoba, während der zweiten Sevilla und während der dritten Granada.

Alle drei sind zum Range von Provinzialhauptstädten herabgesunken, die nur noch wenig von ihrem alten Glanze bewahren. Ihre spärlichen Baureste aus arabischer Zeit aber sind es, die heute noch die größte Anziehungskraft auf jeden Fremden ausüben, der Spanien besucht.

Córdoba, eine phönizische Pflanzstätte, war bereits unter den Römern eine sehr angesehene Stadt, aus der viele Männer hervorgingen, die im staatlichen Leben und auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur hohe Bedeutung erlangt und sich unvergänglichen Ruhm erworben haben. Unter den omajjadischen Kalifen wurde die Stadt dann der Herd der Wissenschaften, der Künste und der Literatur, zugleich aber auch der Mittelpunkt des industriellen und kaufmännischen Lebens, und ihre Moscheen und Paläste konnten mit der ganzen Pracht des Orients ausgestattet werden, da die Fürsten über große Mittel verfügten und die fleißige Einwohnerschaft, die wohl bis auf eine Million Seelen in der Zeit der höchsten Blüte der Kultur zu veranschlagen ist, sehr wohlhabend war.

Von all diesem Glanz, von allen diesen Prachtbauten ist außer den spärlichen Überresten des Alkazar, des Schlosses, nur die große Moschee übriggeblieben, die oberflächlich in eine Kathedrale umgestaltet wurde und in sich eine Kirche aufnehmen mußte, deren Bau Karl V. selbst, als er die Moschee sah, als eine Barbarei bezeichnete. Sie hat an Größe und Eigenart nicht ihresgleichen in der mohammedanischen Welt, und es dürfte wenige Menschen geben, auf die ihr Anblick, dieser Säulenhain, das Allerheiligste der Kiblah, die Maksurah nicht einen unvergeßlichen Eindruck machte.

Neben dieser Moschee verschwindet alles, was Córdoba sonst an kirchlichen und profanen Bauten aufzuweisen hat. Die Stadt hat als ganzes ihren maurischen Charakter ziemlich gut bewahrt, und wir lernen in ihr zuerst die Schönheit des maurisch-andalusischen Hauses kennen, das nach außen hin sehr wenig bietet, dafür aber in seinem Innern, in dem gartengleichen Hof, um den in dem unteren und einem oberen

Stockwerk sich alle Wohnräume gruppieren, und in dem sich das häusliche Leben abspielt, ein Bild von unvergleichlicher Schönheit darbietet. In den vornehmen, reichen Häusern ist dieser Hof, der zum Schutz gegen die Sonne über Tag mit Zeltstoffen überdeckt werden kann, ebenso wie die ihn umgebenden Galerien und deren Säulen aus weißem Marmor hergestellt und mit Blumenbeeten und den schönsten Tropengewächsen ausgestattet; in den Häusern der weniger Bemittelten ist geringeres Baumaterial verwandt, aber auch in ihnen machen Palmen, Büsche und Blumen

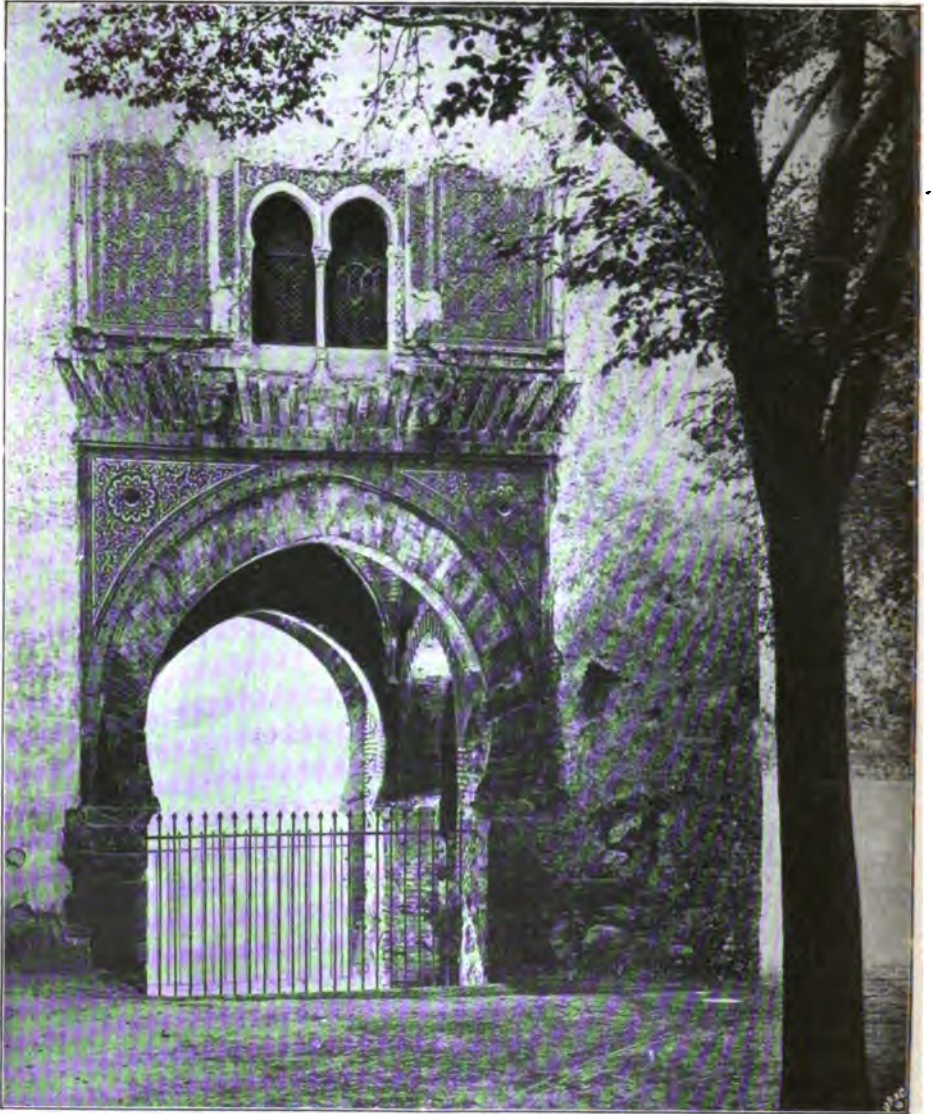


Neue Photogr. Gesellsch.

Sevilla: Kathedrale und Glockenturm Giralda.

den Aufenthalt angenehm. Kein Wunder daher, wenn die Einwohner und besonders der weibliche Teil derselben kein Bedürfnis empfinden, diese durch Springbrunnen und offene Wasserrinnen stets kühl gehaltenen Gärten und Galerien nur selten zu verlassen und sich einem dolce far niente hinzugeben, zu dem die Südspanier ohnehin infolge der hohen Durchschnittstemperatur Andalusiens nur zu sehr neigen.

Sevilla, das etwa 150 000 Einwohner hat, ist durch seine günstige Lage an dem dort schiffbaren Guadalquivir und seinen nicht unbedeutenden



Granada: Alhambra, das Weintor.

Handelsverkehr vor dem Schicksal des gänzlichen Verfalls, wie wir ihn in Córdoba wahrnehmen, bewahrt geblieben.

Es besitzt aus seiner arabischen Zeit das schöne Königsschloß, den Alkazar, der wieder restauriert worden ist und eine gute Vorstellung von der Einrichtung eines maurischen Palastes vermittelt. Daneben aber hat Sevilla in seiner auf den Fundamenten einer Moschee entstandenen Kathedrale ein kirchliches Bauwerk von größter Schönheit und zahllose andre Kirchen aufzuweisen.

Aber Sevilla hat sich auch den Ruhm gewahrt, eine Pflegestätte der Künste zu sein. Seine Kirchen, seine Krankenhäuser, seine Museen sind voll von Meisterwerken der Malerei, namentlich sind hier die schönsten Murillos vorhanden, deren Wert man überhaupt auch erst in diesem Milieu ihrer Entstehung gebührend schätzen lernen kann. Wie zu arabischer Zeit ist Sevilla auch jetzt eine Stätte heiterer Vergnügungen, der Pflege der Musik und des Tanzes. Seine mit den schönsten Anlagen versehenen Plätze, seine prachtvollen Parks und Promenaden laden zum Lebensgenuß ein.

Zu den größten Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört hier auch ein Gewerbebetrieb, nämlich die große Tabakfabrik, in der 6000 Arbeiterinnen beschäftigt sind, die bei ihrer Tätigkeit zu sehen nicht uninteressant ist, um so mehr als hier alle Frauentypen Südspaniens in großer Zahl vertreten sind.

Granada endlich, das heute 76 000 Einwohner zählt, besitzt in seiner Alhambra einen unerschöpflichen Schatz von größter Anziehungskraft. Diese maurische Königsburg mit ihrem Palast und ihren Befestigungswerken, Wachttürmen und andern Nebengebäuden steht einzig in der Welt da, und es ist nur zu besorgen, daß sie bei ihrer teilweisen Bau-fälligkeit einst bei einem stärkeren Erdbeben, die dort zuweilen eintreten, empfindlichen Schaden erleiden, wenn nicht ganz einstürzen dürfte.

Hoch über der Stadt, auf waldigem, wasserreichem Hügel gelegen, bietet die Alhambra, wie der von ihr durch eine schmale Schlucht getrennte einstige Sommerpalast Generalife nicht nur einen schönen und interessanten Aufenthalt, sondern auch prachtvolle Blicke auf die Stadt, die reiche, durch die Kanalisationsanlagen der Araber gut bewässerte und daher äußerst fruchtbare Vega, auf den Sacromonte, wo Hunderte von Zigeunern in ihren Erdhöhlen wohnen, und auf die Sierra Nevada, deren höchste Gipfel bis in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt sind und

zu Ausflügen dorthin sowie in die Täler der Alpujarren, den Schauplatz des großen Maurenaufstandes von 1568, verlocken.

Die am Zusammenfluß des Darro und des Genil gelegene Stadt hat auch noch viel von ihrem arabischen Charakter bewahrt, und zahl-



Der Generalife, Granada.

reiche Bauten der älteren Teile sind fast unverändert geblieben und enthalten wertvolle architektonische und namentlich dekorative Überreste aus der Maurenzeit.

Daneben aber sind auch außer der mächtigen Kathedrale, die die kostbaren Grabdenkmäler der katholischen Könige, einer Tochter Johannas

der Wahnsinnigen und deren Gatten Philipp des Schönen enthält, viele andre Kirchen, Prälatenpaläste, Klöster und andre Bauten entstanden, die neben bedeutenden Kunstwerken auch architektonische Schönheiten in Fülle aufzuweisen haben.

Der von vielen Zigeunern bewohnte Hügel Albaicin bietet dem Besucher ein interessantes Bild andalusischen Volkslebens, zugleich auch sehr schöne Ausblicke auf den Alhambrahügel und das Hochgebirge. Die Zigeuner lebten früher in Granada unter ihren eignen Häuptlingen und nach eignen Gesetzen. Der sogenannte „Zigeunerkönig“ allerdings, den wohl jeder Besucher der Alhambra kennen lernt, ist nur noch ein theatralisches Schattenbild der einstigen Oberhäupter, deren Gerichtsbarkeit sich über alle Stammgenossen der ganzen Iberischen Halbinsel ausdehnte.

Einige gut gehaltene Promenaden und öffentliche Anlagen, die historisch so bedeutsame Nachbarschaft, die fruchtbare, gartengleiche Vega, das Bergland der Sierra Nevada machen den Aufenthalt in der alten maurischen Königsstadt zu einem sehr angenehmen, und ihre Bevölkerung bietet durch ihre verwickelte Mischung der verschiedensten ethnischen Elemente ein interessantes Studienobjekt.

Das nördliche und mittlere Spanien besitzt in seinen größeren Städten eine unerschöpfliche Fülle von Eigenartigem, von architektonischen Schönheiten ersten Ranges, von Kunstwerken aller Art und Sehenswürdigkeiten, wie sie kein andres Land darzubieten vermag, aber ihr Gesamtcharakter ist einheitlicher als der der Ortschaften des Südens und Ostens der Halbinsel. Sie alle tragen den Stempel einer mindestens zwei Jahrtausende langen ereignisreichen Geschichte, was ihnen etwas Ernstes, Ehrwürdiges verleiht; sie alle sind in ihrer Entwicklung zum Teil seit Jahrhunderten stehen geblieben, haben ihre einstige Bedeutung mehr oder minder verloren, und wenn die moderne Kultur mit den großartigen Verbindungen und Lebenserfordernissen der Neuzeit auch in sie eingedrungen ist und ihnen einen äußerlich modernen Anstrich gegeben hat, so bieten sie im wesentlichen doch Bilder längst vergangener Kulturperioden dar, von denen freilich jedes für den Geschichtsforscher, den Kulturhistoriker und Ethnographen bis in seine geringsten Einzelheiten ungemein anregend ist. Die alten gewaltigen Kathedralen, die oft heute die ganzen Stadtgemeinden zu fassen imstande sein würden, die Tausende von Kirchen, einstigen Klöstern, Prälaten- und Grandenpalästen und festen Schlössern bilden in den alten Königsstädten Oviedo, Leon, Burgos, Valladolid, Zaragoza, in den Universitätsstädten Salamanca und Alcalá de Henares, in der Wallfahrtsstätte Santiago de Compostela, in den Festungen von Pamplona,

Zamora, Badajoz die wichtigsten Sehenswürdigkeiten. Der romantische Zauberschleier des Mittelalters lagert über ihnen, und ein gut Teil seines Geistes ist heute noch in ihnen wirksam.

Über sie alle hat sich Madrid, das ein Alter von kaum 400 Jahren aufzuweisen hat, eine der jüngsten Ortschaften des ganzen Landes, durch den Willen Karls V. und Philipps II. zur Hauptstadt aufgeschwungen. Diese Jugend ist die Ursache, daß die Stadt aber alles dessen entbehrt, was der kleinsten spanischen Provinzialstadt ihren Reiz verleiht, der durch



Granada: Eingang in das Schlößchen Generalife.

das Alter geweihten, vom Zauber der Romantik umgebenen alten Kathedralen, Kirchen, Paläste und anderer Denkmäler. Madrid ist eine künstliche, moderne Schöpfung. Obgleich mitten in der Steinwüste Neukastiliens gegründet, ist es unter unsäglichen Mühen und Geldopfern gelungen, ihr etwas Vegetationsschmuck zu verschaffen, sie mit einigen schönen Parks, im besonderen dem Buen Retiro, und hübschen Promenaden auszustatten. Es ist zur Sammelstätte für die aus alten Klöstern und Palästen entnommenen Kunst- und Literaturschätze gemacht worden: seine

große Gemäldegalerie, das Museo del Prado, das von manchen Kunsthistorikern für das hervorragendste der Erde gehalten wird, und seine Waffensammlung, die Armería, sind die größten Schätze, die Madrid überhaupt birgt, und seine bedeutendsten Sehenswürdigkeiten. In seiner Königlichen Bibliothek und denen der Universität, der verschiedenen Akademien, Gelehrten-Gesellschaften und Kunstgenossenschaften ist ein wertvolles Büchermaterial aufgehäuft, das sich allerdings kaum messen kann an Bedeutung mit den großen Staatsarchiven von Alcalá de Henares, von Simancas und den Provinzialarchiven von Aragon, von Barcelona und mit dem Indischen Archiv von Sevilla, wo noch Millionen Aktenstücke liegen, die der Benutzung für die Kulturgeschichte Spaniens harren.

Wohl haben die habsburgischen und die bourbonischen Könige sich bemüht, der Hauptstadt auch würdige Kirchen zu schenken. Die großen glänzenden Baustile des Mittelalters aber hatten sich ausgelebt, was die Mischstile, der überladene Platereske Silberschmidt-, der verworrene Churrigereske, der pomphafte Jesuiten-, der verzierte Rokokostil und wie sie sonst heißen mögen, zu leisten vermochten, konnte sich aber auch nicht im entferntesten messen mit den mächtigen Domen und Kathedralen von Burgos, von Toledo, von Sevilla, von Barcelona, von Zaragoza, von Salamanca und zahlreichen andern heute zum Range von kleinen Provinzialstädten herabgesunkenen Ortschaften. Man hat die große Rotunde von San Francisco zwar mit großen Geldsummen glänzend im Innern ausgestattet, aber man hat ihr damit nicht den Stempel wahrhaft künstlerischer Schönheit und Bedeutung aufdrücken können. Seit Jahrzehnten baut man nun an einer Kathedrale, die sich würdig an die großen Dome des Mittelalters reihen soll; unbefangene Architekten aber sprechen den Entwürfen jede Bedeutung ab und — wenn weitergebaut wird wie bisher, so werden viele Jahrzehnte vergehen, ehe sie fertig wird.

Unter den Profanbauten zeichnet sich das Königliche Schloß durch seinen Umfang aus, obwohl die Mittel nicht ausreichten, um es in der ursprünglich geplanten Größe auszuführen. Es wurde von 1738 bis 1764 mit einem Aufwand von 75 Millionen Peseten gebaut und macht, namentlich von der gegenübergelegenen Seite des wasserarmen, hauptsächlich den Waschfrauen dienenden Manzanares aus, einen sehr imponierenden Eindruck. Von einem streng durchgeführten Kunststil bemerkt man an ihm allerdings nicht viel.

Einige ehemalige Klöster, manche Grandenpaläste zeichnen sich auch mehr durch Größe als durch architektonische Schönheit aus, und die modernen Staatsbauten, Banken, Privatpaläste und Landhäuser weisen nichts

charakteristisch Spanisches auf, weichen in nichts von ähnlichen Gebäuden anderer europäischer Großstädte ab. Paris gilt den heutigen Architekten als das Vorbild, dem man in dem Ausbau der Stadt nachzueifern sucht. Die Mietshäuser in den boulevardartigen, mit Bäumen versehenen Straßen der neu entstandenen Stadtviertel vollends bieten nichts, was sie von denen Barcelonas, Bilbaos, Marseilles, Bordeaux', Paris' unterscheidet, es sei denn, daß sie sie an Höhe zu überragen suchen, denn der teure



Generalife: Galerie.

Boden bedingt seine äußerste bauliche Ausnutzung — und die riesigen Mietspreise, die die Eigentümer verlangen.

Nur die ältesten Stadtteile haben eine Art von Lokaltön bewahrt, wozu auch ihre mangelhafte Sauberkeit und ihr jahrhundertaltes Pflaster das ihre beitragen. Die Plaza mayor mit den breiten Kolonnaden und den Galerien ihrer sie umgebenden Häuser läßt erkennen, daß sie einst eine wichtige Rolle im öffentlichen Leben gespielt hat. Das war auch der

Fall, denn dort fanden gelegentlich Stiergefechte, vor allem aber die Ketzengerichte der Autodafés statt. Die Verbrennung der verurteilten Opfer mittelalterlicher Strenggläubigkeit fand allerdings außerhalb der Stadt auf dem Quemadero de la Cruz statt, der seit 1868 in den Bebauungsplan hineingezogen worden ist.

An die Stelle der Plaza mayor ist seit anderthalb Jahrhunderten die Puerta del Sol, der nahegelegene große Platz im Mittelpunkte der Stadt, getreten, von dem die Hauptstraßen strahlenförmig ausgehen. Dieser ovale große Platz ist das eigentliche Herz der Landeshauptstadt, und dort fühlt man auch den Pulsschlag des öffentlichen Lebens Spaniens.

Dies wollen wir im folgenden einer eingehenden Betrachtung unterziehen.

6. Das politische Leben.

Das spanische Staatswesen, wie es sich heute darstellt, ist das Ergebnis eines Entwicklungsprozesses von der gleichen Dauer wie der der Geschichte des Landes. Es hat die verschiedensten Wandlungen durchgemacht, und ist heute keineswegs zu einem Zustande der Vollendung gelangt, sondern ist vielmehr immer noch in der Fortentwicklung begriffen.

Es ist bereits gesagt worden, daß bei den alten Iberern die Form des Clanwesens die herrschende war; sie blieb es auch bei den Keltiberern. Die römische Herrschaft konnte es nicht beseitigen, denn sie ließ die Selbstverwaltung der den Regierungssitzen und großen Städten fern gelegenen ländlichen Gemeinden ziemlich unberührt, und die Bodenbeschaffenheit des Landes leistete der Erhaltung der patriarchalischen Familienverbände großen Vorschub. In den der Kultur fernegelegenen Tälern der rauhen Gebirge Spaniens, auf den Hochebenen des Innern bewahrten sich die uralten Sitten und Einrichtungen damals wie auch später fast unverändert, und selbst heute findet man in den schwer zugänglichen Gebieten der kantabrischen Provinzen, des oberen Navarra, Aragonien und Katalonien noch Zustände, die nicht viel verschieden sind von den uns in den alten Schriftstellern beschriebenen Iberiens.

Die monarchisch-feudalistische Verfassung der Sueven und Westgoten war der Kräftigung des politischen Selbstbewußtseins der Eingeborenen wie der iberoromanischen Mischlinge nur förderlich. Dem zügellosen Freiheitsdrang der eingeborenen Bergvölker wurden von den wenig zahlreichen westgotischen Herren des Landes nicht zu große Beschränkungen auferlegt.

Als dann die mächtige arabisch-berberische Flutwelle das Westgotenreich vernichtete, da verbanden sich die Überreste der bisherigen Machthaber mit den rauhen kriegerischen Bergstämmen zu gemeinsamem Wirken unter einer Regierungsform, die äußerlich wesentlich die gotisch-germanische Gestalt bewahrte, aber erfüllt wurde von dem unbändigen Frei-

heitsdrang der Iberer. Fanatischer Patriotismus war es, der die Asturer und nach und nach alle übrigen iberogermanischen Stämme und Mischlinge zum Kampfe gegen die Araber, Berber und Mauren veranlaßte; daß dieser Krieg der Wiedervergeltung, der Rückeroberung des Landes, das ihnen einst gehört hatte, dann im Laufe der Zeit auch fanatisch-religiösen Charakter annahm, zum Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond wurde, das war mehr bei'äufig und zufällig, als ursprünglich beabsichtigt. Worum es sich für die Asturer und ihre östlichen Genossen handelte, war, daß sie ihr Land von dem Joch der Fremdherrschaft be-



Segovia: Der Alkazar und die Kathedrale.

freien, daß sie die Eindringlinge wieder vertreiben, wieder Herren in ihrem Hause, auf ihrer Halbinsel werden wollten. Sie hätten diesen Kampf daher auch unternommen, wenn diese Fremden, diese afrikanischen Völker, Christen gewesen oder wenn sie einen andern als den christlichen Glauben gehabt hätten. Daß ihr Glaube nun ein andrer als der ihrer Bedrücker war, verschärfte natürlich den Gegensatz und gab ihm auch religiösen Charakter, der sich bei ihrer durch die Not und den Ernst der Lage bis auf das höchste gesteigerten Stärke des religiösen Glaubens bald derart äußerte, daß das religiöse Moment schließlich das politisch-

patriotische in den Hintergrund drängte und der Wiedereroberungskampf zum Glaubenskampf, zum Kampf für den christlichen Glauben gegen den Islam zu werden schien. Daß dabei der Name des Apostels Jacobus zum Kriegsruf „Santiago“ erwählt wurde, zeugt wieder von dem Lokalpatriotismus der Beginner des großen Krieges, der Asturer, die ihren Lokalheiligen, nicht aber den allgemeinen Begründer ihres Glaubens Christus als Schutzherrn anriefen, und Santiago blieb ja auch der Kriegsruf der Spanier bis an die Grenzen der Neuzeit.

Diese enge Verbindung der politischen mit den religiösen Interessen sollte nun überhaupt für das nationale Leben Spaniens von höchster Bedeutung werden, und sie hat fortbestanden von dem Anfang der Geschichte Asturiens bis zum Untergang der habsburgischen Dynastie und in etwas weniger enger Form auch unter den Bourbonen bis auf den heutigen Tag. Diesen Umstand dürfen wir nie außer Augen lassen, wenn wir spanische Verhältnisse betrachten, denn er erklärt die ungeheure Macht, die die Kirche und ihre Diener in Spanien erlangt haben, den riesigen Einfluß, den sie auf die politischen Ereignisse und auf die Entwicklung der ganzen spanischen Kultur in allen ihren Teilen und Zweigen ausgeübt haben.

Wir haben dann gesehen, wie in den christlichen Staatsgenossenschaften des nördlichen Spanien sich iberischer Freiheitsdrang mit dem germanischen und mit gotischem Individualismus verknüpfte und das Repräsentativsystem schuf. Dieses verband sich mit dem römischen Gemeindewesen zum Zwecke der Einschränkung der Macht und der Rechte der Monarchen, der Prälaten und des Adels gegenüber den erwerbenden Klassen der Ackerbauer, Viehzüchter und Gewerbetreibenden. So wurde die Bewilligung jener weitgehenden liberalen fueros, der Sonderrechte, erzwungen, die die größeren Gemeinden, Stadtrepubliken und Provinzen befähigten, sich kräftig zu entwickeln und Bedeutendes zu schaffen, wie es z. B. in Barcelona der Fall war.

Diese fueros aber wurden die Ursache späterer schwerer innerer politischer Kämpfe. Sie förderten die Ausbildung des politischen Individualismus und Partikularismus der Einzelstaaten, der Städte, der Genossenschaften, Gewerkschaften, die sich dann nach der Gründung eines einheitlichen spanischen Staatswesens durch Ferdinand und Isabella gegen die Zentralisierung der politischen Macht, gegen den allen Sonderrechten abgeneigten staatlichen uniformierenden Absolutismus mit allen Mitteln auflehnten. Die Habsburger traten dann auch diesen partikularistischen Bestrebungen von vornherein mit voller Kraft entgegen. Karl V., der schon erbittert war, daß die Cortes ihm die Mittel zu seiner Weltpolitik

beschränkten oder versagten, warf den Aufstand der Comuneros nieder, die für die Rechte der Stadtgemeinden eintraten. Philipp II. beseitigte dann sogar die Sonderrechte der früheren selbständigen Kleinstaaten und großen Königreiche und seine Nachfolger auf dem Throne Kastiliens suchten sein Werk zu vollenden.

Auch die Bourbonen bewegten sich in dieser Hinsicht in den Fußtapfen ihrer habsburgischen Vorgänger. Das Repräsentativsystem, wie es in den nordspanischen Staaten seit dem zwölften Jahrhundert geherrscht hatte, war schon von Karl V. sehr beschränkt, von Philipp II. fast ganz aufgehoben worden, und verschwand in der Folge mehr und mehr, indem es der unumschränkten Autokratie des despotischen Regimes wich, dessen Entwicklung es einst mit so gutem Erfolge verhindert hatte.

Erst die französische Revolution weckte auch in Spanien das Volksbewußtsein wieder, rief die Demokratie ins Leben, erinnerte die Spanier von neuem an ihre alten Vorfahren und bewog sie, dem Freiheitsdrange, der ihnen von den Ibererzeiten her im Blute steckte, der aber ganz eingeschlummert war, Folge zu geben. Die Mißwirtschaft eines Karl IV. und seines Ministers Godoy, das Vorgehen des fremden Usurpators Napoleon rüttelte sie auf aus ihrer Lethargie, und eine neue Epoche des politischen Lebens begann mit dem denkwürdigen 2. Mai 1808, an dem der Kampf gegen die unwürdige Fremdherrschaft begann.

Einmal erwacht, schritt dann das Volk zu dem weiteren Kampf für die Erringung der natürlichen Menschenrechte und für seine eignen Rechte, die ihm die Krone versagte.

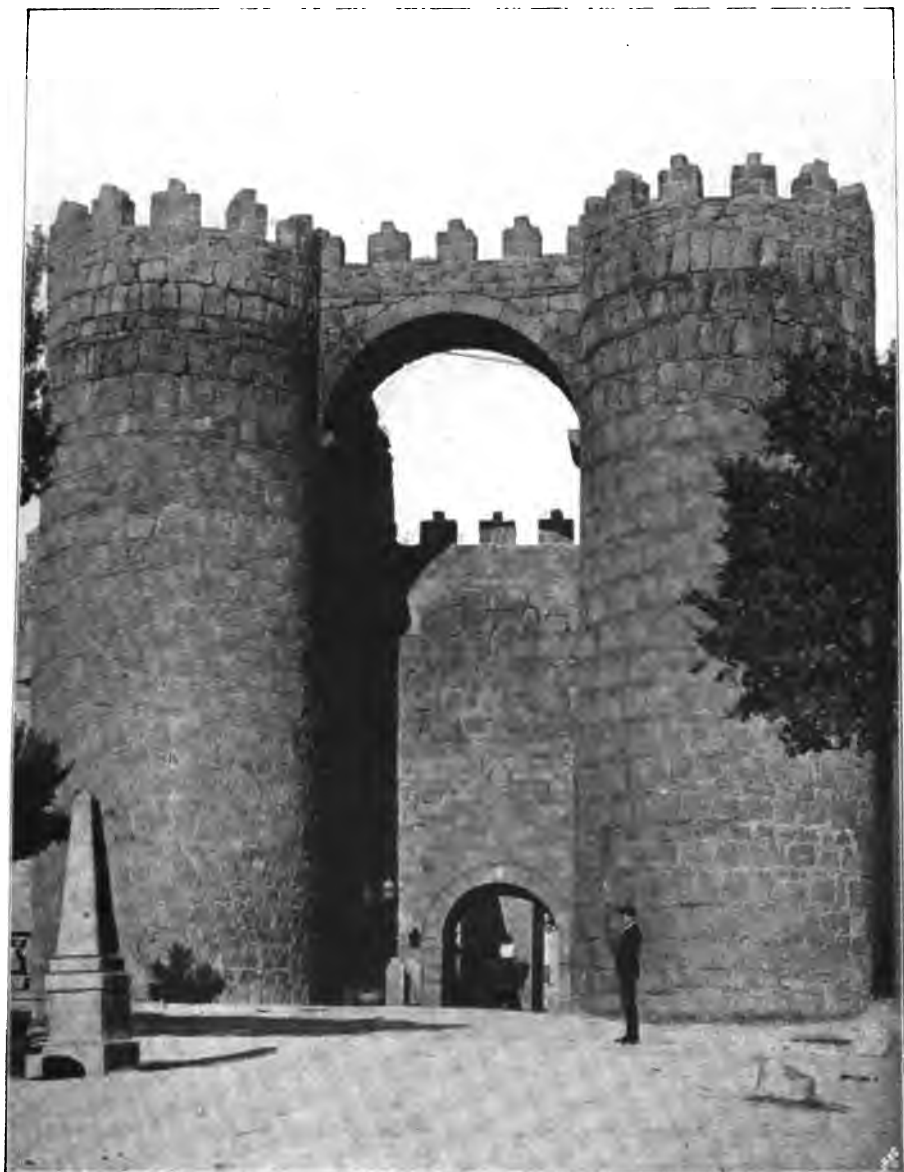
So wurde das neunzehnte Jahrhundert für Spanien eine Zeit ununterbrochener innerer politischer Kämpfe, die zu mehr als 50 Pronunziamientos und Aufständen führten. Diese Konflikte wurden noch verwickelt durch eine Spaltung in der Königsfamilie. Ferdinands VII. Bruder, Don Carlos, erhob Einspruch gegen die pragmatische Sanktion, durch die Isabella II. auf den Thron erhoben wurde, und er sowie seine Nachkommen haben diesen Kampf fortgesetzt und erhalten heute noch das Legitimitätsprinzip und damit ihren Anspruch auf die Krone aufrecht. Gleichzeitig erlitt Spanien große materielle Einbuße. Zu Anfang des Jahrhunderts gingen die meisten spanischen Kolonien verloren, und am Schluß desselben erhob sich Cuba, weil es die Knechtung und Ausbeutung nicht länger ertragen wollte, die es von Spanien solange zu erdulden gehabt hatte. Dieser Aufstand zog einen Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika nach sich, in dem mit Cuba und Puerto Rico auch die Philippinen verloren gingen, die letzten nennenswerten Kolonien, aus denen Spanien

große Einkünfte gezogen hatte. Das war das traurige Endergebnis der unseligen Kolonialpolitik, die nur auf schmachliche Ausbeutung abgezielt hatte, und Spanien trat in das neue zwanzigste Jahrhundert ein ohne jeden irgendwie wertvollen Kolonialbesitz, denn seine vier Presidios in Nordafrika, die Kanarischen Inseln, das gegenübergelegene Gebiet vom Rio Oro an der nordwestlichen Küste Afrikas und die Insel Fernando Poo sind kaum der Erwähnung wert.

Die Staatsverfassung hatte im neunzehnten Jahrhundert mehrfache Veränderungen erfahren. 1812 war die radikale liberale Verfassung entstanden; sie war erfüllt von dem Geiste, der die französische Revolution in die Erscheinung gerufen hatte, und es war begreiflich, daß ein so freisinniges Aktenstück nicht den Beifall Ferdinands VII. finden konnte. 1820 wurde durch eine neue Verfassung der Versuch gemacht, ein Kompromiß zu schließen; dieser Versuch schlug fehl. Die Kämpfe dauerten fort. Mitte der dreißiger Jahre spitzten sie sich zu, und 1834 wurde eine neue Verfassung geschaffen, die 1837 eine Revision erfuhr; der Konflikt verschärfte sich nur, da die Volkssouveränität vollständig erdrückt werden sollte. 1840 wurde das Volk noch mehr gereizt durch die Aufhebung der Selbstverwaltung der Gemeinden; Espartero versuchte einen neuen Ausgleich zu schaffen, aber er unterlag, und 1845 erschien ein neues Staatsgrundgesetz, durch das die letzten Volksfreiheiten beseitigt wurden. Die Liberalen aller Schattierungen kämpften dagegen, 1856 siegte aber die Reaktion, und diese gelangte zum Ausdruck in der neuen Verfassung jenes Jahres. Der Sturz der Königin Isabella bedeutete endlich den Sieg des Liberalismus, des politischen Fortschritts, und 1869 wurde eine zeitgemäße neue Verfassung geschaffen, die den demokratischen Prinzipien entsprach. 1873 wurde die Monarchie ersetzt durch die Republik, die sehr rasch abwirtschaftete. Nach der Wiedererrichtung des Bourbonenthrones konnte die letzte republikanische wie die demokratische von 1869 nicht mehr in Kraft bleiben, und 1876 wurde ein neues Staatsgrundgesetz geschaffen, das bis jetzt das herrschende geblieben ist, aber die liberalen Parteien nicht befriedigen kann.

So war denn das ganze neunzehnte Jahrhundert erfüllt von den heftigsten Verfassungskämpfen, und unter ihnen war eine sehr große Zahl von hervorragenden Staatsmännern und Parlamentariern erstanden, die einen starken und gestaltenden Einfluß auf die Entwicklung des politischen Lebens Spaniens ausgeübt und sich großen Ruhm erworben haben.

Allmählich hat dann aber nach 1876 eine Ermüdung um sich ge-



Photographie Hauser y Menet, Madrid.

Avila: Tor St. Vincent.

griffen. Die geistige und politische Spannung war eine zu große und anstrengende gewesen; es folgte die Reaktion, die Kampflust schwand und mit ihr auch die hervorragenden führenden Geister. Solange Sagasta an der Spitze der Liberalen, Cánovas an der der Konservativen stand und solange sie einander in der Regierung des Landes ablösten, bewahrte das politische und im besondern das parlamentarische Leben immer noch etwas von der Regsamkeit und dem lebhaften Charakter der Periode von 1835 bis 1875, nach ihrem Tode aber hat das alles aufgehört. Die regierenden und regierungsfähigen großen Parteien zersplitterten sich, zahlreiche kleine, von Ehrgeiz erfüllte Gruppenführer strebten nach der Führerschaft, durch den Kleinkrieg untereinander aber schädigten sie nur die Interessen der früher einheitlich geleiteten und organisierten großen Parteien, und der Zustand, der heute besteht, ist ein in jeder Beziehung trostloser und höchst unbefriedigender.

Am festesten halten noch die Konservativen zusammen, die zurzeit die Regierung in ihren Händen haben. An ihrer Spitze steht der jetzige Ministerpräsident Maura, ein Mann, der früher wenig Beachtung gefunden haben würde, der aber seine unbedeutende Umgebung bei weitem übertrifft, mit sehr großem Selbstbewußtsein starke Willenskraft vereint und seine Ziele mit aner kennenswerter Stetigkeit und Energie zu erstreben sucht. Leider gehen ihm aber der weite geistige Horizont, das umfangreiche allgemeine Wissen, die hohe staatsmännische Begabung und das Verständnis für die Forderungen der heutigen Kultur — kurz, alle hervorragenden Eigenschaften Cánovas del Castillos ab. Auch dieser hielt es im allgemeinen geboten, Fühlung zu suchen mit den Parteien der äußersten Rechten, den Ultrakonservativen, den Ultraklerikalen und Jesuiten, er war aber ein hochgelehrter Geschichtsforscher, der sich den Lehren der Geschichte anderer Völker und Staaten nicht verschloß und auch die seines Vaterlandes genau genug kannte, um zu wissen, aus welchen Ursachen der Staat unter den Habsburgern von seiner Weltmachtstellung rasch herabgesunken war und weshalb er sich aus dieser Versunkenheit nicht erheben konnte. Er benutzte die Klerikalen, Jesuiten und Ultramontanen für seine Zwecke, aber er ließ sich und den Staat nicht von ihnen beherrschen, er hielt sie immer in ziemlich engen Schranken, ohne daß sie selbst merkten, wie eng diese waren. Maura dagegen läßt gerade diesen gefährlichen Faktoren den weitesten Spielraum, macht ihnen die weitestgehenden politischen Zugeständnisse, und es hat oft den Anschein, als ob er in erster Linie Kirchenmann, erst in zweiter Staatsmann ist. Es ist dies auch nicht verwunderlich, da er der juristische Berater der Jesuiten

ist. Was in Jahrzehnten der heftigsten parlamentarischen Kämpfe mühsam zum Nutzen des modernen Staats an kulturfördernden Elementen errungen worden ist, das wird leichten Herzens dem Volke wieder entzissen und den Jesuiten und Klerikalen als Opfer dargebracht. In der Verfolgung seiner politischen Ziele ist er kleinlich und nur darauf bedacht, dem Volke auch hier geflissentlich alles wieder zu entziehen, was ihm mit unsäglicher Mühe von früheren hochbegabten Männern erkämpft worden ist. Sein Verhalten ist dabei stets ein herausforderndes und hochmütiges. Es kann unter diesen Umständen nicht überraschen, daß er sich in den breiten Massen keiner Sympathien erfreut, und daß in den letzten Jahren wiederholt Attentatsversuche auf ihn gemacht worden sind.

Erscheint die konservativ-klerikale derzeitige Regierungspartei unter der Führung Mauras als ein geschlossenes Ganzes, herrscht in ihr ziemlich strenge Disziplin und dringt selten ein Zeichen davon in die Außenwelt, daß sich im Schoße der Partei Spaltungen bemerkbar machen, oder daß Gruppenführer Maura etwa zu stürzen streben, so ist das Bild, das die liberale Partei darbietet, ein viel traurigeres.

Seit Sagastas Tode, also seit 1903, ist die Partei immer gespalten gewesen, haben die verschiedenen Führer, ehemaligen Minister und Notablen einander bekämpft, und es dadurch nicht nur unmöglich gemacht, die Partei sicher und fest zu organisieren, sondern, was das schlimmste ist, sie haben ihren konservativen Gegnern durch diese Zersplitterung ihrer Partei geradezu zur Macht und zur Befestigung der ihrigen verholfen.

Der einzige, der noch die Überlieferungen des alten, echten demokratischen Liberalismus aufrecht erhält und für ihn eintritt, ist General Lopez Dominguez — aber — er ist ein Greis, seine Kraft ist gering, sein Anhang ist sehr klein geworden. Als er vor kurzem die Regierungsgeschäfte leitete, mußte er die traurige Erfahrung machen, daß die übrigen liberalen Fraktionen ihn im Stiche ließen und er dadurch außerstand gesetzt wurde, irgend etwas Bedeutendes zu leisten und längere Zeit die Ministerpräsidentschaft zu behalten.

Am nächsten steht ihm noch der Marquis de Vega Armijo. Aber auch er ist ein Mann in hohen Jahren; er besitzt nicht mehr die Tatkraft, die erforderlich wäre, um alle die verschiedenen widerstreitenden Elemente, die sich liberal nennen, unter einen Hut zu bringen und unter Anwendung einer straffen Disziplin zusammenzuhalten. Dasselbe gilt von Montero Rios, der außerdem auch noch weniger Autorität besitzt, als die beiden vorher genannten.

Neben ihnen allen stand Moret y Prendergast, der sich durch seine

hervorragende Rednergabe schon unter Sagastas Führung bedeutendes Ansehen erworben und wiederholt das Amt eines Ministers bekleidet hatte. Gebührte Vega Armijo wegen seines Alters die Nachfolgerschaft Sagastas in der Parteileitung, so mochte Moret doch nicht in untergeordneter Stellung bleiben, und die Spaltung, die sich daraus ergab, wurde so nachteilig für den Liberalismus, daß Vega Armijo schließlich dem jüngeren Nebenbuhler Platz machte und ihm die Führerschaft überließ. Leider ermangelt Moret jedoch der für seine Stellung erforderlichen Festigkeit — namentlich einem Manne wie Maura gegenüber, der rücksichtslos jeden Widerstand zu beseitigen sucht, der ihm die Verfolgung seiner Absichten erschwert. Solange er sich in der Opposition befindet, hält Moret immer die glänzendsten Reden, tritt für das liberale Programm mit den schönsten Worten ein, wenn er aber zur Regierung gelangt, so wagt er nicht, den Klerikalen mit der Energie entgegenzutreten, die erforderlich wäre, um Ersprößliches zu erzielen. Seine Haltung gegenüber der reaktionären Wirtschaft Mauras, seitdem dieser zu Anfang 1907 die Ministerpräsidentschaft wieder übernommen hat, ist im höchsten Grade schwächlich gewesen, und als er sich gegenüber dem Verhalten Mauras bei den letzten Senatswahlen dazu entschloß, ihm entgegenzutreten und die Wahlenthaltung der Liberalen zu verfügen, zeigte es sich, wie wenig er Disziplin zu halten verstand. Als er dann zu dem Mittel griff, das in der äußersten Not früher von Gruppen und Parteien angewandt wurde, um die Regierung zur Nachgiebigkeit zu zwingen, das retrainimiento, das heißt den politischen Streik, die Enthaltung von den Arbeiten des Parlaments, da mußte er es erleben, daß Maura seiner und der ohnmächtigen Liberalen nur spottete, die Abwesenheit der Liberalen gar nicht beachtete, sie vielmehr noch ausnützte, um ungestörter seine rückläufige Politik zu verfolgen, und Moret mußte die erste beste Gelegenheit benützen, um mit seiner Gefolgschaft wieder in die Cortes zurückzukehren und sich an ihren Arbeiten zu beteiligen, wenn das Ansehen der liberalen Partei nicht ganz verschwinden sollte. Daß solche Schwächlichkeit die Macht des Führers der Liberalen nicht erhöht, daß sein Opportunismus, seine Konzessionen in den wichtigsten politischen und kulturellen Fragen, namentlich seine Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen der Klerikalen ihm die Gruppen der äußersten Linken seiner Partei nach und nach geradezu entfremden, ist nur natürlich. Er hat nachgegeben in den Verhandlungen über das Konkordat, über das Vereinswesen, über die Maßnahmen zur Einschränkung des Ordenswesens, um nicht ganz mit der Krone, dem Vatikan, dem Klerus, den Jesuiten zu brechen, also in allen Punkten, in denen er in seinen

früheren Programmreden die Fahne der Demokratie, des Liberalismus, des Fortschritts hochzuhalten versprochen hatte. Die Regierung und die hinter dieser stehenden Parteien danken ihm diese Nachgiebigkeit nicht, sie machen dem Liberalismus dafür nicht nur keine Zugeständnisse, sondern nutzen sie nur aus, um dem Volke auch die Zivilehe, die Schwurgerichte, Gewissens- und Versammlungsfreiheit entweder wieder ganz zu entziehen oder mindestens auf das äußerste einzuschränken.

Dem Zielbewußtsein, mit dem Maura dahin strebt, die Volksrechte ganz zu unterdrücken, die Volkssouveränität, für deren Prinzip fast ein Jahrhundert mühsam gekämpft worden ist, im Keime zu ersticken, die staatlichen Mächte und Kräfte den kirchlichen unterzuordnen, eine große katholische Partei zu bilden, die allen Angriffen der liberalen und demokratischen Fraktionen dauernd gewachsen ist und sich auf lange Zeit die unumschränkte Herrschaft über das Land sichern kann — diesen Bestrebungen gegenüber ist eine gleiche rücksichtslose Parteipolitik geboten, und von einer solchen ist unter Morets Führung seitens der Liberalen keine Rede.

Bezüglich der Republikaner gilt dasselbe wie von den Liberalen. Sie sind in viele Fraktionen zersplittert, von denen jede die führende Rolle spielen, sich keiner anderen unterordnen will. Wie viele Versuche sind in den letzten Jahren gemacht worden, eine Einigung aller Gruppen herbeizuführen und so eine einheitliche, fest geschlossene Partei zu bilden! Wiederholt ist dies dann auch geschehen, es sind große Meetings und Verbrüderungsfeste veranstaltet worden, auf denen volle Eintracht herrschte, und es dauerte nicht lange, so haben die kleinlichsten organisatorischen Meinungsverschiedenheiten schon genügt, das Band wieder zu lockern. Vor vier Jahren wurde nun wirklich der berühmte Volksredner Salmerón zum Führer der vereinigten Republikaner erwählt, aber auch er ist alt und ein anderer geworden, als er vor zwei oder drei Jahrzehnten war. Auch er ist bedächtiger geworden, möchte es mit den regierenden Faktoren nicht ganz verderben, und er hat durch seine vielen Konzessionen an sie viel zu der Unzufriedenheit in der republikanischen Partei und zu ihrer Zersplitterung beigetragen. Vollends ist dies geschehen durch die von ihm geförderte Bildung der Gruppe der katalanischen Solidarier, auf die wir nachher noch eingehender zu sprechen kommen. Sein Zusammenwirken hierbei mit den Klerikalen, den Karlisten und Liberalen Kataloniens hat dann im Jahre 1907 einen vollständigen Bruch herbeigeführt. Salmerón wurde vor den republikanischen Parteitag zur Verantwortung gerufen, und er sah sich genötigt, seine Führerschaft niederzulegen.

Zwar ermangeln die verschiedenen republikanischen Gruppen nicht bedeutender leitender Persönlichkeiten, aber ihre Eifersucht aufeinander, der Ehrgeiz eines jeden, die Parteiführung zu übernehmen, ist auch jetzt wieder einem tatkräftigen Zusammenwirken aller Gruppen hinderlich, und so sind sie der Regierung gegenüber völlig ohnmächtig. Im Parlament sind sie denn auch nur schwach, aber allerdings durch ihre hervorragendsten Führer wie Azcarate, Melquiades Alvarez, Blasco Ibañez vertreten.

Fester organisiert ist die sozialistische Partei, die auch in Pablo Iglesias einen sehr tatkräftigen Führer hat. Das Programm der Sozialisten ist einfacher als das der Republikaner, die ihrem Ziel, gemäß den vielen verschiedenen bei ihnen herrschenden theoretischen Lehrmeinungen, auf ganz verschiedenen Wegen zustreben und gerade aus diesem Grunde untereinander so sehr leicht über Prinzipienfragen in die ernstesten Streitigkeiten geraten.

Die Sozialisten sind jedoch an Zahl sehr gering, und darum ist die Rolle, die sie bis jetzt im politischen Leben und auch im Parlament spielen, eine untergeordnete. Der Sozialismus ist in Spanien nämlich erst seit kurzer Zeit eingedrungen und hat fast nur in der starken Arbeiterbevölkerung Kataloniens Boden gefunden, ebenso wie der Anarchismus. Barcelona, der Mittelpunkt der spanischen Industrie, der Sammelplatz einer sehr großen internationalen Arbeiterschaft, birgt in ihr und dem Proletariat, das die großen Hafenstädte überall aufweisen, eine große Zahl von Individuen, die im Umsturz der staatlichen Ordnung das Mittel zu ihrer eigenen Bereicherung erstreben. Sie nehmen die unbedeutendsten Anlässe wahr, um durch Werfen von Bomben oder durch Attentate gegen angesehenen Personen die Verwirrung zu verursachen, die ihren Zwecken dienen, ihnen Gelegenheit zu Diebstählen bieten kann. Es hat den Anschein, als ob die spanischen Anarchisten zu den verwegensten und rohsten gehören, die es überhaupt gibt — allerdings behaupten die Behörden, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß die schlimmsten derselben nicht spanischer Herkunft, sondern Ausländer, namentlich Franzosen sind, die in dem nahen Katalonien und in seiner großen Hauptstadt mit Leichtigkeit eine Zuflucht vor der französischen Polizei finden können.

Über die Bedeutung, die der Karlismus heute noch für Spanien hat, sind die Ansichten sehr geteilt. Viele halten ihn für völlig machtlos, behaupten, daß er überhaupt gar nicht mehr existiert — und auf diesem Standpunkt steht auch meist die Regierung, der daran gelegen sein muß, diese wie überhaupt alle politischen Wühlereien und Umsturzbestrebungen vor der Öffentlichkeit als bedeutungslos und ungefährlich erscheinen zu

lassen. Andere behaupten, daß der Karlismus im stillen fortgesetzt außerordentlich tätig ist und daß seine Führer nur auf einen günstigen Augenblick warten, um ihre Zwecke zu verfolgen.

Das Richtige liegt hier wohl auch in der Mitte.

Ins Leben gerufen wurde der Karlismus durch einen Streit in der Königsfamilie, und sein Urheber, der Prätendent Don Carlos, hatte den Vorzug, für sich das Legitimitätsprinzip mit einem starken Schein von Recht in Anspruch nehmen und sich dadurch nicht nur viele Anhänger gewinnen zu können, sondern auch um sich alle Elemente zu sammeln, die mit der Ordnung der Dinge in Spanien, wie sie durch die herrschende Dynastie geschaffen wurde, unzufrieden waren. Zu diesen letzteren gehörten damals die Ultraklerikalen, die Ultrakonservativen, die Jesuiten, die sich durch die gelegentlichen Zugeständnisse der Krone an die Liberalen in ihren Interessen geschädigt hielten, und die Basken, weil diese nicht den Verlust ihrer uralten Sonderrechte verschmerzen konnten. Aus diesem selben Grunde schlossen sich dem Thronprätendenten auch viele Aragonesen und Katalanen, ja selbst Valencianer an, denn alle diese waren mehr oder minder in derselben Lage wie die Basken, sie waren Gegner der kastilischen Zentralregierung, die ihnen die Freiheiten versagte, deren sie sich früher erfreut hatten. So spielte sich Don Carlos als Verfechter der Kirche, des Klerus und aller in ihren Rechten Beeinträchtigten auf und hielt sie unter seinen Fahnen durch das Versprechen, daß sie alle ihre Wünsche erfüllt sehen würden, sobald er das herrschende Königshaus gestürzt und die ihm allein zustehende Krone Spaniens auf sein Haupt gesetzt haben würde.

Darin wurzelte die große Macht, die der Karlismus von 1833 an erlangte und sich bewahrte, so daß er auch noch nach der Berufung Alfonsos XII. auf den Thron 1875 und 1876 sein Haupt kühn erheben konnte und das ganze Aufgebot der bewaffneten Macht der Krone nötig machte, ehe er niedergeworfen werden konnte. Auch in der Folge blieb er noch an der Arbeit, und eine Reihe von kleinen Bewegungen und Putschen zeugten von seiner geheimen Tätigkeit. Diese beständigen Fehlschläge wirkten aber allmählich ernüchternd auf die bisherigen Anhänger und Stützen des Karlismus, und die Erfolge Alfonsos XII. und dann der Königin-Regentin in ihrer inneren Politik trugen das ihrige dazu bei, die Bedeutung des Karlismus zu schwächen. Immerhin hielt der karlistische Zweig der spanischen Bourbonenfamilie, als der durch männliche Fortpflanzung legitimierte, seine Ansprüche aufrecht, und der Karlismus ist daher nicht verschwunden, sondern besteht weiter und wartet auf eine

günstige Gelegenheit, wieder stärker hervorzutreten. Seine Verfechter suchen denn auch die alten Beziehungen zu allen unzufriedenen Elementen Spaniens, namentlich in Katalonien, aufrecht zu erhalten und unterstützen sie im Kampfe gegen die herrschende Königsfamilie. Die günstigen Aussichten, die sich ihnen durch die Heirat eines Prinzen der dem karlistischen Zweige nahe stehenden und ihn unterstützenden sizilischen Linie der Bourbonen, des Infanten Karl von Bourbon mit der ältesten Schwester des Königs, der Infantin Maria de la Mercedes geboten hatten, sind nun durch die Heirat des Königs mit der englischen Prinzessin Victoria Ena von Battenberg und durch die Geburt eines Thronerben sehr vermindert. Nichtsdestoweniger vertreten aber doch einige Abgeordnete die Sache des Karlismus in den Cortes. Verschwunden ist er daher nicht aus dem



Barcelona: Der Monjuich.

politischen Leben, aber für jetzt fristet er in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft nur ein kümmerliches Dasein. Er unterstützt zurzeit auf das kräftigste namentlich alle partikularistischen regionalistischen Bestrebungen, im besondern die katalanistische.

Der Katalanismus ist, wie wir in den vorigen Kapiteln gesehen haben, hervorgegangen aus den schroffen Gegensätzen zwischen den Katalanen und den Kastiliern. Sein Herd war und ist Barcelona, von wo aus er das ganze Katalonien beherrscht. Was er erstrebt und als Programm auf seine Fahne geschrieben hat, das ist: Die vollständige Autonomie Kataloniens, womöglich dessen Befreiung von dem Joch Kastiliens, jedenfalls aber zum mindesten die Wiedererlangung der bis auf die römische Zeit zurückreichenden Sonderrechte dieser Provinz, Förderung und Schutz

der einheimischen Arbeit gegen die der andern Provinzen und des Auslandes, Kampf gegen das Ausbeutungssystem, das das arme Kastilien dem arbeitsamen und daher reichen Katalonien gegenüber anwendet, Beseitigung des schwer auf seinem Handel und seiner Industrie lastenden furchtbaren Steuerdrucks. Der Katalanismus bedeutet aber auch und erstrebt: den Fortschritt auf allen Gebieten der Kultur, demokratische republikanische Weltanschauung und Verfassung, und weil Katalonien in neuester Zeit der hauptsächlichste Herd der nationalen Arbeit in Spanien gewesen ist, weil Barcelona eine Industriestadt ist, weil daher die Arbeiterbevölkerung dort größer ist als irgendwo sonst in Spanien, so werden auch der Sozialismus und Anarchismus von den Kastiliern dem Katalanismus zur Last gelegt und letzterer beschuldigt, sich mit ersteren zu verbinden und sie in ihre Dienste zu nehmen. Endlich ist der Katalanismus auch bemüht — und dies wird ihm von Kastilien und der Zentralregierung ebenfalls sehr verübelt — die einheimische Volkssprache gegenüber der kastilischen zu ausschließlicher Herrschaft in Katalonien zu bringen, und es ist seit 50 Jahren nun eine sehr umfangreiche katalanische Literatur und eine einflußreiche katalanische Presse entstanden. Auch die alten provenzalisch-limosinischen Blumenspiele sind von den Katalanisten wieder ins Leben gerufen worden und unterstützen neben der Pflege des katalanischen Theaters den Katalanismus auf das kräftigste.

Dieses Beispiel partikularistischer Bestrebungen, das die Katalanen gegeben haben und fortdauernd geben, hat allmählich auch in andern Provinzen Nachahmung gefunden. Überall werden die Volksdialekte gepflegt und zu Schriftsprachen erhoben, im früheren Königreich Valencia, in Andalusien, in Galicien und selbstverständlich in den baskischen Provinzen — wo allerdings die Volkssprache im Schwinden begriffen ist und immer rascher dem kastilischen weicht — erhebt der politische Regionalismus sein Haupt immer kühner. Er findet seine Hauptvertreter in den Republikanern, und zwar in den föderalistischen, die die einzelnen Provinzen zu unabhängigen Staatsorganismen machen wollen, die dann untereinander verbunden werden sollen wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mexiko und Brasilien. In diesen Bestrebungen liegt natürlich eine große Gefahr für den monarchischen Einheitsstaat.

In jüngster Zeit ist nun der Regionalismus in eine neue Entwicklungsphase eingetreten, und zwar ist Salmeron der eigentliche Urheber dieser Umgestaltung.

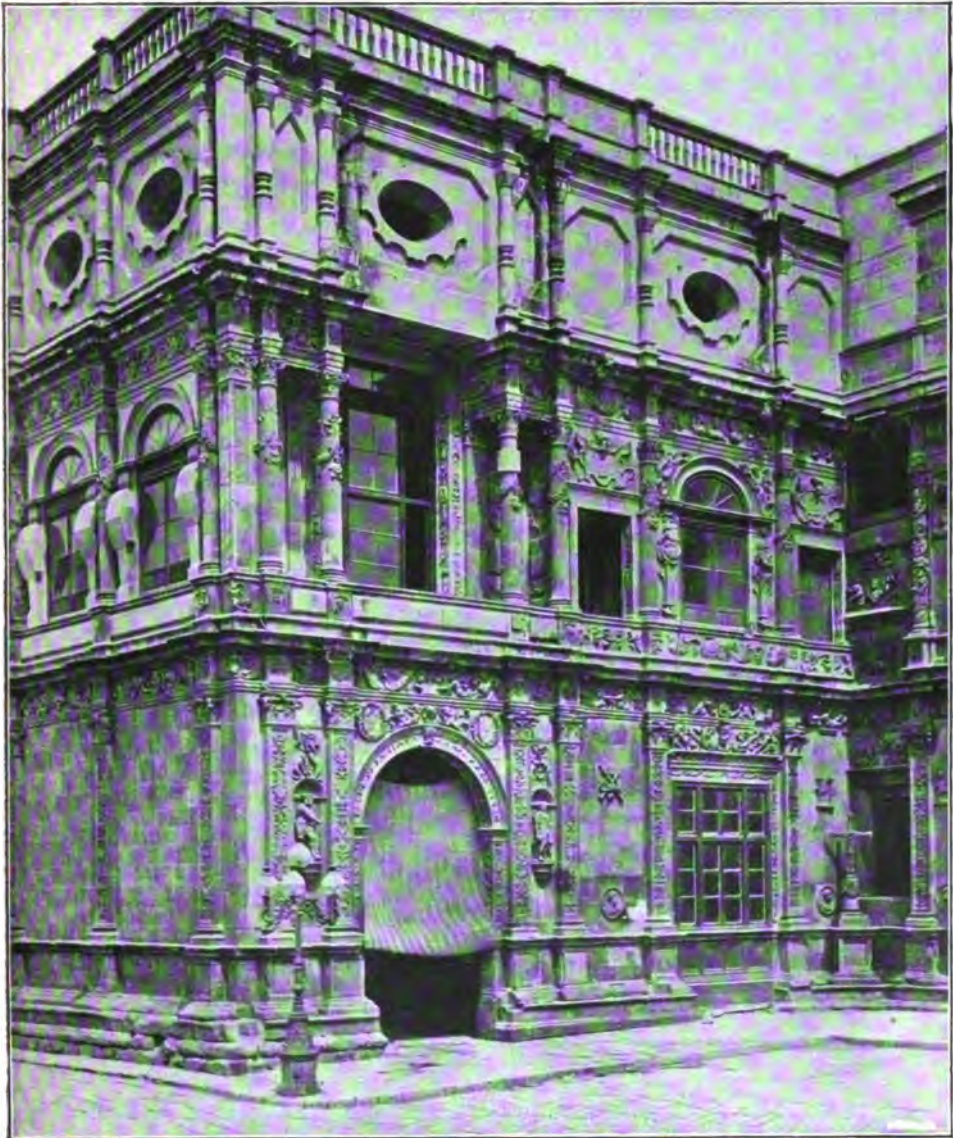
Man will die politischen Faktoren aller Parteirichtungen nämlich miteinander verbinden und sie zum gemeinsamen Kampf für ihre provinzielle

Selbstverwaltung gegen die Zentralregierung führen. Bei den letzten Corteswahlen im Jahre 1907 ist dieser Versuch zum erstenmal praktisch in der sogenannten Solidaridad von Katalonien gemacht worden. Die Klerikalen, die Karlisten, die Katalanisten, die Republikaner aller Schattierungen, viele Liberale haben sich miteinander verbündet und bei den Wahlen ihre eigenen Solidaritätskandidaten aufgestellt und zum Teil durchgedrückt.

Bei dem Gros der Republikaner im übrigen Spanien hat dieses politische regionalistische Zusammenwirken ihrer Genossen mit den von ihnen doch überall am energischsten bekämpften Parteien und Gruppen großes Mißfallen erregt und zu der Agitation gegen den früheren Führer der Republikaner Salmeron geführt, der sich denn auch, wie schon oben bemerkt, veranlaßt gesehen hat, die Führerschaft der Republikaner niederzulegen und die der Solidarier zu übernehmen.

Noch läßt sich nicht übersehen, wie sich die hier ins Praktische übertragene Idee des politischen Zusammenwirkens möglichst aller Parteien der Provinzen zum Zwecke der nachdrücklichen Wahrung der Interessen der letztern gegenüber der Zentralregierung bewähren wird. Die Kastilier verhalten sich zunächst im höchsten Grade ablehnend gegen die Solidarität und ihre Anhänger, brandmarken letztere als Verräter am spanischen Vaterlande. In den Provinzen betrachtet man die Sache jedoch ganz anders und hält sie für außerordentlich nützlich für sie. Bis jetzt hat sich der Block der katalanischen Solidarier in den Cortes ganz gut gehalten.

Das politische Leben konzentriert sich nun völlig in den Cortes und in den politischen Klubs der großen Städte. Die Masse des Volkes steht ihm vollständig fern, nimmt an ihm so gut wie gar keinen Teil. Diese eigentümliche Erscheinung ist die Folge der gänzlichen Gleichgültigkeit des Volkes gegenüber allen politischen Interessen und Kämpfen. Es muß überraschen, daß das Volk politisch so ganz indifferent geworden ist, während es doch im vorigen Jahrhundert an den politischen Kämpfen, an den zahllosen Pronunziamientos, Aufständen und Bürgerkriegen so lebhaften Anteil genommen hat. Die Erklärung dafür ist in der Reaktion gegen diese überaus starke und anstrengende Betätigung während der Dauer von mehr als 70 Jahren zu suchen. Unter der Führung hochbedeutender und begabter Männer kämpfte das Volk damals mit großer Freudigkeit und mit Opfermut für seine Rechte gegenüber den besitzenden und herrschenden Klassen, für seine Freiheiten, für den Kulturfortschritt, für die Erlangung von Glück und Wohlstand. Diese Mühe, diese Opfer an Blut, Zeit und Geld für die Hebung seiner Kultur



Sevilla: Fassade des südöstlichen Flügels des Stadthauses.

waren jedoch zum größten Teil unnütz. Was die Demokraten und Fortschrittler heute errangen, wurde ihnen und dem Volke morgen von den Konservativen und Klerikalen wieder entrissen, sobald diese zur Herrschaft gelangten. Das Volk machte die traurige Erfahrung, daß, welcher Art auch die Regierung war, ob die Konservativen oder die Liberalen sie in Händen hatten, seine Lage immer dieselbe blieb, daß es stets niedergedrückt, durch übermäßige Steuerlasten ausgebeutet wurde, daß es für sich keine dauernde Besserung seiner Verhältnisse, keinen Wohlstand, kein Glück erringen konnte, immer geknechtet blieb. So schwand ihm denn aller Gemeinsinn, alles Interesse an der Politik, die ihm unverständlich war und blieb und ihm keinen materiellen Nutzen, keinen Reichtum, kein Glück eintrug. Stets nur zu Sklavendiensten, zur schwersten Arbeit verurteilt, hatte es nicht einmal Vorteil davon, mußte, was es im Schweiß errungen hatte, dem Staat hingeben, für sich kaum soviel behaltend, wie es überhaupt zum Leben brauchte. So gaben zahllose das Arbeiten auf, wanderten aus, gingen betteln oder wurden Diebe und Räuber.

In politischer Hinsicht kann das Volk nur demokratische Neigungen haben, und in seiner überwiegenden Mehrheit ist es republikanisch, weil es erwartet, daß die republikanische Verfassung allein seinen Wünschen und Forderungen gerecht werden wird. Die Erfahrungen, die es im Jahre 1873 machte, waren allerdings auch nicht ermutigend und befriedigend. Nun könnte ja das Volk seine politischen Ansichten und Neigungen in den Cortes zum Ausdruck bringen, es verfügt über ein sehr liberales Wahlgesetz, das im Jahre 1890 seine heutige Fassung erhalten hat und nach dem jeder Spanier, der in einer Gemeinde seit zwei Jahren ansässig ist und das Bürgerrecht genießt, das aktive Wahlrecht nach dem 25. Lebensjahre erlangt. Wollte es von diesem Recht Gebrauch machen, so könnte es das tun, aber es ist in so tiefe Lethargie versunken, daß es das nicht tut, indem es von der Meinung ausgeht, es würde doch keinen Nutzen davon haben, würde von seinen Vertretern betrogen und ausgebeutet werden. So läßt es aus Gleichgültigkeit die Dinge gehen, wie sie wollen, läßt es sich gefallen, daß es bei den Wahlen von den Männern, in deren Händen die politische Macht in der Gemeinde liegt, einfach nach deren Willen dirigiert wird.

Unter diesen Umständen haben sich Verhältnisse ausgebildet, die höchst eigenartig, für Spanien charakteristisch sind, und an denen zu rütteln so lange unmöglich sein wird, als die Volksmassen nicht aus ihrer politischen Lethargie erweckt, politisch gebildet, zur Benutzung ihrer Rechte erzogen werden und von diesen dann den weitestgehenden Gebrauch machen.

Das Wahlgeschäft liegt ganz in den Händen des Ministeriums des Innern und seiner Beamten, die über das Land verbreitet sind. Diese Beamten nehmen ihre Parteigenossen zu Hülfe, denen sie für ihre Unterstützung materielle Vorteile zusichern. Die reichsten und angesehensten unter diesen Männern, die man im Volksmunde als Kaziken bezeichnet, werden verpflichtet, ihren ganzen Einfluß auf die ihnen untergeordneten Bevölkerungskreise der Gemeinden auszudehnen und sie unter der Verpflichtung am Wahltag zu den Urnen zu führen, daß sie nur die Zettel abgeben, die sie von ihnen, den Kaziken, und von deren Genossen,



La Granja: Königsschloß.

Gehülften, Untergebenen erhalten, und diese Art der Stimmabgabe wird dann auch genau kontrolliert.

Nun könnten freilich die angesehenen Männer der andern Parteien sich in der gleichen Weise für die Wahlen rüsten und ihre Parteigenossen und Gefolgschaften aufbieten. Das geschieht auch hier und da, aber doch in der Hauptsache nur in den größeren Ortschaften, wo jede Partei ihren Klub hat. In den Landgemeinden aber wird es den Regierungsgegnern sehr schwer, sich einen großen Anhang zu verschaffen, denn die armen Ackerbauer haben ein sehr schweres Dasein; sie werden

von dem Staat durch die ihnen auferlegten, horrend hohen Steuern bis auf das äußerste ausgesogen. Wollten sie nun noch ihre Stimmen gegen diese Regierung abgeben, die es in den Händen hat, die Steuergesetze mit Strenge oder mit Milde walten zu lassen, so würden ihre Leiden ganz unerträglich werden, daher ziehen sie es vor, in ihrer völligen Gleichgültigkeit gegenüber der Politik, ihre Stimmen denen zuzusichern, die der augenblicklichen Regierung nahe stehen, und die ihnen für ihr regierungsfreundliches Votum Geld geben oder Gefälligkeiten erweisen oder große Versprechen machen, oder ihnen behülflich sein wollen, weniger hoch für die Steuern eingeschätzt zu werden — zu dem allen diejenigen nicht die Macht haben, die zurzeit in Opposition zur Regierung stehen, selbst bedürftig sind, und nicht nur nichts für sie tun, sondern ihnen nur schaden können, wenn die Regierungskaziken Kunde davon erhalten, daß sie mit den Regierungsgegnern in Beziehung stehen. Alles das gilt natürlich auch für die Gewerbe und Handel treibenden Klassen.

Unter diesen Umständen hätte jede Regierung es in ihrer Macht, die Wahlen im ganzen Lande ausschließlich zu ihrem Besten ausfallen zu lassen, aber aus Anstandsgefühl ist der Brauch eingebürgert worden, daß die Regierung etwa ein Viertel bis ein Drittel der 402 Sitze der Cortes den übrigen Parteien überläßt. Darüber werden von dem Ministerium des Innern aus durch dessen Beamten und die von ihnen überall eingesetzten Wahlbureaus die genauesten Verhandlungen gepflogen, und es wird von vornherein ganz sorgfältig festgestellt, in welchen Wahlbezirken die Möglichkeit zur Wahl von Oppositionsmännern gestattet werden soll, welche Kandidaten für diese Mandate aufgestellt werden und dergleichen mehr. So wird denn der Ausfall der Wahlen vor diesen eigentlich schon in allen Punkten genau festgestellt, und das Ministerium kann die Liste der Deputierten beinahe mit voller Sicherheit vorher anfertigen.

Es gibt nun zwar eine Körperschaft, deren Aufgabe es ist, jedem Wahlmißbrauch vorzubeugen, jede Wahlbeeinflussung vorher zu verhindern, jede Klage darüber zu prüfen und einzuschreiten, das ist die Junta Central de Censo, das Zentralwahlbureau, in dem angesehene Vertrauensmänner aller Parteien ihren Sitz haben sollen. Natürlich sucht aber jede Regierung doch auch in dieser Junta eine Mehrheit zu haben, die allen Einwürfen und Klagen, die an sie gelangen, entgegentreten und verhindern kann, daß der Regierung irgendwelche ernste Schwierigkeiten bei der Abwicklung des Wahlgeschäfts bereitet werden.

Obgleich, wie gesagt, die Wahlergebnisse lange vor den Wahlen feststehen, so entfalten doch die Komitees sämtlicher Parteien, einschließ-

lich derjenigen der Regierung, von dem Augenblick der Ausschreibung der Wahlen an eine sehr große Propaganda. Diese an sich überflüssige Anstrengung bringt aber doch Leben bis in die fernsten Distrikte des Landes und regt die indolenten Volksmassen ein wenig an. Sie erfahren wenigstens etwas von den verschiedenen Parteiprogrammen, und es wird ihnen Gelegenheit geboten, sich ein Urteil zu bilden, aber meist bleibt der Erfolg aus, und es liegt im Interesse der Beamten und Kaziken, zu guter Letzt noch einmal den Wählern einzuschärfen, daß sie, wenn sie sich und ihre Familien nicht ins Unglück bringen wollen, nur die Regierungskandidaten wählen dürfen.

Nun können aber dank der Beredsamkeit und Agitation der oppositionellen Wahlkomitees und Kandidaten bei der Wahl für die Regierung unliebsame Überraschungen eintreten. Diesem vorzubeugen ist ebenfalls Pflicht der Kaziken, der Wahlbureaus, aber auch der Gemeindebehörden, der Gerichte und der Polizei.

Die Wahlhandlung findet unter gerichtlicher Aufsicht statt, ein Amtsrichter hat dabei den Vorsitz, um jeden Augenblick von seinen Befugnissen Gebrauch machen zu können. Die Wählerlisten sind vorher zur Einsicht auf dem Rathaus ausgelegt worden, so daß jeder Berechtigte sich überzeugen kann, ob sein Name auch darin steht. Zunächst aber haben die Kaziken dafür gesorgt, daß in sie auch die Namen vieler Toten eingetragen werden. Dies zu kontrollieren ist ja schwer, da die Masse der gleichlautenden, unseren Müller und Schulz entsprechenden Namen sehr groß ist. Um die Stimmen für die Toten abzugeben, ist die genügende Zahl von Individuen aufgeboten worden, die dann im Laufe des Tages zum großen Teil zweimal erscheinen, um einmal für sich und einmal für einen Toten stimmen.

Da erfahrungsgemäß die Beteiligung aller Wähler, die nicht von den Kaziken durch Geld und gute Worte gewonnen sind, ganz außerordentlich schwach ist, so werden auch von den regierungstretuen Wählern Stimmzettel für solche abgegeben, von denen man annimmt, daß sie aus Gleichgültigkeit nicht zur Urne kommen werden. Dabei ereignet es sich dann gelegentlich, daß ein solcher Stellvertreter mit dem wirklichen Wähler am Wahltisch zusammentrifft, worüber es dann zu Streitigkeiten kommt, die mit der Verhaftung des tatsächlichen Wahlberechtigten enden, von dem man voraussetzt, daß er sein Votum für einen Gegner des Regierungskandidaten hat abgeben wollen. Befürchtet man ferner, daß der Regierungskandidat doch nicht die Mehrzahl der Stimmen erhalten hat oder

erhalten dürfte, so ist ja leicht ein Tumult herbeigeführt, bei dem die Wahlurne umgestoßen wird. Bei dem Aufsammeln des Inhalts werden dann bereitgehaltene Wahlzettel für den Regierungskandidaten und zwar zuweilen in so großer Menge untergemischt, daß sie die Zahl aller Wahlberechtigten übertrifft. Man hat auch Wahlurnen mit doppeltem Boden, in die schon vorher die genügende Zahl Stimmzettel hineingelegt ist. Die Erfindungsgabe, die die Kaziken in der Wahl der Mittel zur Erzielung einer großen Majorität für ihren Kandidaten entwickeln, ist geradezu staunenerregend.

Von allen diesen Machenschaften ahnt natürlich weder der richterliche Leiter der Wahlhandlung noch irgendein Beisitzer etwas — sie müssen doch auch nachher nötigenfalls mit gutem Gewissen den Eid darauf leisten können, daß jede Unregelmäßigkeit dank ihrer Umsicht und Aufmerksamkeit ausgeschlossen worden ist. Aber die Oppositionsparteien beobachten natürlich die Vorgänge genau, prüfen auch alles nach, und es entstehen darüber schon bei den Wahlen sehr häufig Streitigkeiten, Schlägereien und Tumulte, bei denen die Polizei einschreiten muß, und die oft einen sehr blutigen Verlauf nehmen, um dann ihr Nachspiel vor den Gerichten und vor den Cortes zu haben.

Bei den Prüfungen der Mandate der sämtlichen Abgeordneten kommt es dann in den Cortes stets zu sehr erregten Debatten, in denen alle Wahlbeeinflussungen und Unregelmäßigkeiten seitens der Regierungsgegner aufgedeckt werden, meistens jedoch ohne praktischen Erfolg. Regelmäßig werden dann auch von den Leitern dieser Oppositionsparteien alle diese Unregelmäßigkeiten auf das schärfste gebrandmarkt, wenn sie dann aber selbst zur Regierung gelangen, so erfordert es der Selbsterhaltungstrieb doch — es bei dem alten zu lassen, an den seit Jahrzehnten geübten Gebräuchen bei den Wahlen nicht zu rühren, denn sie dürfen sich der Gefahr nicht aussetzen, etwa in den Cortes nicht über eine sehr bedeutende Majorität zu verfügen. Was man von den Bänken der Opposition aus sagt — das ist also nicht maßgebend für das, was man von der Ministerbank aus später einmal tut.

Die Politik ist in Spanien einfach Geschäftssache, wie jeder Gewerbebetrieb. Einen festen Beamtenstand gibt es nicht. Die Beamten werden nicht für ihren Beruf erzogen und sind nicht unabsetzbar; sie wechseln vielmehr bei jedem Regierungswechsel. Wer dahin strebt, einmal eine gut dotierte Stellung zu erlangen, muß sich einer Partei anschließen, und zwar ist es da am nützlichsten, in eine der großen Parteien ein-



Sevilla: Die Fassade des Palastes des Herzogs von Montpensier, San Telmo.

zutreten, die regierungsfähig sind und die in der Staatsleitung alternieren. Die nächste Etappe ist die Erreichung eines Abgeordnetenmandats. Ist auch dieses erlangt, so kommt es nur darauf an, sich möglichst hervorzutun, um dann, sobald die Partei zur Regierung gelangt, auf ein Amt Anspruch erheben zu können. Der Vorbereitung dafür bedarf es ja nicht, denn die eigentliche Arbeit ist Sache der Subalternbeamten, die im Laufe der Zeit schon einige Routine erlangt haben.

Man kann nun aber nicht wissen, wie lange die Partei am Staatsruder bleibt. Es gilt daher, seine Stellung materiell so viel als möglich auszubeuten. Ist sie einflußreich, so kann man zunächst für die Verwandten sorgen, diesen ebenfalls Ämter verschaffen. In jedem Fall muß man aus seinem Amt einen tunlichst großen Gewinn zu ziehen suchen, es materiell in jeder Weise ausnützen. Die Habgier wird gesteigert, und es bleibt oft genug nicht dabei; jede Gelegenheit muß wahrgenommen werden, sich etwas zuzuwenden, und die Gefahr wird groß, dies auf unrechtmäßige Weise zu tun. Unterschlagungen, Beeinträchtigungen anderer, Verwendung von Geldern für persönliche statt für die Zwecke, für die sie bestimmt wurden, und alle möglichen andern Arten der Korruption sind nicht selten. Man bezeichnet dergleichen euphemistisch mit dem harmlosen Wort: Irregularidades, Unregelmäßigkeiten, und sehr beträchtlich sind die Ziffern der Gelder, die jährlich auf unerklärliche Weise in den Ämtern verschwinden.

Kommt eine Krise, scheidet der eine oder der andre Minister aus, so gehen mit ihm meist auch die Beamten seines Ressorts, der neue muß eben für seine Verwandten, für seine Klientel, für seine Freunde und engeren politischen Genossen sorgen, denn täte er das nicht, so würden sie ihn verlassen, und er hätte keinen Anhang, der seinen Einfluß sicherte. Wird die Regierung gestürzt, muß sie abtreten und mit ihr ihre ganze Partei, so erstreckt sich der Wechsel auf den ganzen Beamtenstand, ja auch auf die Cortes, denn die neue, sagen wir, liberale Partei kann nicht mit Cortes arbeiten, in denen sie nicht die Mehrheit hat, also z. B. mit denen ihrer konservativ-klerikalen Vorgänger. Der ganze frühere Beamtenstand und ein großer Teil der Abgeordneten wird stellenlos, sie werden Cesanten, die, wenn sie nicht als Advokaten, Lehrer, Universitätsprofessoren, Schriftsteller, Künstler, Kaufleute, Gewerbetreibende feste Einnahmen haben, sehen müssen, wie sie sich mit ihren Familien durchschlagen, bis dieser trostlose Zustand des Cesantentums aufhört und ihre Partei wieder zur Regierung gelangt. Was sie sich in den von ihnen innegehabten Stellungen erworben, beiseite gelegt haben, reicht nicht weit,

denn wenn der Spanier Geld hat, so lebt er auch möglichst gut und auf einem glänzenden Fuß, und es wird ihm sehr schwer, sich als Cesante dann plötzlich alles versagen zu müssen, bis die dringende Not ihn unerbittlich dazu zwingt, und da ist es ein Glück, daß die Spanier zu ihrem Lebensunterhalt ja sehr wenig brauchen, daß sie sehr mäßig und anspruchslos sind, wenn es sein muß.

Daß diese ganzen politischen Verhältnisse sehr ungesund sind, liegt auf der Hand. Und ebenso ist es nur zu begreiflich, wenn das Volk alles und jedes Vertrauen zu ihnen, zu den Politikern, Parteiführern, den Ministern und dem ganzen Staatswesen verloren hat, von ihnen allen nichts wissen will und sich fatalistisch in sein Schicksal fügt. Wie lange es das tun wird, wie lange es so weitergehen wird — wer kann das voraussehen; aber es sind ja viele Faktoren an der Arbeit, das Volk zu erziehen, es aus seinem Stumpfsinn herauszureißen, es zu neuem Leben zu erwecken. Bisher fehlt es jedoch an den hierfür wirklich geeigneten Persönlichkeiten. Zurzeit sind es hauptsächlich die Sozialisten, die diese Arbeit verrichten und mehr schädlich als nützlich wirken, denn sie entfesseln die niederen Instinkte, die Leidenschaften, wirken aufreizend, kräftigen die zerstörenden Bestrebungen und tragen wenig zu einer Regeneration des Volkes, zu aufbauenden Tendenzen bei.

Da der Kern des Volks ein gesunder ist, da seine grundlegenden Charaktereigenschaften tüchtige und gute sind, so ist auch zu hoffen, daß aus ihm heraus dereinst wieder Männer erstehen werden, die es zu einem neuen, besseren und gesunderen politischen Leben führen und erziehen werden, als das jetzt herrschende ist.

Was dem spanischen Volke jetzt vor allem fehlt — und zwar nicht allein den niedersten arbeitenden Klassen, sondern allen Ständen bis in die höchsten leitenden politischen Kreise hinauf, das ist: aller Gemeinsinn, jedes politische hohe Ideal, jeder große nationale Gedanke.

Man braucht zum Beweise dessen nur einen flüchtigen Blick in das parlamentarische Leben zu tun, die Cortesdebatten, im Kongreß wie im Senat, zu hören und zu verfolgen, um erschreckt zu werden von dieser geistigen Öde und Leere, die in ihnen herrscht. Was dort regiert, ist die hohle Phrase, die Schönrednerei, die Rhetorik und Sophistik. Es ist Wortgeklingel und Großrednerei, was sich da breit macht. Die wirkliche Arbeit, die in den Cortes geleistet wird, ist sehr geringfügig. Was geleistet wird, das geschieht, beispielsweise zurzeit unter der Herrschaft Mauras, ganz ausschließlich in den Kabinetten der

Minister, und das meiste davon ist schädigend und nachteilig für das Land und das Volk, weil es rückläufig ist, weil es darauf abzielt, das Volk wieder ganz unmündig zu machen, ihm die schwer errungenen, geringen Freiheiten wieder zu entziehen. Die Regierung Maura ist ganz autokratisch, despotisch. Er läßt keine Willensäußerung aufkommen als die seine; alles was von anderer Seite ernstlich erstrebt wird, scheitert an seinem Widerspruch, wenn es nicht aus seiner Initiative hervorgegangen ist.

Was nützen dagegen die großartigsten glänzenden Reden Morets, Azcarates, Blasco Ibañez' und anderer Oppositionsredner; eine praktische Wirkung und Bedeutung haben sie nicht, sie können den Willen Maura nicht beugen, und selbst wenn er und seine Kollegen Konzessionen zu machen scheinen — so ist dies eben nur Schein, oder es sind so geringfügige Zugeständnisse, daß sie nicht der Rede wert sind.

Aber es ist amüsant, diesen Wortgefechten, diesen Redeturnieren im Kongreß wie in dem Senat beizuwohnen; man hat davon oft wirklich einen hohen literarischen und ästhetischen Genuß — nur darf man nicht nach den geistigen Ergebnissen oder den praktischen suchen. Alles ist konventionell, rhetorisch fein abgewogen. Man muß sehen, wie auch die Gegner an den Auslassungen voneinander ihre Freude haben, sie womöglich zu ihren Leistungen nachher in den Konferenzzimmern beglückwünschen. Das Parlament ist zum rednerischen Sportplatz geworden. Allerdings außer Moret und dem Republikaner Azcarate reicht heute keines von den sämtlichen Cortesmitgliedern an die großen Redner der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, an Männer wie Castelar, Sagasta, Canovas und zahlreiche andre Ringkämpfer im Streit für und wider die Erhöhung der Volksrechte heran.

Dabei fehlt es dem heutigen politischen Leben Spaniens wahrlich nicht an großen Aufgaben, an interessanten und wichtigen Prinzipien- und Tagesfragen, die die sorgfältigste und eingehendste Erörterung bedingen würden, und die jetzt einfach alle von oben her, von dem allmächtigen Ministerpräsidenten autokratisch entschieden werden, und zwar nur von einem einseitigen engbegrenzten Parteistandpunkt, nicht aber von der hohen Warte einer großzügigen, weitblickenden Politik aus. Die Bündnisfrage, die Marokkofrage, die Mittelmeerfrage, die Flottenfrage, die der Heeresreform und viele andre wichtige Angelegenheiten werden beinahe unter Ausschluß der Öffentlichkeit und des Parlaments, jedenfalls ohne Rücksicht auf diese, im Kabinett des Ministerpräsidenten oder im Schoße

des ihm von vornherein zustimmenden Ministerrats erledigt. Charakteristisch ist es dabei noch, welche geringschätzigste Stellung Maura der Presse zuteil werden läßt, um dadurch zu beweisen, wie gleichgültig er gegen die öffentliche Meinung ist.

Man kann nach allem dem im vorstehenden Erörterten nicht sagen, daß das politische Leben Spaniens heute ein sehr glänzendes ist und dem entspricht, das in den ersten Kulturländern der Welt zurzeit herrscht.

7. Religiöses Leben.

Einen ungleich größeren Einfluß als die Politik übt die Religion auf das nationale Leben Spaniens aus, denn während die erstere doch nur den männlichen Teil der Bevölkerung in ihre Kreise zieht, beherrscht die Religion völlig unumschränkt die ganze Frauenwelt Spaniens und verhindert durch sie auch, daß die Männerwelt sich ihrem Einfluß in ausgedehntem Maße entziehe.

Spanien hat sich immer gerühmt, das „Besitztum der allerheiligsten Jungfrau“ zu sein, und in Wirklichkeit ist der Marienkultus in keinem andern Lande der Welt auch nur annähernd so stark ausgebildet worden wie hier. Die Spanier haben sich ferner stets „alte Christen“ genannt und mit Stolz behauptet, die treuesten Stützen des wahren katholischen Glaubens zu sein. Sie haben dazu auch ein Recht, denn die römischen Provinzen der Iberischen Halbinsel sind unter den ersten gewesen, in denen das Christentum allgemeine Verbreitung und Anerkennung fand; wenige andre Länder haben so viele Märtyrer und Heilige gestellt als Spanien, und in keinem andern Lande ist die Strenggläubigkeit eine so große gewesen als dort, sind doch die spanischen Erzbischöfe und Bischöfe im allgemeinen viel strenger in der Beobachtung der Vorschriften und Dogmen der Kirche gewesen, als die römischen Prälaten und Päpste, sind doch die spanischen Jesuiten lange die geistigen Leiter und Herrscher im Vatikan gewesen, sind doch aus Spanien viele der größten Theologen hervorgegangen.

Das alles hat auch noch seine Geltung für das heutige Spanien.

Während der spanische Staat seine Weltmachtstellung, die er einst einnahm, vollständig eingebüßt hat, von andern, die sich zu Großmächten emporgeschwungen haben, weit überflügelt ist, hat er in kirchlicher, religiöser Beziehung nichts von der Bedeutung eingebüßt, die er früher hatte. Die spanische Kirche hat sich nicht nur in ihrer Stellung behauptet, die sie im Mittelalter innehatte, sondern sie hat in mancher

Hinsicht noch an Macht gewonnen; sie hat der fortschreitenden Kultur an den Grenzen Spaniens Halt geboten und über sie nur hereingelassen, was sie für gut hielt, und, unter Wahrung aller ihrer Rechte und selbst ihrer Kultusformen aus früheren Jahrhunderten, hat sie es verstanden,



Die Jungfrau von Belen von Alonso Cano.

sich allen Forderungen der Neuzeit, des modernen Zeitgeistes gegenüber fester zu behaupten, als die katholische Kirche es in allen übrigen romanischen Ländern vermocht hat. Zwar hat sie nicht verhindern können, daß ihr die Inquisition mit ihren Glaubenstribunalen und Autodafés entzogen worden ist, was die Prälaten und die klerikalen Parteien auf

das schwerste als eine der größten Schädigungen der Kirche und des Staates beständig beklagen, aber dieser Verlust wird vollauf ausgeglichen durch die größere Intensität, mit der alle übrigen Einrichtungen und Zuchtmittel der Kirche zum Zwecke der Erhaltung ihrer Macht und ihres Einflusses auf das Volk von der heute ungleich besser als im Mittelalter geschulten Geistlichkeit mit Unterstützung der Jesuiten und der geistlichen Orden in Wirksamkeit erhalten werden.

Die hohen Prälaten lächeln nur überlegen, wenn ängstliche Glaubensgenossen die Befürchtung aussprechen, die Kirche könnte unter dem Andrängen der Liberalen, der Republikaner und der extremen sozialen und politischen Elemente an Macht einbüßen. Solange die katholische Kirche die Staatskirche bleibt, wie sie es seit 587 ist; solange sie die weibliche Welt Spaniens unumschränkt beherrscht, wie sie es tut, wird sie auch von ihrer Macht und ihrem Ansehen nichts verlieren. Es muß eben verhindert werden, daß in diesen beiden Beziehungen irgend etwas verändert wird, und dafür zu sorgen wird jedem strenggläubigen Spanier, aber besonders jedem Geistlichen vom ersten Tage seines theologischen Studiums an zur heiligen Pflicht gemacht. Die kirchlichen Leiter gehören zu den höchstgebildeten Männern Spaniens, sie haben die Geschichte der Kirche und des Staates in Spanien zu genau studiert, um nicht zu wissen, was der Kirche und ihren Dienern frommt. Sie wissen wohl, was für Gefahren ihnen von allen liberalen Parteien, ja von der ganzen liberalen Welt des In- und Auslandes drohen, wie man ihre Macht beschränken möchte; sie wissen auch sehr wohl, daß Karl III. die Jesuiten vertrieben hat, daß Napoleon das Gleiche tat und die Inquisition aufhob, — und die Jesuiten sind wiedergekommen und haben größere Macht erlangt als je; sie wissen wohl, daß die Liberalen bei ihren Aufständen manches erreicht haben, daß es ihnen 1834 gelang, einen großen Sturm gegen die Klöster zu entfesseln und zahlreiche zu zerstören, vorübergehend ernste Maßregeln gegen das Fortbestehen der geistlichen Orden zu erzielen — und heute ist die Zahl der Klöster wieder im stärksten Steigen begriffen, ihre Zahl wächst mit jedem Jahr beträchtlich. Wohl ist es den Liberalen gelungen, in die Verfassung den Paragraphen 11 hineinzubringen, durch den neben der Staatskirche die andern christlichen Glaubensbekenntnisse geduldet werden; was hat es aber für eine Bedeutung, wenn heute von den mehr als 19 Millionen Einwohnern Spaniens noch nicht 10 000 Protestanten sind, die obendrein ihren Gottesdienst nur hinter verschlossenen Türen und in Häusern ausüben dürfen, die sich weder durch Kreuze oder andere Abzeichen, noch durch Über-

und Inschriften und durch ihre Architektur als Kultusgebäude, als Gotteshäuser zu erkennen geben dürfen.

Die spanischen Prälaten wissen eben auch, daß die römisch-katholische Kirche es ganz wesentlich Spanien zu verdanken hat, daß sie ihre Macht bewahrt hat, denn alle Institutionen, die zu ihrer Unterstützung entstanden, wurden in Spanien geschaffen: viele der mächtigsten geistlichen Orden, viele der tätigsten Ritterorden, vor allem aber die Inquisition und die Gesellschaft Jesu, und wenn es erforderlich war, so haben spanische Truppen den Inhaber des heiligen Stuhls seinen Feinden gegenüber geschützt, und die Spanier sind es gewesen, die nicht nur den Islam aus dem westlichen Europa verdrängt, sondern ihm auch bei Lepanto im Osten die schwerste Niederlage bereitet, überall in der Welt — so auch im Dreißigjährigen und in andern Kriegen in Deutschland gegen den Protestantismus gekämpft haben. Würde die spanische Staatskirche in ihrer Macht und gar in ihrer Existenz ernstlich bedroht, so würden die spanischen Prälaten keinen Augenblick zögern, für sie das Schwert zu ergreifen, haben doch die spanischen Geistlichen in ernsten Zeiten und neuerdings noch in den Karlistenkriegen des neunzehnten Jahrhunderts mit größter Tapferkeit auf den Schlachtfeldern für ihre und die Interessen derer gekämpft, die sich ihnen eng anschlossen und ihren Schutz anriefen. Als in den letzten Jahren die Frage der Revision des Konkordats und die der Beschränkung der geistlichen Orden von den liberalen Regierungen, und in den Cortes von den liberalen Parteien mit etwas mehr Schärfe, als sonst den Institutionen der Kirche gegenüber gewagt wird, erörtert wurde, und als die gegründete Aussicht vorhanden war, daß Erfolge erzielt werden könnten, die der Kirche nicht recht wären, da erließen mehrere Erzbischöfe und Bischöfe Hirtenbriefe geradezu auf-rührerischen Charakters in ihren Diözesen und forderten ihre Gemeindeglieder zum Kampf gegen die Regierung auf, die es wagte, daran zu denken, die Rechte der Kirche, ihrer Diener und der geistlichen Orden in etwas zu beschränken. Die Regierung getraute sich nicht, dieses Verhalten auch nur annähernd so zu beantworten, wie sie es etwa halb so schroffen Auslassungen der Sozialisten gegenüber getan haben würde, und trotzdem stürzte sie darüber und mußte dem streng klerikal gesinnten Führer der Konservativen, Maura, und dessen Genossen weichen. Das spanische Kirchenregiment ist eben viel fester, viel straffer organisiert als das spanische Staatswesen. Wenn es in ihm auch nicht ganz an Parteilung fehlt, so schwinden doch alle Gegensätze in dem Augenblick, in dem die Kirche, ihr Klerus, ihre Genossenschaften und ihre unbedingt

ergebenen strenggläubigen Anhänger von irgendeiner Seite bedroht werden, und sei es auch von der der römischen Kurie, des Papstes.

Das ist eben auch ein Charakteristikum der spanischen Kirche, daß sie von jeher nach größter Selbständigkeit und Unabhängigkeit gestrebt hat. Es hat Zeiten gegeben, in denen ihre Leiter in den schärfsten Konflikt mit Rom und den Inhabern des heiligen Stuhles geraten sind, ja, daß sie daran gedacht haben, sich von Rom zu trennen, und den Päpsten ihre Bedingungen dafür gestellt haben, daß sie von dem Schisma Abstand nahmen. Solche Fälle sind schon in der letzten Zeit der Westgotenherrschaft eingetreten, in der der spanische hohe Klerus ja auch den größten Einfluß auf das Staatswesen ausübte, dies nach seinem Willen leitete, Könige ein- und absetzte, ganz selbständige Politik trieb und nicht wenig zu dem Sturz des Westgotenreichs beitrug; waren es doch die dem König Roderich feindlich gesinnten Bischöfe, die im Bund mit seinen andern Gegnern die Araber zu ihrer Hilfe riefen — nicht ahnend freilich, daß mit dem Throne auch der Altar stürzen, daß Spanien für lange Zeit in den Besitz der Mohammedaner übergehen sollte.

Auch später und bis in die Gegenwart hinein hat es an Konflikten zwischen dem Fürstprimas von Spanien, dem Erzbischof von Toledo und anderen hohen Prälaten mit Rom nicht gefehlt, und bei zahlreichen derartigen Streitigkeiten haben die Spanier den Sieg errungen. Anlaß dazu haben sehr häufig die Eingriffe der spanischen Prälaten in die Politik der Krone gegeben, wozu sie nach den Verträgen zwischen letzterer und der römischen Kurie nicht berechtigt waren. Erging dann auf die Beschwerden der Könige von Spanien gegen die zu große Selbständigkeit der Prälaten von den Päpsten aus ein Tadel an diese, so verfehlten sie nicht, sich in solcher Weise zu rechtfertigen, daß die Träger der römischen Tiara nicht viel zu sagen wagten. So ist es geblieben bis zu den Karlistenkriegen, an denen ein großer Teil der höheren und ein noch größerer der niederen Geistlichkeit sich lebhaft beteiligte, auf seiten der Karlisten gegen die Krone kämpfend, wodurch allerdings auch eine — freilich mehr äußerliche als innere — Spaltung im spanischen Klerus herbeigeführt wurde.

Wenn die Leiter des spanischen Kirchenwesens schließlich auch in den ernstesten Streitfällen mit der Kurie in Rom nicht völlig gebrochen, sich nicht ganz unabhängig gemacht haben, so hat dazu eine sehr wichtige Erwägung wesentlich beigetragen.

Die Kirche Spaniens war, wie wir aus vorstehendem ja schon gesehen haben, sehr streitbar, die Prälaten hatten von dem Augenblick an, in dem der Krieg der Wiedereroberung Spaniens von Don Pelayo von

Asturien aus begonnen wurde, mit den Rittern um die Wette das Schwert geführt, und sie mußten unaufhörlich den Königen der christlichen Kleinstaaten, wie dem Adel und den Ständen der übrigen Bevölkerung gegenüber mit dem bischöflichen Krummstab wie mit dem Schwert für ihre Rechte, für den von ihnen namentlich auch errungenen Landbesitz eintreten. Es bestand daher immer Streit zwischen ihnen und den staatlichen Faktoren, und durch ihn erlangten sie auch ihre ungeheure Macht, ihr großes Selbstbewußtsein und den Charakterzug, durch den sie sich von dem Klerus aller andern Länder stark unterscheiden, den der Kriegslust. In diesem ewigen Kampf ums Dasein reichten die Kräfte der einzelnen Prälaten oft nicht aus, sie unterlagen häufig, und ihr Besitz war dadurch bedroht, oder sie hatten den Gegnern, hauptsächlich den Trägern der Krone, deren mächtigen Paladinen und Granden schweren Schaden zugefügt, für den diese sich Genugtuung verschaffen wollten und mußten. In solchen Fällen war es dann immer sehr vorteilhaft, wenn die bedrängten Prälaten oder Geistlichen das Recht der Exterritorialität für sich in Anspruch nehmen, sich darauf berufen konnten, daß sie als Diener der allgemeinen katholischen Kirche nicht dem Landesrecht unterstanden, sondern dem Kirchenrecht und ihrem in Rom residierenden Oberherrn, dessen Urteilspruch sie allein unterworfen waren, und dessen Beistand sie alsdann anrufen konnten und auch wirklich anriefen.

Die Kirche bildet somit einen Staat im Staate, der den Landesgesetzen nicht untergeordnet ist, sondern dessen zuständiges Oberhaupt im Auslande lebt und dessen Hilfe der niedrigste Geistliche in einem Konflikt mit den staatlichen Organen und Gerichten stets in Anspruch nehmen konnte und kann.

Diesen Zustand haben die Leiter der Kirche auch stets mit großer Umsicht zu ihrem Nutzen in Spanien zu erhalten verstanden, er besteht auch jetzt und ist begreiflicherweise ein Gegenstand der Unzufriedenheit aller staatlichen Faktoren, der Krone, der Cortes, der Regierung und namentlich der Gerichte. Es kommt nämlich sehr häufig vor, daß zum Beispiel berühmte Kanzelredner, die in der Fastenzeit oder bei andern Gelegenheiten Rundreisen durch das Land machen, in ihren Ansprachen sich etwas zu stark über die Sitten und Gebräuche in den höchsten Gesellschaftskreisen oder über die Regierung oder ihre Politik auslassen, und deshalb vor die Gerichte zur Verantwortung gezogen werden sollen, und daß sie dann regelmäßig verlangen, daß die Klagen gegen sie den geistlichen Oberbehörden des Landes oder, wenn die Sache sehr bedenklich ist, der Kurie in Rom zur Aburteilung überwiesen werden. Dasselbe

ereignet sich, wenn ein Geistlicher sich irgendeine Verfehlung gegen das Strafgesetz hat zuschulden kommen lassen — er flüchtet sich dann immer unter den Schutz seiner kirchlichen Vorgesetzten oder Roms, und büßt seine Schuld mit leichten Kirchenstrafen, Verweisung in ein Kloster für einige Zeit oder ähnlichen, meist in keinem Verhältnis zu den gebührenden Strafurteilen der ordentlichen staatlichen Gerichte stehenden Verfügungen.

Es ist indessen nicht bloß die Kirchenpolitik, die zu ihrem Vorteil darauf bedacht gewesen ist, den Staat im Staate zu schaffen, die Kirche den Staatsgesetzen des Landes zu entziehen, sie dadurch davor zu schützen, kraft der bestehenden Staatsgesetze in ihrem Bodenbesitz, in ihrem Reichtum an liegenden und beweglichen Gütern irgendwie geschädigt zu werden. Auch der Zölibat, dem die gesamte Geistlichkeit und alle Orden unterworfen sind, trägt dazu bei, in den Mitgliedern derselben das Vaterlandsgefühl auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Für den Priester, für den Ordensbruder, den Mönch, die Nonne, gibt es kein Familienband mehr; ihre Heimat ist die Kirche, deren Oberhaupt in Rom sitzt; für sie, für ihr Bestes, für ihre Bereicherung, für die Erweiterung ihrer Herrschaft, für die Ausbreitung der letztern auf alle Staaten, auf alle weltlichen Fürsten, auf alle Völker tätig zu sein, ist das Gebot, dem sie nachleben müssen, und das in ihnen, wenn sie es, wie die Jesuitenregel und die vieler anderer Orden es auch auf das strengste vorschreiben, wirklich ernst mit der Erfüllung der Gebote der Kirche nehmen, notwendigerweise jedes Gefühl des Zusammenhangs mit ihren Familien, mit der nationalen Gesellschaft, aus deren Mitte sie hervorgegangen sind, mit dem Staat, in dem sie geboren wurden, ersticken muß. Befolgt der Kleriker daneben auch noch das Gebot, daß er sich um Staatsangelegenheiten, um die Politik nicht kümmern darf, damit sein Sinnen und Denken in keiner Weise abgelenkt wird von der einzigen Aufgabe: lediglich für das Beste der über die Kleinlichkeit der Spaltung der Menschheit in Rassen, Stämme, Nationen erhabenen, die Weltherrschaft und den Weltbesitz anstrebenden Kirche zu sorgen und zu wirken, so wird er von völliger Gleichgültigkeit gegen das nationale politische Leben erfüllt. Was gehen ihn dann noch die Gesetze des Staats an, in dem er zufällig geboren ist; für ihn haben nur Geltung die Gesetze und Vorschriften seiner eigentlichen Heimat, der allgemeinen christlichen Kirche, deren Glanz und Ansehen, deren Macht und Herrschaftsbereich zu steigern und zu vergrößern die einzige ihm von seinen Vorgesetzten und durch sie von Gott erteilte Aufgabe ist, die er nach seiner persönlichen Kraft zu erfüllen berufen ist.

Daß solche Grundsätze und Anschauungen, wie sie von der Kirche



Burgos: Kathedrale.

vorgeschrieben sind, für das nationale, politische, soziale und wirtschaftliche Leben eines Staatswesens nicht förderlich sind, daß der im Laufe der Jahrhunderte ins Riesige gesteigerte Bodenbesitz und die enormen Reichtümer der Kirche, der Orden, der Klöster dem Nationalbesitz vorenthalten sind und daher Güter toter Hand genannt werden, weil dem Staat kein Recht über sie zusteht, wird von den Staatsorganen und von den Politikern natürlich sehr deutlich und schmerzlich empfunden, daher ist denn auch die Tätigkeit aller Politiker und aller Parteien, denen das Wohl, der Kulturfortschritt und die Bereicherung des Staatswesens am Herzen liegen, darauf gerichtet, diesen Verhältnissen ein Ende zu machen, die Exterritorialität der spanischen Kirche aufzuheben und die Güter toter Hand einzuziehen. Gerade dagegen aber muß sich andererseits die ganze Aufmerksamkeit des Kirchenregiments und des großen Heeres seiner Diener richten.

An sich sollen ja die Kirche und ihre Diener keinen Besitz ansammeln, sondern nur von den Almosen leben, die die Nächstenliebe, welche der christliche Glaube vorschreibt, ihnen freiwillig gewährt. Dieser Grundsatz ist auf das deutlichste zum Ausdruck gekommen in der Einrichtung des Sammelns des Peterspfennigs und in dem strengen Gebot der Armut, das eines der grundlegenden für jeden geistlichen Orden und im besonderen wieder für die Jesuiten geworden ist. Und wie ist dieses Grundgesetz beachtet worden!

Die Statistik ist eine Wissenschaft, die in Spanien nur sehr mangelhaft gepflegt worden ist; ihre Angaben sind durchweg wenig zuverlässig; bezüglich aller Erhebungen über die Kirche, ihre Diener, ihren Besitz, versagt sie aber vollständig. Wenn man nun in den letzten Jahren erfahren hat, wie riesig der Besitz der Kirche und der Ordensgemeinschaften in Frankreich gewesen ist, und der allgemein verbreiteten Ansicht huldigt, daß der Besitz der Kirche und ihrer Diener in Spanien noch ungleich bedeutender ist, und daß diese Besitztümer ganz ausschließlich dem Klerus, den Ordensleuten, Mönchen und Nonnen zugute kommen, so begreift man, daß die fortschrittlichen Elemente der spanischen Nation immer und immer wieder darauf dringen, daß der Kirche der Überfluß an Besitz entzogen wird, daß die Güter toter Hand mindestens durch hohe Besteuerung in ganz anderer Weise, als es bisher der Fall gewesen ist, zur Bestreitung der Mittel für die modernen Kulturaufgaben des Landes herangezogen werden. Jeder solcher Versuch würde aber von der Kirche und ihren Dienern als Sakrileg, als Kirchenraub gebrandmarkt werden.

Indessen der spanische Klerus begnügt sich nicht damit, eine recht-

liche Sonderstellung im Staate einzunehmen, er strebt auch dahin, mit allen Mitteln sich den Staat dienstbar zu machen und für Spanien den von den Päpsten seit Gregor I. so oft ausgesprochenen Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß die Religion über alles Weltliche erhaben ist, daher auch die Kirche höher steht als der Staat, letzterer also der Kirche untergeordnet ist. Dieser Gedanke ist übrigens auch in der Encyklika des Papstes Leo XIII. vom Jahre 1882, die die Beziehungen zwischen Rom und Madrid, zwischen dem Vatikan und der spanischen Geistlichkeit regelte,



Neue Photogr. Gesellsch.

Granada: Statue der Märtyrerin Mariana Pineda.

letzterer auch die Beteiligung an der Politik verbot, ganz ausdrücklich in dürren Worten zum Ausdruck gebracht. Demgemäß hat die Geistlichkeit dem Staat und den Gemeinden gegenüber auch in politischen Fragen ihre Auffassung immer zur Geltung zu bringen gesucht und meist auch ihren Willen durchgesetzt, wie bezüglich der Zivilehe, die sie nur nebenbei als bürgerlichen Akt nach der kirchlichen Ehe dulden will. Sie hat es erreicht, daß die Kultusfreiheit tatsächlich nur auf dem Papier steht, und bereitet den Gemeinden, die den Andersgläubigen zum Beispiel der Verfassung gemäß eigene Kirchhöfe bewilligt haben, stets Schwierigkeiten.

Die Kirchhofsfrage hat überhaupt immer zu vielen Streitigkeiten zwischen den kommunalen Behörden und den Geistlichen Veranlassung gegeben, da diese immer das Besitzrecht und die freie Verfügung über die Kirchhöfe für sich in Anspruch genommen und es durch langwierige Prozesse oder durch Gewaltakte an sich zu reißen versucht haben. Die Andersgläubigen, die Lutheraner im besonderen, sind für die Kirche und ihre Diener nur Ketzer, die sie auf jede mögliche Weise zu schädigen suchen, denen sie überhaupt alle Rechte absprechen. Die Geschichte der evangelischen Propaganda in Spanien ist eines der unerfreulichsten Kapitel der modernen Kulturgeschichte dieses Landes, und während sie einerseits glänzendes Zeugnis ablegt von der opferfreudigen Hingebung der protestantischen Missionare, Geistlichen und Bibelboten, die selbst vor den größten Gefahren nicht zurückschreckten und trotz Martyrium und Kerkerhaft sich nicht von ihren idealen Zielen abbringen ließen, sehen wir andererseits, wie die Staatskirche nicht vor der Anwendung der widerwärtigsten Mittel zurückschreckte, um, dem Wortlaut der Verfassung entgegen, die Andersgläubigen rechtlos zu machen, zu verfolgen und zu vernichten.

Wie tatkräftig die Kirche dagegen für alle sorgt, die sich ihr eng anschließen, ihre Interessen fördern, das zeigt sich jetzt wieder recht deutlich in ihrem Verhalten gegenüber den aus Frankreich nach Spanien massenhaft eingedrungenen Ordensgemeinschaften, die auch die regste gewerbliche Betriebsamkeit hier entfalten wollen, nachdem ihnen durch die Staatsgesetze in Frankreich dafür die Möglichkeit entzogen worden ist. Die spanischen Industriellen, die ohnehin schwer zu ringen haben, um zu leben und guten Verdienst zu erzielen, sehen diese starke Konkurrenz der Ordensbrüder und Schwestern, namentlich auf den Gebieten der Likör-, der Schokoladen-, Konfitüren-, der Spitzenfabrikation, der Stickerei und verschiedener Zweige des Kunstgewerbes mit großer Besorgnis riesige Ausdehnung gewinnen und führen dagegen bei den staatlichen Behörden Klage, bis jetzt aber ohne jeden Erfolg, denn die Kirche schützt diese gewerbetreibenden Ordensgemeinschaften mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, und der Staat wagt ihr nicht so tatkräftig entgegenzutreten, wie er es im Interesse der profanen Gewerbetreibenden schuldig wäre. Die Lage der letzteren wird dadurch verschlimmert, daß die Orden ihre Erzeugnisse zu ungleich niedrigeren Preisen auf den Markt bringen können als die eigentlichen Gewerbetreibenden, weil sie, wenn überhaupt, nur sehr geringe Löhne zu zahlen brauchen. Zwar sollte die Kirche nicht vergessen, daß sie sich mit dieser Förderung des industriellen Wettbewerbs ihrer Ordensangehörigen in den Kreisen der Ge-

werbetreibenden viele Gegner schafft, und schließlich doch Schaden leiden könnte. Bis jetzt sind ihre leitenden Männer aber noch der Ansicht, daß dieser Schaden nicht groß ist, daß die Kirche nicht Einbuße an Gläubigen erleiden wird, einmal, weil die Gläubigkeit in den Kreisen der Gewerbetreibenden überhaupt infolge ihrer Beeinflussung durch den Geist der andern Kulturländer ohnehin schon sehr geschmälert ist und dann, weil sie sicher ist, die Schwankenden durch ihre Frauen doch an dem Austritt aus der Staatskirche zu hindern.

Was nun überhaupt die Stellung der Kirche gegenüber der gesamten modernen Kultur anbetrifft, so bietet sie alles auf, was in ihren Kräften liegt, um den geistig befreienden Einflüssen der ausländischen Kultur entgegenzuwirken. Sie vertraut auch da vor allem auf die Allmacht, die sie auf den weiblichen Teil der Bevölkerung ausübt. Sie sucht das Erziehungswesen unter allen Umständen unter ihrer Leitung und Aufsicht zu erhalten, um das Eindringen ketzerischer Lehren, einer freien und weiten Weltanschauung zu verhindern und somit die dogmatischen Schranken ebenso fest und sicher aufrecht zu erhalten, wie sie das im Mittelalter getan hat. Noch hat sie die Macht, die große Mehrheit der Abtrünnigen und zum Abfall von ihr Neigenden, wenn nicht durch den von den strenggläubigen Frauen und Töchtern ausgeübten sanften Zwang, so durch Einschüchterung und durch die von ihr geübte Feme früher oder später zum wahren Glauben zurückzuführen und zum Aufgeben aller irgendwie freigeistigen Gedanken und Betätigungen zu zwingen. Wie lange sie diese Macht behalten wird, ist freilich eine Frage, die sich schwer beantworten läßt, denn die großen Massen werden mit jedem Tage gleichgültiger gegen die Kirche, die, wie sie zu ihrem Schmerz erfahren müssen, doch auch nicht imstande ist, ihre unsäglich traurige Lage zu bessern, ihre Not zu lindern, ihrer Armut ein Ende zu machen. Jeder Mensch erhofft für sich Glück, und wenn er sieht, daß dieses in immer weitere Ferne rückt, wie sehr man sich auch bemühen mag, sich ihm zu nähern und davon doch wenigstens etwas zu erreichen, so treten Erbitterung oder Gleichgültigkeit gegen die Faktoren ein, von denen man meint, daß sie nicht nur beitragen können, dem Elend Schranken zu setzen, das Erreichen eines einigermaßen befriedigenden Zustandes zu ermöglichen, sondern dies auch oft genug versprochen haben. Wie wir gesehen haben, daß infolge dieser ewigen Enttäuschungen aller Hoffnungen die großen Massen des Volkes mehr und mehr von Widerwillen und Haß gegen alle staatlichen Faktoren erfüllt werden und, da sie nicht die Macht haben, sie zu beseitigen oder sie zu zwingen, Verhältnisse zu

schaffen, die nicht einigen bevorzugten Klassen allein zu Glück und Wohlstand verhelfen, sich vorderhand der fatalistischen Gleichgültigkeit gegen das politische Leben und seine Träger überlassen, so geschieht es in gleicher Weise auf dem kirchlich-religiösen Gebiet, mit dem Unterschied allerdings, daß es die gebildete Männerwelt allein ist, die sich stetig mehr von der Kirche zurückzieht, während die viel ungebildete Frauenwelt durch die ungeheure suggestive Kraft der Beichtväter, der Sinneneinwirkungen des Kultus und einer sehr oberflächlichen Gläubigkeit die Hoff-



Saragosa: Die Kathedrale.

nung, wenn nicht auf das Glück in dieser elenden irdischen Welt, so doch auf das im paradiesischen Jenseits, nicht aufgibt und der Kirche treu bleibt.

Wie lange dieser Zustand dauern wird und kann, ist, wie gesagt, nicht abzusehen, aber es wäre nicht unmöglich, daß er rascher ein Ende erreicht, als die Kirche und ihre Träger es erwarten, wenn plötzlich ein ebenfalls keineswegs ausgeschlossener Wandel in der politischen Gestaltung des Staats einträte.

Die Möglichkeit, daß die spanische Kirche unversehens ersten Schaden und große Machteinbuße erleidet, liegt gegründet in dem Charakter ihres ganzen Wesens und ihrer Lehre im besonderen.

Die Religion ist in ihrer inneren und äußeren Gestaltung überall

auf der Erde den gleichen Naturgesetzen unterworfen wie alle andern Faktoren der materiellen und der geistigen Kultur der Menschen. Sie ist abhängig von dem Boden, dem Klima, der Eigenart der Rasse und zahlreichen andern Einflüssen der Natur; sie differenziert sich in ihrer Entwicklung unter dem Einfluß der Entwicklung und Bildung der Geisteskräfte der Menschen; sie ist daher eine andre unter der Tropensonne als im Dämmerlicht der kalten Zone; sie ist eine andre bei den rohen Naturvölkern, als bei den Nationen, die den höchsten Grad der Kultur erreicht haben — wenn auch alle Äußerungen des religiösen Empfindens eine Reihe gemeinsamer, den niedrigsten wie den höchsten Kultusformen gleicher Grundlagen und Grundlehren besitzen.

So ist es denn auch begreiflich, daß innerhalb derselben Religionsgemeinschaften im Laufe der Zeit große Differenzierungen eintreten, Spaltungen entstehen, das Sektenwesen um sich greift. Die katholische Kirche hat nun zwar diesem Übel vorzubeugen gesucht durch ihren festgegliederten Dogmenbau, und doch hat sie es nicht verhüten können. Die Auslegung der katholischen Grundlehren ist bei den verschiedenen Völkern, die ihnen anhängen, sehr ungleich, und selbst der Kultus ist nicht überall derselbe. Der Katholizismus ist ein ganz anderer in Deutschland und überhaupt in germanischen Ländern, soweit er hier verbreitet ist, als in den romanischen Ländern. Aber auch innerhalb der letztern weist er beinahe so viele Verschiedenheiten auf, als es Völker gibt, die zusammen den romanischen Zweig der Menschheit bilden. Wer Frankreich, Italien, Spanien, Mittel- und Südamerika bereist und mit offenem Auge die kirchlichen Verhältnisse studiert hat, wird dies auch zweifellos wahrgenommen haben. Was ist beispielsweise schon für ein großer Unterschied zwischen der portugiesischen und der spanischen Auffassung der katholischen Lehre und dem Kultus beider Länder!

Die spanische Staatsreligion ist also auch etwas völlig Selbständiges und Eigenartiges, hat ihren besonderen Charakter und ist geworden zu dem, was sie ist durch den Einfluß der natürlichen Verhältnisse der Iberischen Halbinsel, der Eigenart der Bewohner und Eroberer des Bodens Spaniens und durch die geschichtliche staatliche Entwicklung des Landes. Es wäre töricht, sie wegen ihrer Besonderheiten loben oder tadeln zu wollen, sie ist, wie alles Irdische, etwas unter dem Zwang der Einflüsse der Natur und der Geschichte Gewordenes und muß als solches betrachtet werden. Entwickelt sie sich weiter unter Anpassung an den Zwang der modernen Weltkultur, bringt sie ihr dabei das zum Opfer, was nicht mehr zeitgemäß, was veraltet ist, so kann sie in Zukunft

segensreich wirken; beharrt sie darauf, den Forderungen des Zeitgeistes keine Rechnung zu tragen, so wird sie, wie alles Alte, erstarren und absterben, wenn ihr nicht durch mächtigere äußere Einwirkung gegen ihren Willen neue Lebenskraft zugeführt wird.

Eine der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten des spanischen Katholizismus ist der Umstand, daß Jesus, der Begründer der Religion der Nächstenliebe, des Christentums, fast ganz aus dem Kultus geschwunden und nur durch das Symbol des Kreuzes, auf dem er, wenn auch nicht immer, plastisch oder bildlich dargestellt, mit ihm verbunden ist. In den Gebeten aber erscheint er fast nur als „niño Jesus“, als Christkindlein, somit als Zubehör der Mutter Gottes, die den Hauptgegenstand des spanischen Kultus bildet und als die höchste himmlische Macht verehrt wird. Dieser mystische Marienkultus, der übrigens noch sehr viel vom altgriechischen Diana- und Aphroditekultus bewahrt, namentlich in den östlichen, einst griechisch gewesenen Provinzen, ist auf das glänzendste und vielseitigste ausgebildet und hat auch einen mächtigen Einfluß auf die spanische Malerei und Plastik ausgeübt, die die Gestalt Christi ebenfalls so vollständig vernachlässigt haben, daß man neben zahllosen herrlichen Mariengestalten fast keine einzige, wirklich kunstgeschichtlich hervorragende Christusgestalt findet.

Daneben ist der Heiligenkultus in einer Weise wie kaum in einem andern katholischen Lande ausgebildet. Nicht genug, daß außer den ihnen allen eigenen Hauptgestalten jedes einstige Königreich, jede Provinz, jede Stadt, ja jedes kleine Kirchspiel seine besonderen Heiligen hat, so auch jeder Stand, jedes Gewerbe, ja selbst die einzelne Familie. Jede Krankheit hat ihren besonderen Vertreter, dessen Schutz und Hülfe in dem betreffenden Falle angerufen wird; gegen Feuer, gegen Gewitter, gegen Regen, Überschwemmung, kurz, alle Schädiger des Menschen und seiner Arbeit, werden die betreffenden besonderen Heiligen angerufen, im Notfall Wallfahrten nach den ihnen geweihten Heiligtümern unternommen und ihren Reliquien, unter Darbringung von großen, wertvollen Spenden und plastischen, aus Wachs oder Edelmetallen hergestellten oder gemalten Votivbildern, besondere Verehrung unter den für den betreffenden Heiligen erforderlichen Kultusformen und Gebeten gezollt. So sind die spanischen Kirchen denn überladen mit Bildern und Votivgegenständen, und die großen Kathedralen sind vollständige Museen, die für den Kunsthistoriker wie für den Kulturforscher von höchstem Wert sind.

Es erhellt aber aus dem vorstehenden, daß der monotheistische Glaube an den einigen Gott polytheistisch aufgelöst ist zu dem an jene zahl-

losen Kundgebungen seiner Macht und fetischistisch zu dem Glauben an die Wirkungen lebloser Dinge, die mit dem Leben der Heiligen verbunden gewesen sind, ihnen angehört haben oder Bestandteile ihrer Körper waren. Bei dem Sammeln solcher Reliquien ist es übrigens häufig vorgekommen, daß dieselben Körperteile eines und desselben Heiligen, zum Beispiel sein Schädel, in vielen Exemplaren an verschiedenen Stellen Gegenstand göttlicher Verehrung sind, daß die Splitter des echten Kreuzes Christi,



Montserrat: Kloster.

Teile des Schleiers und des Gewandes der Jungfrau Maria und viele andre Gegenstände in solcher Menge vorhanden sind, daß sie die ursprünglichen Originale bei weitem an Stoffmasse übertreffen. Daß der Glaube an die Wirksamkeit der Reliquien unter diesen Umständen sehr stark zu wanken beginnt, dafür bietet einen kräftigen Beweis der seiner Zeit im *Imparcial*, der größten und ernstesten katholischen Zeitung Spaniens, mitgeteilte, durch die ganze spanische wie durch die Weltpresse gegangene und von keiner Seite beanstandete Bericht über den Besuch des regierenden

Königs Alfons XIII. in der Kathedrale von Oviedo, die einen Reliquienschatz besitzt, der keineswegs zu den größten des Landes gehört, sich beispielsweise mit dem des Escorial und Toledos gar nicht messen kann. In diesem Reliquienschatz gibt es unter anderm ein Stück des Stabes, mit dem Moses auf dem Sinai an den Felsen schlug, dem darauf der Quell entsprudelte und mit dem er auch das Rote Meer schlug, ferner die rechte Schuhsohle des Apostels Petrus, ein Stück von dem Grabe des Lazarus, einige Brocken von der Speisung der 5000; außerdem, wie der gedruckte Bericht besagt, noch viele andre Reliquien, „deren Zahl Gott allein weiß“. Ferner versichert der offizielle Bericht, daß alle die, die diese herrlichen Stücke gläubig betrachten, den Erlaß des dritten Teiles der für ihre Sünden verdienten Strafen erhalten und außerdem für 1004 Jahre Indulgenz erlangen.

Bei der Besichtigung dieser Reliquien nun, bei der ihn der Bischof als Erklärer begleitete, fragte der König nach dem berühmten Engelkreuz. Der Bischof zeigte es ihm und der König fragte darauf:

„Warum nennt man es das Engelkreuz?“ und der Bischof antwortete: „Weil man sagt, daß die Engel es als Belohnung für König Alfons den Keuschen angefertigt hätten.“

Der König: „Gut, aber worauf stützt sich denn dieser Glaube?“

Der Bischof: „Majestät, auf nichts. Die Zeiten der Legenden gehen zu Ende.“

Nachher zeigte der Bischof dem Könige einen kleinen verschlossenen Schrein von sehr hohem Alter und Wert. Der König fragte, warum er geschlossen sei.

Der Bischof: „Es besteht die Überlieferung, daß derjenige, der den Schrein öffnet, eines plötzlichen Todes sterben würde.“

Der König: „Nun, ich würde ihn ohne Bedenken öffnen.“

Der Bischof: „Auch ich, Majestät, aber ich habe ihn nie geöffnet, einfach, weil kein Schlüssel dazu existiert.“

Es entstand darüber, daß dies veröffentlicht worden, denn daß die Unterredung so verlaufen, wurde auch von der klerikalen Presse in keiner Weise geleugnet, ein Zeitungsstreit, in dem der „Imparcial“ den jungen König in Schutz nahm, „daß er seinen gesunden Menschenverstand auch in religiösen Dingen nicht aufgeben habe. Wenn man alles annehmen und glauben wollte, was eine hysterische Betschwester erfindet oder zu sehen glaubt, und, weil es interessant oder schön ist, durch Generationen hindurch fortlebt, so würde die katholische Religion nichts als einen Haufen

von Torheiten bedeuten, während sie doch in Wahrheit ein Gefüge von absoluten Wahrheiten ist“.

„In den Zeiten des Mittelalters umgab der Glaube die geheiligten Gegenstände mit einem Nimbus einfacher und kindlicher Poesie. Mit Recht sagte der Bischof von Oviedo, daß die Zeiten der Legenden vorüber sind.“ Und der „Español“ (auch ein gut katholisches Blatt), in seinen beredten Randbemerkungen zu den ehrwürdigen Worten des Bischofs, fügt hinzu: „Nur alte Frauen und Kinder bezaubern noch die Erzählungen von Abenteuern, wobei Kobolde und Gespenster ihr Wesen treiben; nur sehr unschuldige Leute ergötzen sich noch an der Erscheinung himmlischer Gestalten, die in die Geschäfte der Menschen eingreifen; die ein Kreuz anfertigen, um die Tugenden eines Königs zu belohnen, die das Feld eines gottseligen Mannes (des Schutzpatrons von Madrid) bestellen; — kurzum, nur recht einfältige Seelen glauben, daß man den Schutz des Schlachtengottes durch Aufheben von unbewaffneten Händen erwirkt, wenn die Gefahr näher kommt . . .“

„Auf die Poesie des Irrtums,“ fährt der „Imparcial“ fort, „ist die Poesie der Wahrheit gefolgt. Die Traditionen, die Legenden, die mystischen Fabeln, welche manchmal einer unwürdigen, von der Kirche verurteilten und oft als Ketzerei betrachteten Ausbeutung dienten, bleiben dem Archiv der Poesie vorbehalten, als Thema für dichterische Begeisterung, als historische Dokumente, oftmals voll unbeschreiblichen Reizes. Durch das Verschwinden dieser Legenden, die ja der Kritik der Gottlosen ein leichtes Ziel bieten, kann das immaterielle Gebäude des Glaubens nur an Stärke, Festigkeit und Zusammenhang gewinnen.“

„Der König und der Bischof von Oviedo haben in dem interessanten Dialog, den wir wiedergaben, den Ton der modernen Zeiten angeschlagen. Um zu glauben, braucht man wahrlich nicht dem Verstande seine Rechte abzusprechen.“

Diese hier von dem ersten katholischen Blatte des Landes ausgesprochenen Ansichten teilen natürlich alle gebildeten Spanier, nicht allerdings das ungebildete Volk, das in seiner völlig mittelalterlichen Anschauung noch keine Ahnung von der der Gebildeten der Neuzeit hat, und auch auf diesem niedrigen Niveau von dem Klerus erhalten wird, um nicht in seinem Glauben und Aberglauben erschüttert zu werden und sich von der Kirche abzuwenden.

Bemerkenswert ist es übrigens noch bei dem stark entwickelten spanischen Heiligenkultus, daß auch hier eine sehr beträchtliche Zahl

der Heiligen weiblichen Geschlechts ist, so sind zum Beispiel die Schwestern **heiligen** von Sevilla zwei Frauen: Justina und Rufina.

Die hohe Geistlichkeit bestreitet, daß es einen Heiligenkult gibt, sie sagt, die Heiligen sollen nur als Vermittler zwischen dem Menschen und Gott oder der Jungfrau dienen, sie selbst sind nicht Gegenstand göttlicher Verehrung und sollen es nicht sein. So wird ja wohl jeder gebildete Geistliche die Sache auffassen. Das Volk aber versteht sie völlig anders und betet zu den Hunderten von Heiligen mit derselben Inbrunst wie zur Jungfrau Maria, vermag sich vollends von einem abstrakten einheitlichen Gottesbegriff keine Vorstellung zu machen.

Die Lehre der spanischen Staatskirche bietet auch ihre Besonderheit dar, durch die sie sich von der der katholischen Kirchen anderer Länder nicht unwesentlich unterscheidet.

Jene Milde und Einfachheit, die der Grundlehre Christi, wie sie in der Bergpredigt erscheint, anhaften, und sie so sehr eindrucksvoll auf das Gemüt des Menschen machen, treten in der spanischen Fassung sehr zurück, die eine gewisse Härte und Rauheit klar erkennen läßt. Das zeigt sich schon deutlich in den Fibeln und Katechismen, durch die den Kindern die ersten religiösen Begriffe beigebracht werden sollen. Die altruistische Nächstenliebe, die Lehre der Duldsamkeit kommen kaum zur Geltung gegenüber der unduldsamen Abwehr alles dessen, was nicht genau mit dem komplizierten Dogmenbau übereinstimmt. Die strengste Beobachtung aller Einzelheiten derselben und des Kultus wird unter schweren Strafanordnungen für das Diesseits wie das Jenseits zur Pflicht gemacht, und der äußerliche Formalismus mit seinen genauen kleinlichen Kultusvorschriften überwuchert vollständig den eigentlichen inneren Gehalt der christlichen Lehre. Die leicht verständliche Ethik der letztern mit ihren einfachen Moralgeboten ist kaum erkennbar unter den schwer faßlichen verklausulierten Verboten. Kurz, die ganze Lehre entbehrt der Naivität, der frommen heiteren Einfalt, die die Grundlehre Christi in den Evangelien besitzt, es überwiegt das Dogmatische, Reflektierte und erschwert das Eindringen in das Wesen des Christentums; sie ist starr in ihrer Unerbittlichkeit und Unduldsamkeit; es herrscht in ihr ein der Weltlichkeit abgekehrter finsterner Geist und ein Ton steter feindlicher Kampfbereitschaft.

Die Ursache dieser Eigenart der Lehre der spanischen Religion ist in der Geschichte des Landes zu suchen, die der Kirche den Charakter der Streitbarkeit aufdrückte, sie zwang, gegen die Glaubensfeinde und gegen die vielen nationalen Schädiger ihrer Interessen, die Krone und

den Adel namentlich, stets neben dem Kreuz das Schwert in Bereitschaft zu halten oder mindestens in Worten gegen sie zu eifern.

Das Überwiegen des Formalismus und des Gebots der peinlichsten Beobachtung aller Kultusvorschriften aber hat seine bedenklichen Folgen gehabt. Die schwere Verständlichkeit der Grundlehren hinderte das leichte Eindringen in die Lehre, und damit das Entstehen wahrer innerer Religiosität, die das Fühlen und Handeln des Menschen nach den beinahe als ewig und allgemein zu bezeichnenden Grundgesetzen einer natürlichen Moral regeln soll. Sie beförderte dagegen die Entwicklung einer äußerlichen Kirchlichkeit, die da glaubt, allen Religionsgeboten völlig Genüge zu tun, wenn sie mit Pünktlichkeit die kleinlichsten Vorschriften aller Kultusformen genau erfüllt, den Rosenkranz genau zu beten, die nötigen Verbeugungen zu machen, zur rechten Zeit niederzuknien, die Pflichten der Beichte, des Nehmens des Abendmahls zu vollziehen lernt. Dieser Formalismus, dieser Kultus des äußeren Scheins, diese Kirchlichkeit überwiegen so vollständig, werden von dem weltaus größten Teil der Gläubigen so unbedingt und zuversichtlich irrümlicherweise für das Wesen und den Inhalt der Religion gehalten, daß die wahre, echte, Herz und Gemüt erfreuende, die Seele erhebende, den Kummer besänftigende Religiosität darüber in Spanien fast völlig geschwunden ist. Daß der moralische Einfluß der Religion dadurch sehr geschädigt wird, erhellt wohl am deutlichsten aus der Tatsache, daß die schwersten Verbrecher, die sittlich am tiefsten stehenden und ungebildetsten Menschen fast immer kirchlich sehr korrekte, im rohen Volkssinne daher „fromme“ Menschen sind.

Der spanische Kultus war und ist im höchsten Grade auf die Sinne berechnet.

Die Kirchen zunächst, zum mindesten die großen Kathedralen, aber auch sehr viel kleinere Dome und Kirchen weisen eine Eigentümlichkeit auf, durch die die spanische Kirchenbaukunst sich von der andrer katholischer Länder unterscheidet. Sie haben nämlich den Chor in der Mitte und erscheinen daher im allgemeinen nicht so imposant, wie die französischen, deutschen und italienischen Kathedralen, obgleich diese letztern von den Kathedralen von Toledo, Sevilla, Granada, Burgos, Barcelona zum Teil weit an Flächeninhalt übertroffen werden. Die spanischen Dome sind ferner sehr dunkel, ja, der von Barcelona sogar so finster, daß man sich auch am hellen Tage erst an die Dunkelheit längere Zeit gewöhnen muß, ehe man überhaupt irgendwelche bauliche Einzelheiten unterscheiden kann. Erschwert dieser Umstand dem fremden Touristen den Genuß der Besichtigung dieser Riesenbauten sehr, so ist doch die mystische



Photographie Rafael Garzon, Granada.

Malaga : Dom.

Wirkung des Dunkels auf das Gemüt des Besuchers eine sehr starke, ebenso andererseits die der Kerzen, die die einzelnen Kapellen oder den Hochaltar dürrftig erhellen, und darüber hinaus nur ein schwaches Zwieliht verbreiten, das den mystischen Eindruck nur noch erhöht, weil es die architektonischen Formen ebenso wie die dunkeln knienden und kauern den Gestalten der an dem Gottesdienst Teilnehmenden ebenso wie die amtierenden Geistlichen in einem unbestimmten Licht erscheinen läßt, das ein genaues Erkennen der Details und der menschlichen Individualitäten auf etwas weitere Entfernung unmöglich macht. Dieses Verschwinden der Persönlichkeit vor der Allmacht Gottes, dieses Gleichwerden aller vor dem irdischen Sinnbild seines Thrones entspricht ganz dem demokratischen Geiste des Christentums und läßt den einzelnen sich seiner Bedeutungslosigkeit um so mehr bewußt werden, als die gleichmäßige schwarze Kirchentracht auch die äußeren Unterscheidungsmerkmale verschwinden zu lassen hilft. Der Weihrauch breitet über das Ganze noch einen Dunst, der die mystische Wirkung des Halbdunkels verstärkt.

Die Musik der gewaltigen Orgeln trägt das ihre dazu bei, die Seele empfänglich zu machen für die Wirkung der Kultushandlungen, ob sie nun für einige Zeit durch den Vortrag weltlicher Kompositionen in gewissem Sinne Zerstreung und Erholung gewährt oder ob sie dann durch die dem Gottesdienst entsprechenden kirchlichen Tonstücke den Eindruck des letzteren erhöht. Bei besonderen Kirchenfesten wird damit in einzelnen Kirchen, so namentlich in der Kathedrale von Sevilla, der eindrucksvolle Tanz der „seises“ verbunden, junger Ministranten in der kleidsamen Pagentracht der Zeit Philipps III. und mit Federhüten auf dem Kopfe, die eine menuettartige Tanzszen e vor dem Hochaltar ausführen.

Was die Wirkung der in so hohem Grade eindrucksvollen Kultushandlungen noch bedeutend erhöht, das ist der Umstand, daß diese für den größten Teil der spanischen Bevölkerung die einzige Zerstreung sind, die sich ihnen bietet, und zwar namentlich den Frauen, die in ihrer grobenteils völlig orientalischen Zurückgezogenheit des häuslichen Lebens sonst selten oder nie Gelegenheit haben, sich zu vergnügen. Daher sind sie denn auch so fleißige Kirchgängerinnen und so gern bereit, sich durch den Klerus, der durch den kirchlichen Kultus Abwechslung in ihr Leben bringt, auch im übrigen in jeder Beziehung beraten und leiten zu lassen. Dies ist eine der Hauptursachen der unumschränkten Herrschaft der Geistlichen über das weibliche Geschlecht in Spanien. Der Geistliche steht den Frauen und Mädchen durch die Ohrenbeichte ja meist sehr viel näher als die männlichen Verwandten, die Gatten, die Väter,

ja selbst die Verlobten, denn der Geistliche, der auch gern in ihren Häusern verkehrt, ist der verschwiegene Vertraute, der alles versteht, der alles über sie weiß und sie in allen Fragen des Lebens berät.

Das Dämmerlicht der Kirche macht diese aber auch zu einem beliebten Begegnungsort für Liebende, für Freunde, ja selbst für Geschäftsleute. Die Kirche bietet einen angenehmen, kühlen Aufenthalt gegen die Sonnenglut des Tages draußen, eine Zufluchtsstätte bei schlechtem Wetter. Viele, Frauen besonders, verbringen daher gern den größten Teil des Tages in den Kirchen, wo sie auch alle für sie wichtigen Neuigkeiten erfahren und verbreiten, alle Bekannten sehen können. So ist die Kirche eine zweite Heimstätte für sie, und sie spielt eine bedeutende Rolle in ihrem Leben.

Der spanische Klerus rekrutiert sich zum größten Teil aus den niedersten Schichten des Volkes. Der spanische Geistliche wurzelt daher mit seinem ganzen Empfinden, Fühlen und Denken in dem seines Volkes, und wenn er seiner Verwandtschaft auch durch seinen Stand in gewisser Hinsicht entfremdet wird, so bewahrt er sich doch das Verständnis für alles Volkstümliche, für alle Interessen, Wünsche, Bestrebungen und Hoffnungen der spanischen Volksklassen und ist, wenn er zu höherer Bildung gelangt, sehr wohl berufen, eine führende Rolle in ihnen zu spielen. Er hat an dem Stiergefecht dieselbe Freude, wie jeder seiner Landsleute, er kann mit dem Schmuggler, mit dem Banditen mitempfinden, er liebt die Vergnügungen seiner früheren Genossen ebenso wie sie, daneben kennt er jedes Kind und jeden Erwachsenen in seinem Dorf, in seinem Landstädtchen, in seinem Sprengel und weiß, was jedem nottut. Der einfache Landgeistliche steht denn auch überhaupt nicht viel über dem Bildungsniveau seiner Umgebung, führt ein sehr ärmliches Leben, das er mit Messelesen, mit dem Verkauf von Amuletten und anderweitiger Ausbeutung des Aber- und Wunderglaubens der Massen, mit dem Vertrieb von Lotterielosen, vielleicht durch ein Zigarren- und Briefmarkengeschäft zu fristen sucht. Die höheren Klassen der Geistlichen, die auf den Seminaren ausgebildet sind, spielen gern die großen Herren und die Rolle der französischen Abbés; sie sind unduldsam, genuß- und herrschsüchtig und streben dahin, einen großen Einfluß auf ihre Pfarrkinder zu gewinnen, um sie nach ihrem Gefallen zu leiten und um durch ihre Verdienste um die Kirche endlich zu hohen Kirchenämtern zu gelangen. Was für einen Kleiderluxus sie dann treiben, davon zeugen die überaus kostbaren Kirchengewänder, die eine der Sehenswürdigkeiten der Sakristeien der großen Kirchen bilden.

Das Leben, das die Curas führen, ist nicht immer sehr mustergültig, erregt vielmehr oft den größten Anstoß, bietet der Presse und der öffentlichen Meinung sehr viel Anlaß zu heftigen Angriffen. Sie machen auch gar kein Hehl daraus, sondern verspotten sich selbst deshalb, wie sie auch über ihren Beruf, über die Religion, die Kirche und deren Politik selbst häufig die derbsten Witze machen und dadurch bezeugen, wie wenig sie von dem heiligen Geist wahrer Religiosität, echter christlicher Gesinnung und dem inneren Gehalt, sowie den Pflichten ihres Berufs durchdrungen sind. Trotzdem sie als Menschen somit keineswegs immer sehr angesehen sind, zollt man ihnen doch als Priestern die höchste Verehrung, verwöhnt man sie und bestärkt sie in der Ausbildung ihrer Herrschsucht, ihres intriganten Wesens, durch das sie in den Familien, deren Berater sie sind, häufig Unheil anrichten. Da sie in den kleinen Orten oft die einzigen Individuen sind, die lesen und schreiben können, auch die politischen Kaziken oder Parteiführer, ja selbst ihre Schulzen oder Bürgermeister, so werden sie nicht nur in die intimsten Angelegenheiten der Familien, sondern auch in das politische Getriebe eingeweiht und erlangen dadurch oft den größten Einfluß.

Zu dem Anziehendsten und Interessantesten, was Spanien den ausländischen Touristen zu bieten hat, gehören die Kirchenfeste, die an Glanz und Eigenart die der anderen katholischen Länder und auch Roms bei weitem übertreffen, obgleich sie heute ja schon viel von ihrer früheren Prachtentfaltung verloren haben, namentlich in den Teilen des Landes, wo durch fremde Kultureinflüsse die Strenggläubigkeit der Bevölkerung starke Einbuße erlitten hat. Hier spielen sich dann die Feste mehr oder weniger ausschließlich innerhalb der Kirchen ab, wobei die alten Schätze an Fahnen und Gewändern zur Anwendung gelangen, die Bilder der Jungfrau mit den kostbarsten Kleidern — es ist Sitte bei den Reichen, die Hochzeitsgewänder den Kirchen zu schenken — geschmückt und mit dem schönsten Schmuck versehen werden. Wo aber die Geistlichkeit sicher ist, daß die Umzüge nicht durch die gegen sie aufgehetzten Volksmassen gefährdet werden, da finden sie in voller Öffentlichkeit statt, und hier steht Sevilla mit seinen Festen der Osterwoche in vorderster Reihe. Es bestehen in dieser Stadt seit dem Mittelalter große geistliche Körperschaften, die Cofradias, die ihre höchst eigenartigen Trachten haben, welche den ganzen Körper einhüllen, in einer hohen Kapuze auf dem Kopfe enden und nur mit zwei Augenlöchern versehen sind. Diese Körperschaften besitzen große plastische Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte Christi, die sogenannten Pasos, die bei der großen Prozession

durch die Straßen nach der Kathedrale getragen werden, was von kräftigen Männern ausgeführt wird, die unter den großen Plattformen gehen, auf denen diese schweren Pasos ruhen. Das Militär, soweit es im Zuge mitgeht oder die Straßen gegen den Andrang des Publikums absperrt, erscheint bei diesen, wie bei den Fronleichnamsprozessionen, barhaupt mit nach unten gekehrten Gewehrläufen. Trommler lassen von Zeit zu Zeit dumpf ihre Instrumente ertönen, und die Musik spielt, wenn über-



Neue Photogr. Gesellsch.

Sevilla: Prozession einer Bruderschaft.

haupt, ernste, geistliche Kompositionen. Während der Fastenzeit der Karwoche ruhen alle Geschäfte; die Flaggen werden halbmast gehißt, die Zeitungen erscheinen mit Trauerrand, die Kirchenglocken, die sonst immer so ungeheuren Lärm machen — sie werden geläutet, indem sie an langen Seilen um ihre Achse gedreht werden — verstummen in diesen Tagen, sie fangen erst wieder am Ostermontag an, ihren Zweck zu erfüllen.

In Madrid erhält die Osterfeier dadurch eine besondere Weihe, daß

der König unter Beihilfe hoher Prälaten und in Anwesenheit der königlichen Familie und des Hofstaates am Gründonnerstag im Schlosse persönlich die Fußwaschung an den dafür aus den Stadtarmen ausgewählten fünfundzwanzig Individuen beiderlei Geschlechts vollzieht, die dann, ebenfalls von dem König und den Granden bedient, gespeist werden.

Besonders großartig ist überall die Fronleichnamsprozession, an der in Madrid auch der gesamte Hof, die Minister und die übrigen obersten Staatsbeamten teilnehmen. Die Straßen, durch die der Zug geht, werden für den Zweck zum Schutz gegen die Sonne mit Zeltdächern überspannt und die Häuser derselben von ihren Eigentümern und Einwohnern mit Teppichen und Tüchern schön geschmückt.

Die Weihe der Palmen am Palmsonntag ist mit einer Feier verbunden, die sich an den meisten Orten im Innern der Kirchen abspielt und selten mit öffentlicher Prozession eingeleitet wird. Die in ungeheuren Massen für dieses Kirchenfest auf den Markt gebrachten Palmenwedel — die meisten kommen aus Elche in Südvalencia — werden zum Teil von ihren Verkäufern und Gewerbetreibenden, die sich besonders damit befassen, nach spanischem Geschmack sehr schön zugerichtet, indem die Blätter künstlich verflochten, wohl auch mit Papierblumen und anderm Zierat versehen werden, selbst Konfitüren werden angehängt. Nach ihrer Weihe in den Kirchen werden diese Wedel an den Balkonen der Häuser angebracht, um dort bis zum Palmsonntag des nächsten Jahres zu bleiben und die Häuser zu schützen vor allen möglichen Gefahren.

Allerseelen wird dadurch gefeiert, daß die Kirchhöfe von den Verwandten der dort Beigesetzten schön geschmückt und die Grabstätten mit brennenden Wachskerzen versehen werden. Außerdem wird nicht nur an diesem Tage, dem 2. November, sondern meist auch den nächstfolgenden in allen großen Theatern des Landes eine der zahllosen Bearbeitungen der Don Juan-Sage, meist die von José Zorrilla: Juan Tenorio, aufgeführt, was auf den Fremden, der gewohnt ist, dieses Stück in der Opernform Mozarts zu seiner Belustigung zu sehen, einen sehr eigenartigen Eindruck macht. Das Moment des Eingreifens eines Toten in das Schicksal eines Lebenden, der Welt des Jenseits in die des irdischen Lebens ist es, das Veranlassung gegeben hat, diese Sage und ihre dramatischen Bearbeitungen für eine Art Seelenkult zu verwenden, der dieser unser Totenfest vertretenden Allerseelenfeier zugrunde liegt.

Das Fest der Geburt Christi wurde seit alten Zeiten in Spanien hauptsächlich am Dreikönigstage, dem 6. Januar, begangen. Plastisch hergestellte Krippen bildeten den Mittelpunkt derselben; auch in den Privat-

häusern wurden sie zur Freude der Kinder aufgebaut. In neuerer Zeit ist nun auch die germanische Art der Weihnachtsfeier am 24. Dezember in Spanien eingedrungen, und selbst der Lichtebaum fängt an, sich einzubürgern. In der Hauptsache ist diese aus der alten Sonnwendfeier hervorgegangene Festlichkeit mehr weltlichen als kirchlichen Charakters. Es ist Sitte geworden, sie durch große Festessen zu begehen, bei denen das Verzehren eines Truthahns den Mittelpunkt bildet. Selbst die Bettler in den Straßen begehren in den Tagen vor Weihnachten Almosen für den „pavo“, den Truthahn, den auch sie an diesem Festtage nicht entbehren möchten. Zur richtigen Feier gehört ferner ein furchtbares Lärmen in den Straßen; dies wird nicht nur von den Straßenjungen verübt, sondern auch die Erwachsenen beteiligen sich daran und ziehen unter Johlen und Schreien, unter Trommeln auf Blechgefäßen und anderm Lärm durch die aus diesem Anlaß sehr belebten Straßen, so daß die Weihnacht vom 24. zum 25. Dezember zu den geräuschvollsten des ganzen Jahres gehört.

Die Zahl der übrigen kleineren und lokalen Kirchenfeste ist bei der großen Masse von Heiligen sehr beträchtlich, und es sind mit ihnen Feierlichkeiten verbunden, die sehr viel Eigenartiges, zahlreiche Bräuche aufweisen, die bis in die heidnischen Zeiten zurückreichen und heute noch so streng beobachtet werden, wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Sehr viele von ihnen sind im Laufe der Zeit mehr und mehr zu Volksfesten geworden, so die Verbenas und Romerias, die unsern Kirchenfesten und Jahrmärkten entsprechen. Andererseits sind allgemeine und lokale Volksfeste allmählich mit kirchlichen Feierlichkeiten verbunden worden, denn die Kirche glaubte sich keine festliche Gelegenheit zur Beeinflussung der Volksmassen entgehen lassen zu dürfen, und eine solche sah sie in allen volkstümlichen Veranstaltungen geboten. So wird denn zum Beispiel auch die Nationalfeier des 2. Mai in Madrid stets mit einem Feldgottesdienst vor dem Denkmal eröffnet, das zur Erinnerung an die Erhebung der Madrider Bevölkerung gegen die Fremdherrschaft Napoleons I. auf dem Salon de Prado errichtet ist.

Wir werden auf die Feste, die überwiegend weltlichen und volkstümlichen Charakter haben, noch in einem späteren Kapitel zurückkommen.

Wird das staatliche und das öffentliche Leben von der Kirche beherrscht, so vollends natürlich das private aller Stände, denn kein wichtiges Ereignis des Lebens des einzelnen Individuums, von der Taufe und der Kommunion bis zur Hochzeit und dem Begräbnis, vollzieht sich ohne Beihülfe der Geistlichen, deren Aufgabe es ja ist, das Leben der ihrem

Wirkungskreise angehöriger Pfarrkinder zu überwachen und im Sinne und Interesse der Kirche zu regeln. Alle diese Dienste der Kirche müssen, obgleich letztere so unermeßlich reich ist an Gütern toter Hand, die ihr so großen Ertrag abwerfen, so hoch bezahlt werden, daß aus diesem Grunde sich allmählich jetzt auch die Massen mehr und mehr dieser Herrschaft der Geistlichen zu entziehen suchen. Doch nicht bloß diese großen wichtigen Lebensereignisse unterstehen der Aufsicht der Kirche, sondern das Leben jedes einzelnen in allen seinen Teilen. Sucht der Staat zwar das Schulwesen in seine Hand zu nehmen, so ist dies doch noch keineswegs gelungen, und namentlich ist die Ausbildung des weiblichen Geschlechts noch fast vollständig den geistlichen Genossenschaften überlassen, und die Kirche wird alles aufbieten, hierin keinen Wandel eintreten zu lassen. Sie versteht es, die weiblichen Gemüter von der Wiege an in ihren Bannkreis zu ziehen und in ihm zu erhalten; die Kinder durch Spielereien, durch Beteiligung an Prozessionen, an Kirchenfesten, durch Geschenke von Madonnenbildchen, von Spruchzettelchen, von Gebetbüchern und Lesezeichen und viele andre Kleinigkeiten; die Erwachsenen durch Weckung mystischer Gefühle, durch die Kommunion und dann durch die unfehlbare Macht des Beichtstuhls, durch die die Geistlichkeit den unbedingten Einfluß auf die ganzen Familien gewinnt. Weichen die Brüder, die Verlobten, die Männer von dem Wege der Kirchlichkeit ab, so werden sie durch die Schwestern, die Bräute, die Frauen gezwungen, auf ihn zurückzukehren — äußerlich wenigstens — wenn sie es nicht zum Bruch mit letzteren kommen lassen wollen. Das gilt nicht nur für die niederen Massen, sondern auch für die höheren, für alle die Kreise selbst, die zu den geistig höchst stehenden gehören, in denen der religiöse Indifferentismus und der Atheismus zu herrschen scheinen. Diese Herrschaft besteht in den Männerversammlungen, in den Klubs, in den Cafés, sie hört auf an der äußeren Haustür, und mancher, der eben noch draußen gewettert hat gegen die positive Religion, gegen die Kirche, den Klerus, der seinen Spott ausgelassen hat an ihnen — muß nun daheim bei Tisch und vor dem kleinen Hausaltar die Gebete mitsprechen, die Kultushandlungen verrichten und sich dem fügen, was der geistliche Berater seiner Frau und seiner Töchter verordnet hat.

Es berührt höchst eigentümlich, wenn in den Gesellschaften der höchsten Kreise des Morgens die Tanzmusik plötzlich verstummt, die Gespräche der Herren über die Mittel zur kräftigen Bekämpfung der Klerikalen und der Jesuiten plötzlich verstummen, die Saaltüren sich öffnen, und in der glänzend ausgestatteten Hauskapelle der Hausgeistliche den Früh-

gottesdienst leitet, bei dem diejenigen, die sich eben noch als die größten Freidenker und Atheisten gezeigt hatten, neben ihren Damen niederknien zur demütigen Verehrung Gottes.

Nirgends ist der Aberglaube größer als in Spanien, und zwar wiederum nicht nur in den niedrigsten Volksschichten, sondern bis hinauf in die höchsten Kreise, und er bietet dem Klerus die willkommensten und zahlreichsten Handhaben zur Befestigung und Erhaltung seiner Herrschaft



Sevilla: Ein Paso.

Neue Photogr. Gesellsch.

über die Massen, über die Nation in ihrer Gesamtheit. Die Curas müssen auf dem Lande und in den kleinen Städten Universalgenies sein; sie müssen in allen Krankheitsfällen raten, welche Mittel anzuwenden sind, welche Heiligen angerufen, welche Wallfahrtsorte besucht werden sollen, welche Reliquien die heilkräftigsten sind; sie müssen den Rekruten Amulette und Skapuliere geben, die sie im Kriege schützen gegen feindliche Kugeln; sie müssen die Träume deuten, die Losnummern für die Lotterie

auswählen, die sicherlich gewinnen werden; sie müssen bei elementaren Naturereignissen die betreffenden Heiligen beschwören und Prozessionen zu ihrer Anrufung veranstalten; sie müssen den Hexereien neidischer, feindlich gesonnener Menschen entgegenwirken, den Teufel durch feierliche geistliche Exorzismen aus den Häusern und aus den Menschen vertreiben, die von ihnen befallen sind, und in tausend andern Fällen immer Rat wissen und spenden — und wenn sie hundertmal irren, so müssen sie die Geschicklichkeit und die dialektische Fertigkeit besitzen, die an ihre Kraft Glaubenden doch immer davon zu überzeugen, daß sie recht haben und ihre verwickelten und schwierig auszuführenden Vorbedingungen für den glücklichen Ausgang der vorgeschriebenen Handlungen nur nicht genau erfüllt worden sind.

So erhellt denn aus den vorstehenden flüchtigen Andeutungen über das religiöse Leben Spaniens, daß dieses ganz außerordentlich vielgestaltig ist und dem genauen Beobachter der spanischen Verhältnisse eine unerschöpfliche Fülle interessanter Studiengegenstände darbietet.

8. Schulwesen. — Bildung.

Eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Erreichung eines hohen Kulturstandes ist die gesunde Entwicklung der natürlichen Fähigkeiten eines Volkes, die Vermittelung eines hohen Niveaus der allgemeinen Bildung, und zu beiden ist ein gut geregeltes Schulwesen erforderlich.

Einen bequemen Maßstab für die Höhe der allgemeinen Bildung bietet die Zahl derer, die lesen und schreiben können. Allerdings ist dieser Maßstab weder der einzige noch der unbedingt zuverlässige und jedenfalls nicht für die Beurteilung der natürlichen Fähigkeiten; denn es ist wohl denkbar, daß diese außerordentlich groß sein, daß aber Umstände vorliegen können, die die Erlernung des Schreibens und Lesens verhindern, daß es den Erziehern nicht wünschenswert erscheint, daß ihre Zöglinge in den Stand gesetzt werden, sich selbständig durch das Lesen zu bilden. Man darf auch nicht vergessen, daß die begabtesten Naturvölker nicht haben schreiben und lesen können und doch bedeutendes geleistet haben, daß es eine Zeit gegeben hat, in der die Vorfahren der höchsten Kulturvölker diese Künste nicht gekannt haben, und daß die Zeit noch gar nicht fern liegt, in der unsere eigenen Vorfahren sie auch nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße kannten, wie dies im Mittelalter der Fall war, in dem es nur eine sehr kleine Zahl von Individuen gab, die zu lesen und zu schreiben imstande waren. Ein sicheres Kriterium bietet die Statistik somit nicht durch ihre Angaben über den Prozentsatz der Analphabeten, aber immerhin ein sehr wertvolles, das nicht unbeachtet gelassen werden darf, vollends nicht, wenn es sich nicht um ein Naturvolk, sondern wenn es sich um eine Nation handelt, die auf ein jahrtausendlanges geschichtliches und kulturgeschichtliches Leben zurückblicken kann und die lange Zeit in der vordersten Reihe der Kulturvölker gestanden hat.

So wollen wir denn einige trockene Zahlen zum Zwecke der Charakterisierung des augenblicklichen Bildungsstandes vorwegnehmen.

Im Jahre 1887 belief sich die Zahl der vollständigen Analphabeten der Statistik zufolge auf 68,01 vom Hundert, doch darf man diese wie die meisten Zahlen der spanischen Statistik nicht zu ernst und zu genau nehmen, und man wird annähernd das Richtige treffen, wenn man dieser wie auch den folgenden Zahlen noch einige Prozent zurechnet. 1900 sollte die Zahl der Analphabeten sich beziffern auf 63,78 vom Hundert. Nach einer neuerdings aufgestellten Schätzung beträgt sie etwa 65 Prozent.

Am günstigsten sind die Ziffern für die männliche Bevölkerung in der Lebenszeit vom zwanzigsten bis zum fünfzigsten Jahre, für die sie auf 42 bis 45 angegeben werden, wozu der Militärdienst das seinige beitragen mag, der den jungen Leuten dadurch eine Anregung gibt, daß er sie aus ihren engen örtlichen und Familienverhältnissen herausreißt, ihren Gesichtskreis erweitert und ihren Bildungsdrang anregt und steigert. Bezeichnend dagegen ist es, daß vor dem zwanzigsten Jahre, also in der Zeit des Schulbesuchs, die Ziffer sehr viel höher, also die Zahl der Analphabeten sehr viel größer ist, während man doch das gerade Gegenteil annehmen sollte.



Der Dorfschulmeister
von José Benlliure y Gill.

Ganz naturgemäß dagegen ist es, daß sie auch nach dem fünfzigsten Jahre wieder sehr beträchtlich steigt.

Die Ziffern für das weibliche Geschlecht sind ganz ungleich ungünstiger und nicht annähernd so verschieden wie bei dem männlichen.

Bei dem weiblichen Geschlecht scheint der Bildungsstand am höchsten zu sein in der Zeit vom zehnten bis zum zwanzigsten Jahre, denn die

Zahl der Analphabeten wird für sie auf 57 berechnet, die vom zwanzigsten Jahre aufwärts dann stetig steigt, statt, wie bei dem männlichen Geschlecht, zu fallen.

• Nicht uninteressant ist es, nun auch noch einen flüchtigen Blick auf einige Verhältniszahlen im Hinblick auf die verschiedenen Provinzen zu werfen. Danach ergibt sich, daß die Verhältnisse am günstigsten in den baskischen Provinzen, in Katalonien und dann in Alt- und Neukastilien sind, wo sich die größten Bildungsmittelpunkte befinden, so daß selbst in einigen kleineren Städten wie in Burgos nur 14,1, in Soria 15,4, in Segovia 15,5 vom Hundert Individuen zwischen zehn und zwanzig Jahren Analphabeten sind, während sich die Ziffer für Madrid schon viel ungünstiger erweist: 17,8, um dann in Andalusien zu steigen bis auf 72,7.

Da sich diese letzten Zahlen auf die Zeit beziehen, in der die männliche wie die weibliche Jugend die Schulen besucht, so kann man einen nicht gerade sehr günstigen Rückschluß auf das Schulwesen ziehen, und tatsächlich läßt das Unterrichtswesen Spaniens noch sehr viel zu wünschen.

Von dem Augenblick an, da Spanien aus seinem Geistesschlaf unter dem Einfluß der französischen Revolution, dann 1808 unter dem der Erhebung gegen die französische Fremdherrschaft erwachte und als die bedeutendsten Vertreter der Demokratie und des Liberalismus zusammentraten, um dem Lande eine freie Verfassung zu geben, mußte auch das Schulwesen in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden. Man erkannte vor allem die Notwendigkeit, dem Klerus die unumschränkte Herrschaft über das Schul- und Universitätswesen zu entziehen, die Leitung der letztern dem Staat und den Gemeinden zu übertragen und vor allem an Stelle der geistlichen Lehrkräfte Laien mit der Lehrtätigkeit zu betrauen.

So wurde denn die Unterrichtsfrage eine Parteifrage und das Unterrichtswesen eng mit der politischen Entwicklung des Landes verknüpft. Die Verfassungskämpfe, die Aufstände und Bürgerkriege des 19. Jahrhunderts wurden maßgebend für die Schicksale des Schulwesens, und leider ist dies heute noch der Fall. Haben die Liberalen die Regierung in Händen, so suchen sie durch zeitgemäße Reformen und Einrichtungen das Erziehungswesen zu heben; müssen sie den Konservativen und Klerikalen weichen, so haben diese nichts Eiligeres zu tun, als die Schulgesetze ihrer liberalen Vorgänger wieder aufzuheben und reaktionäre Bestimmungen zu treffen. So war es während der ganzen Dauer der Regierung Alfonsos XII. und der Regentschaft — so ist es heute noch. So wurde zum Beispiel 1875 von Orovio das Dekret erlassen, demzufolge die Universitätsprofessoren den Schwur leisten mußten, ihre Wissenschaften

nur in Gemäßheit mit den kirchlichen Dogmen vorzutragen und sich der Aufsicht der Bischöfe in dieser Hinsicht zu unterwerfen. Dieses unter der Ministerpräsidentschaft Cánovas del Castillos erlassene Dekret, infolgedessen die bedeutendsten Universitätsprofessoren ihre Ämter niederlegten und durch das das ganze Geistesleben Spaniens unterbunden wurde und in Stockung geriet, wurde 1881 von dem liberalen Ministerpräsidenten Sagasta aufgehoben. Ähnliches geschah während der ganzen Dauer des Alternierens zwischen Cánovas und Sagasta in der Leitung der Staatsgeschäfte bis zum Tode dieser beiden Staatsmänner. In den letzten Jahren hatten die Liberalen und Demokraten, besonders die Minister Graf Romanones und Jimeno wiederum tatkräftig eingegriffen und durchgreifende liberale Reformen des Unterrichtswesens eingeleitet, es war auch noch für das Budget des Jahres 1907 eine erhebliche Steigerung der für das Unterrichtswesen eingestellten Summen von dem letzten liberalen Kabinett in Aussicht genommen — da kam der plötzliche Sturz desselben, und sofort strich der jetzige Machthaber Maura diesen Zuschlag. Als die Gesellschaft für Volkserziehung sich deshalb an ihn wandte und unter Hinweis auf die Versprechungen, die frühere konservative Staatsmänner, ja die er selbst noch vor wenigen Jahren gemacht hatte, die Erhöhung der erbärmlichen Lehrergehälter und eine Reihe seit lange als notwendig erkannter Reformen des Schulwesens, der Schulinspektion, sowie den Bau guter Schulhäuser forderte und ihre Gesuche dann in einer umfangreichen Denkschrift begründete, wurde sie mit allen ihren Wünschen kurz abgewiesen, und die Ausgaben für das Unterrichtswesen wurden im Vorausanschlag auf das kärglichste bemessen.

Ja, Maura machte sogar den Versuch, das Unterrichtswesen wieder ganz der geistlichen Aufsicht zu unterstellen und es wieder durch die Bestimmung zu beschränken, daß auch an den Hochschulen nichts gelehrt werden dürfte, was nicht mit dem Wortlaut der Bibel und den Dogmen der Kirche übereinstimmte. Die drohende Haltung der öffentlichen Meinung und der Kreise der Professoren und der Studenten bewahrte jedoch das Land vor einer so weitgehenden reaktionären Maßnahme. Der Versuch, solche Bestimmungen wieder zur Geltung zu bringen, hat die Frage der Trennung von Schule und Kirche, die schon so oft erörtert worden ist, in den liberalen und republikanischen Kreisen wieder in den Vordergrund gerückt, doch ist zurzeit und unter der Regierung der Konservativen und Klerikalen natürlich nicht die geringste Aussicht vorhanden, den von den ersteren auf dem Gebiete des Unterrichtswesens erstrebten Zielen auch nur mit einem Schritte näher zu

kommen. Es ist selbstverständlich, daß die spanische Kirche nie darein willigen wird, daß das Schulwesen ihrer Aufsicht entzogen oder daß der Religionsunterricht aus dem Lehrplan ausgeschlossen wird. Eine Gruppe hervorragender Schulmänner nimmt eine vermittelnde Stellung ein. Sie erklärt die Ausschließung des Religionsunterrichts aus den Schulen für bedenklich, verlangt aber, daß er alles Dogmatischen entkleidet und auf allgemein ethischer Grundlage als Moralunterricht erfolge. Diese Männer sind der Ansicht, daß es nicht die Aufgabe der Schule sein kann, die Zöglinge zu Anhängern bestimmter Bekenntnisse zu erziehen, sondern nur den religiösen Sinn in ihnen zu wecken, zu entwickeln und sie zu moralischen guten Menschen heranzubilden.

Auch diese Meinungen und Bestrebungen werden bei den Konservativen und Klerikalen kein Entgegenkommen finden, möchten diese doch sogar die harmlosen Kindergärten Fröbelschen Systems beseitigt wissen und sie nur dulden, wenn die Leiterinnen derselben ganz auf kirchlich dogmatischem Boden stehen und ihre Institute als Pflanzstätten der Lehren der Staatskirche betrachten.

Es ist ja überraschend, daß sich der Fröbelsche Kindergarten überhaupt hat einbürgern können, und zwar in dem Maße, wie es geschehen ist, denn ursprünglich erhob sich dagegen in klerikalen Kreisen ein starker Widerstand. Es ist die praktische Seite dieser Institution, die ihr dann Eingang verschafft hat: die Bequemlichkeit, die sie den Müttern bot, indem sie es ihnen ermöglichte, die Kinder außerhalb des Hauses gut beschäftigt zu wissen und der Erziehungssorgen und Mühen zum Teil überhoben zu sein. Der Anschauungsunterricht mußte ferner der Natur der Spanier zusagen, die viel mehr Sinnenmenschen sind als die Deutschen, und die daher für die Methode der Belehrung durch die Sinne, durch die Anschauung sehr eingenommen wurden. Der Aufenthalt der Kinder in den Kindergärten hat auch seine materiellen Vorteile, die nicht zu unterschätzen sind, denn er ermöglicht es den weniger Bemittelten, ein Kindermädchen oder eine Erzieherin zu ersparen. Mit den Kindergärten und dieser ersten Erziehung der Kinder hat das Fröbelsche Lehrsystem aber im Laufe der Zeit überhaupt breiten Boden gefunden, und es ist der Versuch gemacht worden, das ganze Unterrichtswesen auf ihm aufzubauen. Dies geschah namentlich seitens des Instituto de libre enseñanza (Institut des freien Unterrichts), doch nur mit geringem Erfolg. Immerhin sieht man in allen Arten von Schulen, soweit diese einigermaßen den Anforderungen der höher gebildeten Klassen entsprechen, Lehrmaterialien angewandt, die direkt auf den Fröbelschen Einfluß hinweisen, entweder

in Deutschland angefertigt oder den deutschen Lehrmitteln im Lande selbst nachgebildet worden sind.

Der Grundsatz des obligatorischen Schulunterrichts ist dank den fortgesetzten Bemühungen der Liberalen und der Republikaner allmählich zur Geltung gebracht worden. Die Volksschule bildet die Grundlage und unterste Stufe des Erziehungswesens. Ihre Leitung und Unterhaltung liegt den Gemeinden unter staatlicher Aufsicht ob. Ist in dieser Hinsicht alles gesetzlich und theoretisch sehr gut geregelt, so läßt doch die praktische Durchführung des bestehenden Volksschulgesetzes sehr viel zu wünschen.

Die Mittel, die den Gemeinden zur Verfügung stehen, sind überhaupt ganz außerordentlich knapp, für die Volksschulen und die höheren Institute bleibt daher immer nur sehr wenig übrig. Die Gehälter, die den Lehrern gewährt werden können, sind bei der ewigen Ebbe der kommunalen — wie der staatlichen — Kassen so sehr gering, daß die Lehrer davon nicht leben können; diese sind daher genötigt, sich nebenbei einen Erwerb zu schaffen, der sie meist so vollständig in Anspruch nimmt, daß ihnen für die Lehrtätigkeit nur sehr wenig Zeit übrig bleibt. Am leichtesten ist es immer noch den Curas, den Geistlichen, den Lehrerberuf nebenbei auszuüben, und so fällt ihnen dieser beinahe von selbst ohne Zutun der Kirche und der hohen Geistlichkeit zu. Wo liberale oder republikanische Kommunalbeamten das Übergewicht in der Gemeindeverwaltung haben, oder wenn die Liberalen überhaupt das Staatsruder in der Hand haben, so suchen sie wohl die Curas als Lehrkräfte zu beseitigen, da aber die Kassen unter ihrer Leitung nicht voller sind als unter der der Konservativen und Klerikalen, so haben auch sie ihre Not, die Lehrkräfte zu gewinnen, und sie müssen oft ganz ungeeignete Männer, kleine Gewerbetreibende, Subalternbeamte damit betrauen, und so kommt es denn vor, daß auch ein Lehrer nur mit Mühe und Not etwas lesen kann, ganz zu schweigen von seiner sonstigen wissenschaftlichen Qualifikation. Vielfach ist es aber überhaupt nicht möglich, einen Lehrer anzustellen, und auf dem Lande, in den Dörfern und kleinen Städten, überall ferner, wo die Bevölkerung sehr dünn ist, da fehlen die Schulen vollständig. Selbst in großen Orten entspricht die Zahl der Volksschulen meist auch nicht entfernt der Bevölkerungsmasse, denn wo finden sich die Lehrer, die ihre Kräfte etwa für eine Peseta pro Tag in den Dienst der Schulen stellen mögen.

Sind die Lehrergehälter überhaupt schon so sehr klein, daß niemand von ihnen leben kann, so werden sie obendrein noch sehr unregelmäßig — wenn überhaupt — ausbezahlt, und so ist es gekommen, daß die Gemeinden Spaniens stets mehr oder minder die Schuldner ihrer armen

Lehrer gewesen sind. Es erscheint fast unglaublich, wenn es nicht ziffermäßig erwiesen wäre, daß 1875 die Masse der Gehälter, die die Gemeinden ihren Lehrern schuldeten, sich auf die Summe von 100 Millionen Peseten belief. Alle Parteien haben ohne Ausnahme stets das Schmachvolle solcher unwürdigen Zustände anerkannt, auch immer versprochen, ihnen abzuhelfen, sogar versucht, es zu tun. Es ist aber Jahrzehnte hindurch immer dasselbe geblieben, bis dann endlich 1902 der damalige liberale Minister des öffentlichen Unterrichts, Graf Romanones, ein Gesetz erließ, demzufolge die ärmlichen Lehrergehälter pünktlich und vollständig, ohne Abzug ausgezahlt werden müssen — aber das geschriebene Gesetz ist in Spanien ja meist ein toter Buchstabe, und die trostlosen Verhältnisse sind stärker als die schönsten Absichten und Theorien. Wenn auch nicht in dem Maße wie früher, sind die Verhältnisse doch in der Hauptsache immer noch dieselben. In den Kassen ist ewige Ebbe, und was darin ist, das wird für die Veranstaltung von Stiergefechten, von Prozessionen und andern, die Schaulust befriedigenden Festlichkeiten angewandt, soweit es nicht in den Taschen der hungernden Beamten verschwindet, die ja nicht viel besser gestellt sind als die Lehrer und sich selbst helfen müssen, wie und wo sie können. Für die Lehrer, für die Schulen und ihre Erhaltung bleibt daher nichts oder beinahe nichts übrig, und die Lehrer müssen es sich gefallen lassen, daß ihre Gehälter gestundet werden, um dann schließlich überhaupt nicht mehr gezahlt zu werden, wenn die Schuldsomme beträchtlich angewachsen ist. Wer aber mag unter solchen Umständen den Lehrberuf als Erwerbsquelle ansehen und sich ihm mit der Freude und Hingabe widmen, die er erfordert, wenn er mit Erfolg ausgeübt werden soll?

1907 wurde in der ganzen Presse darüber geklagt, daß in Madrid eine große Zahl von Volksschulen geschlossen war und blieb, daß ein Stadtviertel mit mehr als 90 000 Seelen nur eine öffentliche Lehranstalt besaß; ein andres Stadtviertel mit über 28 000 Einwohnern ebenfalls, und wiederum andre Distrikte überhaupt keine Schulen hatten. Wenn derartige Verhältnisse in der Landeshauptstadt herrschen, so kann es nicht überraschen, wenn sie in den Provinzen nicht besser sind, wenn der Unterricht mehr und mehr den Geistlichen, den Jesuiten und den Nonnen anheimfällt, und wenn der Prozentsatz der Analphabeten ein so großer ist, wie er ist.

Es ist aber auch begreiflich, daß die klerikal-konservative Regierung unter solchen Umständen einen Gesetzentwurf einbrachte, durch den unbeschränkte Lehrfreiheit gewährt werden sollte, die durch keinen Nach-

weis der Lehrbefähigung beschränkt würde. Diese als liberal von der Regierung angepriesene Maßregel hatte in Wahrheit nur den Zweck, das Unterrichtswesen vollständig den geistlichen Orden zu überantworten, und sie wurde denn auch von der öffentlichen Meinung unter einem furchtbaren Sturm der Entrüstung bekämpft.

Ist die Stellung der Lehrer eine so trostlose, so lassen auch die Schulgebäude und deren Ausstattung mit Lehrmitteln alles zu wünschen übrig. Auf dem Lande, in den Dörfern und kleinen Städten werden für Schulzwecke im allgemeinen Räume benutzt, die hygienisch und in jeder andern Beziehung völlig unzureichend, schmutzig, eng und ungesund sind, und oft genug nicht einmal genügenden Schutz gegen Wind und Wetter bieten. In größeren Orten werden Klöster und andre unbenutzte Bauten der vergangenen Zeit für die Schulen hergegeben; daß irgendwo nach modernen pädagogischen Grundsätzen eingerichtete Gebäude für Schulzwecke errichtet werden, das gehört zu den größten Seltenheiten, denn an alten Bauwerken ist ja auch kein Mangel.

Das Lehrprogramm ist für die Volks- und Elementarschulen ein in der Theorie sehr gutes und umfangreiches, so daß, wenn es nur in seinen Hauptteilen zur Anwendung gelangte, ein sehr hohes Niveau der allgemeinen Bildung geschaffen werden könnte. Die Praxis bleibt aber auch hier hinter der Theorie weit zurück, und das Wenige, was gelehrt wird, vermitteln Elementarbücher, die die geistlichen Aufsichtsbehörden haben herstellen lassen oder genehmigt haben, und deren wissenschaftlicher Wert äußerst gering und unzuverlässig ist. Man staunt, wenn man diese Bücher durchblättert. Berücksichtigt sind im allgemeinen nur die heimischen nationalen Verhältnisse; der geistige Horizont ist ein sehr enger. Das Lernen endlich besteht in einem mechanischen Auswendiglernen des dürftigen Lehrstoffes; von einer Anleitung zur geistigen Selbsttätigkeit, zur Ausbildung der Geistesfähigkeiten, zu selbständiger Verarbeitung des Gelernten ist keine Rede.

Sind diese etwa 25 000 „Primärschulen“ mit ihren ca. 2 Millionen Schülern und Schülerinnen die dürftigen Bildungsstätten für die großen Massen des Volks, so sind die „Sekundärschulen“ die der höheren und bemittelten Stände. Sie entsprechen unsern Gymnasien und Realschulen, bleiben jedoch mit ihren Leistungen weit hinter diesen zurück. Sie sind staatliche Institute, unterstehen der Verwaltung der Provinzialdeputationen und haben einen fünf- bis sechsjährigen Kursus. Es gibt ihrer 58 mit ungefähr 40 000 Schülern; daneben bestehen aber noch 325 Colegios, Privatschulen, von denen der vierte Teil unter geistlicher Leitung steht.

Nach dem Vorbilde der französischen höheren Schulen eingerichtet, wie das französische Unterrichtswesen ja überhaupt für die große, 1845 eingeführte Schulreform in jeder Beziehung maßgebend war, erreichen sie aber auch diese nicht annähernd in der Entwicklung, die sie heute erlangt haben, und in den Leistungen, die auf ihnen erzielt werden.

Die spanischen Sekundärschulen leiden hauptsächlich daran, daß zu viel in zu kurzer Zeit gelernt werden soll. Das Streben der heutigen Schulverwaltung, soweit sie von modernem Geist erfüllt ist, geht dahin,



Sevilla: Klosterhof.

Neue Photogr. Gesellsch.

den Kindern und jungen Leuten so ziemlich alles Wissen zu vermitteln, das in den höheren Schulen der großen Kulturländer gelehrt wird. Dabei wird wieder Gewicht auf das mechanische Auswendiglernen des wichtigsten Lehrstoffs gelegt, und der Ehrgeiz der Schüler wird durch zahlreiche Examina und Verleihung von Diplomen zu steigern gesucht. Eine Vertiefung in die Lehrstoffe wird dadurch überflüssig, daß die Schüler nur zu wissen brauchen, was in den Fragebüchern enthalten und zum Zwecke des Bestehens der Prüfungen auswendig gelernt worden ist, denn es ist den Examinatoren verboten, nach anderm zu fragen. Eine wirk-

liche Durchdringung und geistige Verarbeitung des Lehrstoffs ist auch bei der Kürze der Zeit ausgeschlossen.

Für diese Art der mechanischen Lehrtätigkeit ist auch kein bedeutendes Lehrpersonal erforderlich. Den Schülern den feststehenden Text der Lehrbücher und Katechismen beizubringen, dazu gehören eigentlich gar keine wissenschaftlich gebildeten Pädagogen, und an diesen fehlt es auch häufig. Das Interesse der Schüler an dem Lehrstoff wird nicht geweckt. Da die Spanier im allgemeinen ja geistig sehr befähigt sind, mit großer Leichtigkeit lernen, so erstreckt sich das Streben der Schüler nicht weiter als auf schnelle Aneignung des Lernstoffs vor den Prüfungen, und es wird dadurch nur ein ganz oberflächliches, äußerliches Scheinwissen erzeugt, das rasch erworben und ebenso rasch wieder vergessen wird, wenn anderer neuer Lernstoff in übergroßer Masse aufgenommen werden soll. Es fehlt dem Unterricht, wie dem Wissen und der Bildung der Schüler somit an jeder Gründlichkeit; es wird nur ein Halbwissen, eine verhängnisvolle Halbbildung vermittelt, die meist mit großer Selbstüberschätzung der Schüler verbunden ist.

In den von Jesuiten geleiteten Schulen wird die natürliche Begabung des Spaniers zur Rhetorik, zur Vielrednerei und zur Dialektik besonders gepflegt. Redegewandtheit, Schönrederei wird belobt und durch Auszeichnungen prämiert; in den jesuitischen Internaten ist es üblich, daß selbst bei den gemeinsamen Mahlzeiten der Zöglinge einer derselben, meist durch das Los dazu bestimmt, ein ebenfalls durch das Los bestimmtes Thema in freier Rede zu behandeln hat.

Die Jünglinge bleiben auf diesen Sekundärschulen und Kollegien gewöhnlich vom achten bis zum vierzehnten Jahre, um dann, nach Ablegung des Examens für das Baccalaureat, die Universität zu beziehen.

Wie sehr man sich in den wahrhaft gebildeten Kreisen der Hauptstadt nach einer guten Erziehung sehnt, zeigt der Zudrang zu der seit 1896 bestehenden deutschen Schule, die der frühere deutsche Konsul von Jecklin angeregt hatte, und die sich unter der Leitung des ehemaligen Lehrers des Königs Alfonso XIII. und seiner Schwester Maria Teresa im Deutschen, des Direktors Dr. Fromme, rasch zu hoher Bedeutung erhoben hat.

Für die Kinder der Deutschen bestimmt, wird diese Schule doch auch von denen vieler spanischer liberaler und republikanischer Staatsmänner und Gelehrten besucht, und die beschränkten Räume reichen nicht entfernt aus, um den Gesuchen um Aufnahme in sie zu genügen. Nach dem Muster der deutschen Vorschule und der Realschule eingerichtet,

bietet der Lehrplan durch einen besondern Kursus im Lateinischen auch den Übergang zu den höheren spanischen wie zu den deutschen Gymnasien und Realgymnasien. Das Institut wird von den Regierungen beider Länder finanziell unterstützt, muß sich in der Hauptsache aber selbst durch die Schulgelder erhalten. Der Unterricht, der in deutscher Sprache erteilt wird, ist in den untersten Klassen für Knaben und Mädchen gemeinsam, in den oberen getrennt. Von der ersten Klasse an werden die Zöglinge an eine strenge Disziplin gewöhnt, die in den spanischen Schulen ganz fehlt oder wenigstens in sehr geringem Maße vorhanden ist. Besondere Freude haben die Knaben wie die Mädchen an dem Turnunterricht, der ebenfalls nach deutscher Art erteilt wird.

Außer dieser deutschen Schule besteht noch die der protestantischen deutschen Gemeinde, die von dem Vater des jetzigen deutschen Pastors Fritz Fliedner eingerichtet und die Ausbildungsstätte für viele Träger und Förderer der protestantischen Propaganda in Spanien geworden ist.

Wie die deutsche, so haben auch die englischen und amerikanischen protestantischen Gemeinden ihre eignen Elementarschulen, in denen die Kinder der spanischen Gemeindemitglieder neben den ausländischen eine gediegene Schulbildung erhalten.

Neben den Sekundärschulen und Colegios sind im Laufe der Zeit auch noch Fachschulen entstanden, in denen die Knaben für praktische Berufe herangebildet werden sollen. Es sind gewerbliche, technische, kaufmännische, kunstgewerbliche Institute, deren Lehrprogramm den entsprechenden Schulen des Auslandes nachgebildet ist, die aber zum großen Teil an denselben Schäden krankten, die wir bei den andern Unterrichtsanstalten hervorgehoben haben. Es fehlt meist auch an dem nötigen Geld, um tüchtige Lehrkräfte anzustellen. Die Schüler haben kein weiteres Interesse, als nur möglichst rasch das unumgänglich Nötige in sich aufzunehmen, was zur Ablegung der vorgeschriebenen Prüfungen erforderlich ist. Die in industriellen Gebieten hier und da eingerichteten Fortbildungsschulen bestehen vielfach nur dem Namen nach; sie werden sehr schwach besucht.

Das Mädchenschulwesen endlich liegt noch völlig im argen. Die Kinder werden, nachdem sie die erste Erziehung im Hause erhalten haben, gewöhnlich den Klosterschulen und Pensionaten der zahlreichen weiblichen religiösen Korporationen und Orden zur weiteren Ausbildung übergeben, die mit dem elften oder dem zwölften Jahre ihren Abschluß findet. Daß außer der Religion und dem Unterricht in allen Arten weiblicher Handarbeiten das Wissen, das in diesen Schulen und Pensionen

erlangt wird, nur sehr geringfügig ist, davon zeugt die bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinaufreichende geringe Bildung der jungen Mädchen und Frauen.

Auch auf diesem gänzlich vernachlässigten Gebiete des Unterrichtswesens suchen die Fremdenkolonien und hauptsächlich die Leiter der protestantischen Gemeinden Wandel zu schaffen, stoßen jedoch dabei begreiflicherweise auf den hartnäckigsten Widerstand der Kirche, der Geist-



Neue Photogr. Gesellsch.

Granada: Klosterhof bei der Kathedrale.

lichen und der weiblichen Ordensgemeinschaften, die alles aufboten, sich die ausschließliche Erziehung des weiblichen Teiles der spanischen Bevölkerung nicht entziehen zu lassen.

Das Hochschulwesen ist ebenfalls 1845 erst in modernem Sinne reformiert und dann gemäß den gesetzlichen Bestimmungen von 1857 weiter ausgebaut worden. Viele alte Universitäten wurden aufgehoben, andre miteinander verbunden.

Es bestehen zurzeit in Spanien zehn Universitäten, die von Madrid, Salamanca, Valladolid, Zaragoza, Barcelona, Valencia, Sevilla, Granada, Oviedo und Santiago, an denen 515 Professoren tätig sind und die durchschnittlich etwa von 20 000 Studenten besucht werden. Madrid, die Zentraluniversität, ist die bei weitem am meisten, von circa 6000 Studenten, frequentierte und die einzige, auf der die Doktorpromotionen vollzogen werden.

Die Studienkreise dieser Hochschulen sind sehr ungleich. Auf den drei von Madrid, Barcelona und Granada sind fünf Fakultäten vertreten; auf denen von Salamanca, Sevilla und Valencia vier; auf denen von Santiago und Zaragoza drei; auf der von Valladolid zwei und auf der von Oviedo nur die eine der Jurisprudenz, doch ist diese kleinste Hochschule die radikalste, die am meisten von dem modernen Geist der Außenwelt beeeelte, und die an ihr tätigen Lehrkräfte gehören zu den liberalsten des ganzen Landes.

Die alte, berühmte Universität von Salamanca, die, um 1200 gegründet, im Mittelalter eine so bedeutende Rolle gespielt hat, ist von ihrer einstigen Höhe völlig heruntergesunken, und die Zahl der sie besuchenden Studenten schwankt zwischen 400 und höchstens 500 bis 600. Sie hat aber noch viel Eigenartiges aus jenen früheren Zeiten bewahrt und ist vielleicht am reichsten an Stiftungen und Stipendien, die den armen Studenten das Studium erleichtern oder ermöglichen.

Die Theologie ist von den Universitäten ganz ausgeschlossen. Ihr Studium ist den Seminaren vorbehalten, die der unmittelbaren Leitung der Kirche durch ihre höchsten Prälaten unterstehen. Wenn diese nun auch die Oberaufsicht über das gesamte Unterrichtswesen und somit auch auf das Hochschulwesen für sich in Anspruch nehmen, so entstammt dieses Bestreben der früheren Organisation der Universitäten und dem Umstände, daß ein Teil des Lehrpersonals dem geistlichen Stande angehört, aus diesem hervorgegangen, in den geistlichen Seminaren und in denen der Jesuiten ausgebildet worden ist. Es kommt dazu, daß viele Stiftungen und Stipendien kirchlichen Ursprungs sind und daß die Kirchenverwaltung bei ihrer Verleihung mitsprechen möchte.

Die eigentliche Verwaltung der Universitäten, die früher sehr große Selbständigkeit besaßen, gehört dem Ressort der staatlichen Unterrichtsbehörde an, deren Vertreter die Rektoren sind. Doch auch in dieser Hinsicht herrscht keine Einheitlichkeit, denn während der Rektor einer Universität auch zugleich, dem Gesetz gemäß, die Oberaufsicht und Leitung der ihr zugehörigen und sie ergänzenden Institute führen soll, sind die

Bibliotheken, die Museen, die astronomischen und meteorologischen Observatorien seiner Aufsicht entzogen. Er hat den Vorsitz des Universitätsrates, der aus den Dekanen der Fakultäten und den Direktoren der Hilfslehranstalten besteht. Daneben gibt es dann aber noch einen engeren Ratskörper, den die Professoren der verschiedenen Fakultäten unter sich bilden, und einen weiteren, dem auch die Hilfsprofessoren und Doktoren angehören und der bei besonderen festlichen Gelegenheiten in Tätigkeit tritt.

Das Alter von 21 Jahren ist für die Erlangung einer Professur erforderlich, für die im übrigen auch eine Prüfung seitens einer dazu eingesetzten Körperschaft von Professoren vorgeschrieben ist. Neben den ordentlichen gibt es ferner außerordentliche und Hilfsprofessoren. Die Gehälter sind sehr gering und bewegen sich zwischen 3000 und 10 000 Peseten, wozu in Madrid allerdings noch ein Zuschuß von 1000 Peseten kommt. Die Professoren sind unabsetzbar, und dieser Umstand ist ja allerdings von großer Wichtigkeit, denn er gibt auch den Lehrern, die einer freien wissenschaftlichen Richtung folgen und zu den liberalen Parteien gehören, eine Sicherheit, der alle höheren Beamten entbehren und die es ihnen auch ermöglicht, im Gegensatz zur Regierung, zu der Unterrichtsverwaltung und zur Kirche gelegentlich ihren wissenschaftlichen Überzeugungen Ausdruck zu verleihen. Die hervorragendsten geistigen Führer der extremen liberalen Parteien streben denn auch dahin, Universitätsstellungen zu erhalten, und dem Lehrkörper der Universitäten haben tatsächlich auch immer verhältnismäßig viele Liberale und Republikaner angehört und von ihren Lehrstühlen aus auf die Ausbreitung ihrer Ideale im Volke zu wirken gesucht.

Mit allen Universitäten Spaniens sind mehr oder weniger zahlreiche vorbereitende oder Hilfsinstitute oder auch Lehrstätten verbunden, in denen einzelne Wissenschaften den Gegenstand besonderer Studien bilden. Es gehören dazu unter andern in Madrid die Diplomatenschule, in der auch das Personal für die Staatsbibliotheken, Archive und manche Museen ausgebildet wird, die Sonderinstitute für medizinische Studien, für die Tierarzneikunde, die Ingenieurschule, verschiedene Kunstschulen, das Konservatorium für Musik und andere Lehranstalten, auf denen sehr erfreuliche Ergebnisse erzielt und sehr tüchtige Kräfte herangebildet werden.

Für das Lehrsystem ist im allgemeinen das französische zum Vorbild genommen. Auch das Lehrmaterial und die Lehrmittel sind stark von denen Frankreichs beeinflußt, doch auch England und nicht zum geringsten Teile Deutschland haben sich in dieser Hinsicht Geltung verschafft und

zahlreiche Unterrichtswerke, die auf den Universitäten zur Anwendung gelangen, sind kaum etwas anderes als Auszüge aus den maßgebendsten grundlegenden wissenschaftlichen Werken dieser drei Länder.

Wenn man das Hochschulwesen Spaniens in seiner Gesamtheit eingehend betrachtet, so muß man den zuständigen obersten Behörden die Gerechtigkeit widerfahren lassen, einzugestehen, daß, dank der unermüdllichen Tätigkeit der Liberalen und Republikaner während der Verfassungskämpfe des vorigen Jahrhunderts, sehr viel geschehen ist, um es dem Hochschulwesen der großen Kulturländer der Neuzeit anzupassen. Tüchtigen Pädagogen und Gelehrten ist die Gelegenheit geboten worden, die Universitätsverhältnisse des Auslandes zu studieren; es ist vielen andern ermöglicht worden, den gründlichsten Fachstudien im Auslande obzuliegen, um alle Lehrmittel zur Erlangung der höchsten wissenschaftlichen theoretischen und praktischen Kenntnisse anzuwenden und um ihrerseits imstande zu sein, dieses Wissen und Können dann im Vaterlande zu verbreiten und dadurch zur Hebung des Kulturzustandes kräftig das ihrige beizutragen. Das spanische Hochschulwesen und seine Erfolge beweisen ferner, daß die Spanier keineswegs der Begabung für die Erreichung der höchsten Leistungen auf allen Gebieten der Wissenschaften, der Künste und der Kultur ermangeln. Es hat unter ihnen in neuerer Zeit viele bedeutende Ärzte, Naturforscher, Archäologen, Philologen, Historiker, Techniker, Ingenieure gegeben, und es gibt solche zurzeit ebenfalls, die es mit den ersten Fachgenossen des Auslandes aufnehmen können. Wenn nun trotz dieser an sich sehr aner kennenswerten Organisation des Hochschulwesens, der stärksten Berücksichtigung und Inanspruchnahme der Gelehrsamkeit und Kultur des Auslandes und hauptsächlich auch trotz der nicht im geringsten zu bezweifelnden hohen geistigen Fähigkeiten und der natürlichen Begabung des Spaniers das heutige gesamte Kulturniveau und die allgemeine Bildung der Bedeutung des Hochschulwesens noch keineswegs entsprechen, so müssen die Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung wo anders liegen. Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß die Politik der spanischen Staatskirche der schnellen geistigen Förderung des Volkes, der tatkräftigen Hebung seiner Bildung aus der irrthümlichen Furcht, daß ihrer Macht dadurch Abbruch geschehen könnte, nicht geneigt ist. Dann aber ist vor allem an dem langsamen Kulturfortschritt die Mangelhaftigkeit des Volks-, des Mittelschul- und des höheren Schulwesens, ganz besonders aber das völlige Darniederliegen des Mädchenschulwesens schuld. Daß die weibliche Welt hinsichtlich der Geisteskultur und der Förderung und Hebung des Bildungsniveaus bis jetzt fast

ganz ausscheidet, wirkt notwendigerweise auch in hohem Grade verzögernd auf das Bildungsbedürfnis im Kreise der Familie und dadurch auch auf das der Männerwelt.

Wie nachteilig die mangelhafte Vorbildung der Knaben für ihre ganze Ausbildung ist, das erhellt deutlich, wenn wir nun noch einen flüchtigen Blick auf das Universitätsstudium werfen.

Wer überhaupt in Spanien jemals eine irgendwie angesehene höhere Stellung erlangen will, muß entweder in den Kirchendienst eintreten oder in den Staatsdienst. Für den ersteren Weg sind die von Geistlichen geleiteten Schulen und Seminare da, für den letzteren die Sekundärschulen oder auch die Fachschulen, die dann zum Besuch der Universität oder der höchsten Fachinstitute berechtigen.

Auf die Universität kommen nun die Knaben, die kaum den Kinderschuhen entwachsen sind, mit 14 Jahren, in einem Lebensalter also, in dem sie noch jeder Charakterfestigkeit und meist auch des nötigen Ernstes entbehren, um ein ihnen vielleicht noch ganz unklares Ziel stetig zu verfolgen. Vor allem aber kommen sie auch geistig, wissenschaftlich noch ganz unreif auf die Universität oder eine der ihr angegliederten Fachschulen. Denn wenn auch die gesetzliche Bestimmung besteht, daß der angehende Student Baccalaureus sein und das betreffende Examen gut bestanden haben muß, so will dies doch wenig sagen, denn es kam bei dieser Prüfung doch nur auf die Kenntnis der betreffenden Antworten des Fragebuchs an, außerdem wird auch mancher aufgenommen, der das Baccalaureatexamen nicht gemacht oder bestanden hat, schon vorher von der Schule abgegangen ist, wenn er verspricht, es noch nachträglich zu machen. Der Lehrstoff der Sekundärschule, des Colegio oder Lyceums ist also nur ganz oberflächlich und äußerlich aufgenommen, wie das vorher gezeigt worden ist, und der junge Student bedarf daher eigentlich erst der Vollendung seiner wissenschaftlichen Vorbildung. Mit diesem ganz mangelhaften Wissen soll er nun dem philosophischen, dem medizinischen, dem philologischen, dem juristischen oder irgendwelchem andern gelehrten Unterricht von Professoren folgen, die vielleicht sehr tüchtige Wissenschaftler, aber wenig geschickte Pädagogen sind, die auch gar nicht Zeit und Gelegenheit haben, sich um die Individualität, das Auffassungsvermögen, den Grad der Vorbildung des einzelnen zu kümmern. Der Student ist also hinsichtlich seiner Weiter- und Durchbildung, sowie hinsichtlich der Verarbeitung des gelehrten Stoffes, den er in sich aufnehmen soll, sich selbst überlassen, mehr oder minder auf sich angewiesen. Da hilft ihm denn nun das „libro de texto“, das Textbuch, d. h. das offizielle Lehrbuch, das ja meist den

betreffenden Professor zum Urheber hat und das alles enthält, was gelernt werden muß, worüber examiniert wird und über dessen Inhalt hinaus sich sogar die Prüfung gar nicht erstrecken darf. Durch sehr häufige Prüfungen mit nachfolgender reichlicher Verteilung von Prämien, Diplomen, Auszeichnungen usw. soll zwar der Studiengang kontrolliert und den Studenten zugleich ein bedeutender Ansporn gegeben werden, aber der leicht lernende, sehr begabte Jüngling hat natürlich keine Schwierigkeit, den geringen Lernstoff vor jeder Prüfung für den Zweck derselben in sich aufzunehmen und sich dadurch glänzende Diplome zu erwerben, die ihn, seine Eltern und seine Professoren über seine eignen Fähigkeiten keineswegs aufklären, sondern nur sein Selbstbewußtsein steigern.

Viele begnügen sich nun damit, ein paar Semester auf einer oder auf verschiedenen Universitäten in dieser Weise zu studieren, wobei sie nur wenig Vorteil für ihre Ausbildung gewinnen, und treten dann in das praktische oder politische Leben über, um unter Hinweis auf ihre Diplome als Studierende ihre weitere Karriere zu verfolgen. Andere Strebsamere machen das Lizentiatexamen oder lassen sich in Madrid zum Doktor promovieren und verfolgen dann, nach Beendigung ihrer Studien, ihre weiteren Ziele, widmen sich den erwählten Berufen.

Für die große Masse der Studenten ist der Universitätsbesuch jedoch in jedem Fall nur das Mittel, um praktische Zwecke zu verfolgen, um vor allem im politischen Leben eine Rolle zu spielen, um Abgeordnete und dann Staatsbeamte zu werden. Für diese ganz allgemeinen Zwecke ist das Studium der Jurisprudenz das wichtigste, und ihm widmet sich auch die große Mehrzahl der Studenten, die dann nachher als „Abogados“, als Advokaten, ihr Glück im Leben zu machen suchen.

Mit 20 Jahren ist im allgemeinen das Universitätsstudium beendet.

Daß bei dieser Art des Studierens ein hoher Grad von Wissenschaftlichkeit und von gediegener allgemeiner Bildung nicht erreicht werden kann, liegt auf der Hand, und zwar um so deutlicher, wenn man sieht, was den jungen Leuten neben den Vorträgen über ihr Hauptfach alles zu hören zugemutet wird, zum Zwecke der Erlangung einer gewissen allgemeinen Bildung. Der Spanier, dem die Neigung und die Fähigkeit zu gründlichem Studium im allgemeinen abgeht, kann überhaupt gar nicht allen diesen verschiedenartigen, sein Interesse häufig ganz zersplitternden Lernstoff völlig verarbeiten und verdauen. Sein Wissen bleibt also meist ein oberflächliches, entbehrt der Geschlossenheit, besteht mehr aus zusammenhanglosen Materialien, als daß es ein einheitliches Ganzes

bildet, das seinen Besitzer befähigt, auf seiner Grundlage frei und selbständig wissenschaftlich weiterzuschreiten.

Die Hilfsmittel für die selbsttätige wissenschaftliche Arbeit sind größtenteils schwer zugänglich oder mangelhaft. Die Bibliotheken sind im großen Ganzen unübersichtlich, in schlechten, ungenügenden Räumen aufgehoben, und es fehlt meist an guten zweckmäßigen Katalogen, die eine schnelle Benutzung ermöglichen.

Die Archive, die ganz unerschöpfliche Schätze in sich bergen, die noch nicht im entferntesten ausgebeutet sind, leiden an denselben Mängeln wie die Bibliotheken; es fehlt die Übersichtlichkeit und es fehlen brauchbare Kataloge; wer in ihnen studiert, muß große Opfer an Zeit bringen, um sich die erforderlichen Materialien zu besorgen, und zwar muß er dies selbst tun, denn die Bibliothekare und Archivare wissen selten genügend Bescheid und unterziehen sich nur ungern der Mühe, die gewünschten Bücher oder Aktenstücke zu suchen.

Die wissenschaftlichen Sammlungen sind meist sehr unvollständig; die Laboratorien entbehren der neuesten Gerätschaften und Instrumente — kurz, die wissenschaftlichen Hilfsmittel sind entweder sehr schwer zugänglich oder unzureichend, und es fehlt an den Geldern, um die bestehenden Mängel zu beseitigen. In Madrid ist ja nun seit einigen Jahren ein mächtiger, den heutigen Anforderungen entsprechender Bau beendet worden, in dem die Nationalbibliothek, einige wissenschaftliche Sammlungen und das Museum für moderne Kunst Aufnahme gefunden haben. In Zaragoza wird etwas Ähnliches für naturwissenschaftliche Zwecke geschaffen, und auch in andern Universitätsstädten bemüht man sich auf einem oder dem andern Gebiet, die mangelhaften Einrichtungen zu beseitigen, aber es geht nur langsam vorwärts, denn die ewige Geldnot, in der sich die Regierungen befinden und die sie zur äußersten Sparsamkeit zwingt, gestattet nicht, für wissenschaftliche Zwecke große Aufwendungen zu machen.

Seit einiger Zeit besteht in Madrid neben der staatlichen Universität auch eine freie Hochschule, die mit Privatmitteln ins Leben gerufen ist und erhalten wird, die ganz nach modernen Vorbildern Europas und Nordamerikas eingerichtet und von modernem wissenschaftlichen Geist und Streben beseelt ist. Sie bietet zum Teil auch bessere Hilfsmittel für das Studium als die Staatsuniversität. Sie wird von etwa 3000 Studenten besucht, doch müssen diese ihre Prüfungen vor den staatlichen, damit betrauten Körperschaften ablegen. Die Hauptunterstützung findet diese freie Hochschule ebenso wie die mit ihr in Verbindung stehenden freien

Schulen in den Kreisen der Liberalen und Republikaner, und sie übt daher einen in hohem Grade anregenden Einfluß auf das geistige Leben und Streben der höchsten gebildeten Stände aus. Die wertvollsten Anregungen kommen eben hier auch vom Auslande her. Man hält alles, was in Frankreich, aber auch in England, Deutschland und Amerika auf dem Gebiete der Geisteskultur geschaffen wird, von vornherein für viel bedeutender als das, was in Spanien selbst geleistet wird, und sucht das Vaterland dieser Errungenschaft des Auslandes teilhaftig zu machen. Daß man darin oft zu weit geht, Einrichtungen einführen will, die für das Land noch gar nicht geeignet sind, das ist begreiflich. So versucht man beispielsweise jetzt die University Extension einzuführen und Universitäts-Lehrkurse zu veranstalten für die großen Massen. Die Bewegung kommt jedoch nicht in Fluß. In den niedersten Schichten fehlt die Vorbildung dafür, in den mittleren das Interesse und die höheren brauchen diese Einrichtung nicht, weil sie außerhalb der ihnen zugänglichen Universitäten die zahllosen Akademien und vor allem die Ateneos haben, diese mit Recht beliebten Sammelplätze der gebildeten Welt, in denen gerade das geboten wird, was die University Extension anderwärts zu bieten bemüht ist.

Einer Institution aber muß noch gedacht werden, die von hoher Bedeutung ist und sicherlich fernerhin segensreich wirken wird. Es ist das pädagogische Museum, das 1882 gegründet wurde und sich seitdem sehr bedeutend entwickelt hat. Es ist eine Sammelstelle für alles, was auf das Erziehungswesen, auf die Pädagogik Bezug hat, auch für alle Einrichtungsgegenstände der Schulen sowie für alle Lehrmittel. Eine nicht unbedeutende Bibliothek von etwa 8000 Bänden bietet den Lehrern und den Besuchern der Lehrerseminare Gelegenheit, sich über alle irgendwie wichtigen pädagogischen Werke aller Zeiten und aller Länder zu unterrichten. Das physikalische Kabinett, das chemische Laboratorium und andre Arbeitsstätten sind mit dem besten und neuesten Material versehen, so daß jeder, der dieses Museum besucht, um in ihm Studien zu machen, es mit Befriedigung verläßt.

Vor allem werden hier auch Vorträge gehalten über alle pädagogischen und verwandten Fragen und Themata, und es ist erfreulich, daß sie in Fachkreisen das größte Interesse finden und stark besucht werden.

Das Leben der Studenten hat viel von seinem früheren Reiz verloren. Das Romantische, das ihm anhaftete, ist geschwunden. Der Geist, der die spanische Studentenschaft beseelt, ist ein nüchterner, auf das Praktische gerichteter. Bis vor wenigen Jahrzehnten konnte man sich noch an

den musikalischen Gruppen erfreuen, die die Traditionen der alten Estudiantinas de la Tuna aufrecht erhielten und ihren Freundinnen und Geliebten Ständchen darbrachten. Diese Estudiantinas gehören jetzt nur noch dem Theater an und machen Kunstreisen ins Ausland, wo sie durch ihre Aufführungen die falsche Vorstellung erwecken, als ob sie wirkliche Vertreter der heutigen spanischen Studentenschaft seien, während sie sich aus Berufsmusikern zusammensetzen, von denen freilich manche einst eine Universität vorübergehend besucht haben mögen.

Öffentliche Aufzüge veranstalten kleine studentische Genossenschaften heute nur noch in der Karnevalzeit oder bei besonderen Gelegenheiten, zum Beispiel, wenn es gilt, das öffentliche Mitleid für einen zum Tode verurteilten Verbrecher zu erregen und das Publikum zur Beteiligung an einem Gnadengesuch zu veranlassen. Im übrigen sind es überwiegend die Standesinteressen und die politischen, die die spanischen Studenten heute erfüllen. Jedes wichtige Ereignis des öffentlichen Lebens findet in ihren Versammlungen den stärksten Widerhall und veranlaßt sie auch oft zu Kundgebungen, die sich nicht auf die Universitätsräume beschränken, sondern gelegentlich zu den ernstesten Straßenkrawallen führen. Die Gegensätze, die innerhalb ihrer Kreise bestehen, sind nicht weniger schroff als die, welche zwischen den politischen Parteien obwalten, sie werden nur noch verschärft und äußern sich leidenschaftlicher infolge der jugendlichen Impulsivität, die die Studenten beherrscht. Konflikte zwischen den Studenten verschiedener Fakultäten, den Anhängern gegnerischer Lehrer, den Orthodoxen und den Liberalen sind sehr häufig und nehmen gelegentlich einen Umfang an, der das Einschreiten der Polizei erfordert, was dann natürlich immer zu ernstesten Straßenunruhen führt. Jedes Eingreifen der Regierung in die Universitätsverwaltung, jede Neuerung, jede ihnen unbequeme Verfügung, vor allem aber jede Maßregelung eines beliebten liberalen Professors geben stets zu Kundgebungen Anlaß.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die geistlichen Seminare und Hochschulen.

Als Musterinstitut wird in dieser Hinsicht von vielen das Seminar betrachtet, das sich im Mutterhause des Jesuitenordens, in Loyola bei Azpeitia befindet. Dort stand das Wohnhaus San Ignacios, das heute noch vorhanden und zum Reliquienmuseum des Begründers des Ordens Jesu gemacht worden ist. Im Anschluß an dieses ist dann das große Seminar und eine aus den kostbarsten und reichsten Materialien hergestellte Kirche im vollendetsten, üppigsten Jesuitenstil errichtet worden. Die Disziplin, die hier herrscht, die Anforderungen, die an die Geisteskräfte der jungen

Leute gestellt werden, suchen allerdings ihresgleichen; freilich werden auch in den nichtjesuitischen bischöflichen Seminaren des Landes sehr bedeutende Ansprüche an die Studierenden gemacht.

Ist die Ausbildung in allen diesen geistlichen Instituten im allgemeinen eine viel einseitigere als auf den Sekundärschulen, Gymnasien und Universitäten des Staates, so ist sie dafür sehr viel gründlicher und einheitlicher. In mehreren dieser Kollegien, so besonders in dem sehr großen und mit den reichsten Mitteln, wie sie den Jesuiten zur Verfügung stehen, ausgestatteten von Deusto bei Bilbao, das geradezu die Jesuitenuniversität genannt wird, sind auch die Fakultäten der Jurisprudenz, der Philosophie, der schönen Wissenschaften vertreten. Im Augustinerkolleg des Escorial, in dem Bischöflichen Kolleg von Oñate, in dem Seminar von Sacro-Monte in Granada werden ebenfalls neben den theologischen andre gelehrte Studien betrieben, und die dort unter Assistenz staatlicher Kommissare abgelegten Prüfungen berechtigen zum Besuch der Staatsuniversitäten und zur Verfolgung staatlicher Karrieren.

Besondere Hochschulen bestehen auch für militärische Zwecke, so zum Beispiel die Akademie für die Artillerie in Segovia, die für das Ingenieurkorps in Guadalajara, die für Infanterie in Toledo, die für Kavallerie in Valladolid, die für den Generalstab in Madrid, für Militärverwaltung in Avila und für die Marine in Ferrol.

An Akademien, die der Pflege und Förderung der höchsten wissenschaftlichen Studien und Bestrebungen dienen, ist kein Mangel. Die meisten derselben befinden sich in Madrid und gelten mit Recht, wie die Akademie der Sprache, die der Geschichte, die der schönen Künste, die der Rechtswissenschaften für die höchsten wissenschaftlichen Instanzen und Körperschaften des Landes.

So ist das Schul- und Unterrichtswesen Spaniens reich gegliedert, und wenn es nicht einen höheren Grad der allgemeinen Bildung erzeugt, als er bis jetzt besteht, so liegt das nicht zum wenigsten daran, daß es dem Staat an den Mitteln fehlt, die erforderlich wären, die pädagogischen Theorien ins Praktische zu übersetzen und die bestehenden Institutionen den heutigen Anforderungen an Bildungsinstitute so anzupassen, wie es notwendig wäre.

9. Charakterzüge.

In dem Kapitel über Land und Leute ist mitgeteilt worden, wie die spanische Nation entstanden ist, wie viele und wie verschiedenartige ethnische Faktoren im Laufe der geschichtlichen Zeit bei ihrer Bildung und Entwicklung zusammengewirkt haben, wie groß die Unterschiede zwischen den Bevölkerungen des Nordens und Südens Spaniens und seiner Provinzen sind, und daß man daher auf der Iberischen Halbinsel nicht von einem einheitlichen nationalen Typus sprechen kann. Daraus ergibt sich als notwendige Folge, daß auch der Charakter der Bevölkerung der verschiedenen Teile des Landes ein ungleicher sein muß, und daß man somit auch nicht eigentlich von einem spanischen Volkscharakter sprechen kann.

Trotzdem haben sich allmählich manche Charakterzüge ausgebildet, die mehr oder minder stark in der Bevölkerung aller Provinzen in die Erscheinung treten und deshalb mit einem gewissen Recht als nationale, die Spanier von andern Völkern unterscheidende, ihnen besonders eigentümliche und eigenartige bezeichnet werden können. Doch muß von vornherein davor gewarnt werden, zu sehr zu verallgemeinern. Von allen Regeln gibt es überall, in allen Beziehungen und Verhältnissen Ausnahmen. Vollends gilt dies für Spanien, das die Natur schon durch die Bodengestaltung zu einem Lande gemacht hat, in dem alle Klimate vertreten sind und die schroffsten Gegensätze erzeugen und dessen Bevölkerung ein Ergebnis der Verschmelzung der heterogensten Rasselemente ist. Bei jedem markanten Charakterzuge kann man nun mit ziemlicher Sicherheit seine Entstehung erkennen und feststellen, was ihn hervorgerufen hat: der eine ist arischen, der andre semitischen, der dritte iberischen, ein anderer keltischen, wieder andre griechischen, arabischen, maurischen, germanischen Ursprungs; eine große Reihe von Eigenschaften ist das Resultat der Mischung dieser Grundzüge und je nach dem Verhältnis der ethnischen Mischung ergibt sich das Vorwalten oder Zurücktreten des einen oder des andern Charakterzuges. Daher denn auch diese großen scheinbaren Widersprüche

im Wesen des Spaniers und seines Charakters. Wenn Bogumil Goltz, der feine Beobachter der Menschen, von dem Spanier sagte, er vereinige in sich das Wesen eines Ungeheuers und eines Kindes, so gab er in seiner drastischen Art der Empfindung Ausdruck, die jeder gewinnt, der den Spanier genauer kennen lernt, dieser Überraschung, die die rätselhaften, oft gar nicht zu begreifenden, einander scheinbar ganz ausschließenden Charaktereigenschaften in uns hervorgerufen. Es ist oft, wie wenn zwei oder mehr Seelen in ihm wirksam sind und um die Oberherrschaft in ihm, in seinem Herzen, in seinem Gemüt, miteinander ringen.

Der allgemeinste Charakterzug des Spaniers, ein so allgemeiner, daß er als ein völlig nationaler angesehen werden kann, ist vielleicht der des Stolzes.

Worauf ist der heutige Spanier stolz, worauf kann er, worauf hat er ein Recht, stolz zu sein?

Er ist stolz auf alles, was überhaupt spanisch ist, ja selbst auf manches, was es nicht ist, was er aber durch Autosuggestion während der langen Zeit des geschichtlichen Lebens für spanisch zu halten sich gewöhnt hat.

Er ist stolz auf sein Vaterland, und zwar zunächst auf dieses in der geographischen Bedeutung des Wortes. Er hält es für das schönste Land der Erde — hauptsächlich, weil er das Ausland nur sehr mangelhaft kennt, und selbst, wenn ihm von weitgereisten Landsleuten von den Schönheiten andrer Länder die begeistertsten Schilderungen gemacht werden — was freilich selten vorkommt — so glaubt er nicht daran und wird jeder derartigen Schilderung solche seiner Heimat gegenüberstellen. Wie allen Südländern, geht ja auch dem Spanier die Fähigkeit der objektiven Beurteilung landschaftlicher Schönheit vollständig ab; er ist so gleichgültig gegen sie, daß er sich ihrer gar nicht bewußt wird, wenn er nicht nachdrücklich auf sie hingewiesen wird. Er liebt die Natur nicht, er erfreut sich nicht an ihr, er kann nicht für sie schwärmen wie der Germane, der durch die schroffen Unterschiede der Jahreszeiten in den von ihm bewohnten Gebieten allerdings beständig auf die Vergleichung der Unterschiede in der landschaftlichen Erscheinung hingewiesen wird, der das Erwachen und das Absterben der Natur jedes Jahr erlebt, der sich an dem ersten Grashalm, dem ersten Schneeglöckchen und Vergißmeinnicht im Frühjahr mit ganzer Seele erfreut, sich über das letzte Verklingen der Lieder seiner Singvögel, über das Hinwelken der letzten Rose im Herbst in den empfindsamsten poetischsten Schmerzenstönen er-

gehen kann. Die größere Gleichartigkeit des Klimas und der Vegetation zu allen Zeiten des Jahres läßt die Naturliebe im Südländer nicht so aufkommen, macht ihn gleichgültig gegen die Schönheiten der Natur. Welcher Spanier „geht spazieren“, geht aus, um sich an der Natur zu erfreuen? Er geht auf die Promenade, weil das Mode ist, in das Café, um zu plaudern, er flaniert in den Straßen, um neues zu sehen. Welcher Spanier bereist sein Vaterland, um seine Schönheiten kennen zu lernen?



Sevilla: Parkanlagen.

Neue Photogr. Gesellsch.

Wer besucht die Sierra Nevada, wer die Pyrenäen? Das alles tun nur die Ausländer, die Touristen. Man frage nur einmal einen Madrider, der eine Reise in Andalusien, im Valencianischen, in den baskischen Provinzen, in Galicien oder im Auslande gemacht, wie es ihm dort gefallen und was ihm gefallen, was er gesehen hat. Er wird von den Hotels, den Cafés, den Eisenbahnen, von seinen Freunden und Bekannten sprechen, aber nie von den Schönheiten der Natur, auf die er überhaupt nicht geachtet hat. Er reist im Sommer, weil es ihm in Madrid und

in den andern Städten zu heiß ist, in die Bäder, um sich zu erfrischen, zu erholen und: weil es heute Mode ist; er wird nie eine Reise machen, um etwa die Schönheiten des Berglandes Asturiens, Oberarragoniens und andrer Gegenden kennen zu lernen. Ausländer, Deutsche und Engländer sind es, die ausschließlich über die landschaftlichen Schönheiten Spaniens geschrieben und dann allerdings zuweilen selbst das gepriesen haben, was dort nicht schön, sondern höchstens charakteristisch und eigenartig ist, wie die Wüsteneien des innern Hochplateaus, Murcias, die Steppen Estremaduras etc.

Aber der Spanier ist erst recht stolz auf sein Vaterland im politischen Sinne dieses Wortes.

Er lebt ganz in der Erinnerung an die einstige Größe und Bedeutung Spaniens, und die meisten Spanier kennen so wenig von der Geschichte des Auslands, von den Zuständen in den andern Kulturländern, daß sie wirklich in der festen Überzeugung leben, Spanien ist heute noch das erste Land der Welt, sein Wort ist allmächtig, seine Kulturverhältnisse sind maßgebend für die übrigen Staaten. Sich um diese zu kümmern, hält er für seiner unwürdig; er achtet und schätzt den Ausländer nicht, den er für weit unter sich stehend betrachtet und über dessen Erscheinung, Kleidung und Sitten er spottet. Die Ausländer, die nicht ganz nach spanischer Mode, für die die neueste Pariser das Vorbild ist, gekleidet, des Spanischen nicht mächtig sind, machen oft, und nicht etwa nur in Provinzstädten, sondern auch in den Hauptorten, ja in Barcelona und Madrid, die unangenehmsten Erfahrungen, wenn sie sich durch irgendwelche geringfügige Kleinigkeiten in ihrer Tracht auszeichnen. Besonders die Damen sind nicht zurückhaltend und schonend in ihren abfälligen Bemerkungen und beweisen damit die Beschränktheit ihrer Bildung und die Enge ihres geistigen Horizonts.

Der Spanier ist ja keineswegs blind gegen die Schwächen und Eigentümlichkeiten seiner Landsleute; er ironisiert sich selbst, spottet über sich und seine Nachbarn, tadelt mit der größten Schärfe alles, was ihm in seinem Lande mißfällt, aber wehe dem Ausländer, der diesen Tadel bestätigen oder sich erdreisten wollte, sich auch nur annähernd so abfällig über Spanien, die Spanier, die Kirche, den Klerus — kurz: irgendwelche spanische Eigentümlichkeiten, Einrichtungen und Zustände zu äußern. Dem Ausländer gegenüber ist jeder Spanier fanatischer Patriot, Chauvinist und wird ihm nie zugestehen, daß es irgend etwas in seinem Lande gäbe, das nicht vollendet und vorzüglich wäre. Was in den Zeitungen und im Parlament täglich von den berufensten und den höchstgebildeten Männern

über Spanien gesagt wird, davon kann sich ein Fremder gar keine Vorstellung machen. Diese Kritik aller bestehenden Verhältnisse kann überhaupt nicht schärfer und oft genug nicht vernichtender sein; von einem Fremden geübt, gilt sie dagegen als lächerlich oder als unverschämt, in jedem Fall aber als völlig ungegründet und unberechtigt. Wie könnte ein Ausländer dazu kommen, sich überhaupt ein Urteil über spanische Dinge anzumaßen! Dagegen muß man wieder hören und lesen, mit welcher Voreingenommenheit die fremdländischen Verhältnisse von den Spaniern abfällig beurteilt werden, obgleich sie die geringe Kenntnis derselben doch höchstens aus der französischen Presse und französischen Büchern schöpfen. Es hat lange Zeiten gegeben, während deren der spanische Patriot die Franzosen vor allen andern Völkern haßte, weil er ihnen nie die Barbareien vergeben konnte, die die französischen Truppen zu Anfang des 19. Jahrhunderts während ihrer längen Aufenthalte in Spanien begangen, wie sie die schönsten Baudenkmäler und Statuen verstümmelt, sich an den Eingeborenen vergangen, wie sie Spanien ihre Macht haben fühlen lassen. Später trat dann ein Umschwung ein; man lernte Frankreich als Hort des Liberalismus, des Fortschritts, der Freigeisterei schätzen und: Paris wurde zum Herd aller Kultur. Vollends geschah das nach 1871, nachdem Frankreich so schwere Niederlagen von Deutschland erlitten hatte, das dem Durchschnitts-Spanier als Herd aller Ketzerei, Barbarei und politischer Rückständigkeit gilt, denn die bei weitem überwiegende Mehrheit der spanischen Männerwelt ist zum mindesten sehr liberal, wenn nicht republikanisch gesonnen.

Seine Religion ist dem Spanier ja auch eine Quelle größter Selbstschätzung. Er ist der Ansicht, daß er alle andern Menschen an Strenggläubigkeit übertrifft, und diese Auffassung hat, wie wir in dem Kapitel über das religiöse Leben gesehen haben, auch die spanischen Prälaten zu allen Zeiten in hohem Grade beherrscht. Diese Ansicht hat vor allem ihren schärfsten Ausdruck in dem Jesuitenorden gefunden. Die Verweltlichung der Kirche, die Zustände im päpstlichen Rom, die Lebensweise der hohen römischen Geistlichen, die Lockerheit der Sitten der geistlichen Orden veranlaßten doch Ignacio de Loyola und seine Ordensbrüder und Nachfolger, den höchsten Grad der orthodoxen Strenggläubigkeit zur Ordensregel zu erheben und durch sie die Oberherrschaft über die Kirche zu erlangen. Dieser selbe Geist kam in andrer Form in der obersten geistlichen Aufsichtsbehörde, in der Inquisition zum Ausdruck. Kein Kardinalshut schützte seinen Träger gegen die Anschuldigungen und das gerichtliche Verfahren dieses Instituts, das über der Erhaltung der un-

befleckten Reinheit des strengen Glaubens wachte, und jede noch so geringe Abweichung davon ohne Nachsicht bis zur Vernichtung des betreffenden, ihr verdächtigen Menschen verfolgte und bestrafte.

Jeder strenggläubige Spanier ist denn auch vor allem stolz auf diese beiden Institutionen, die Inquisition und den Jesuitenorden, weil sie spanische Schöpfungen sind. Der Aufhebung der ersteren und der Be-



Sevilla: Der Hof des Pilatushauses mit der antiken Athene.

schränkung der Macht des letztern schreiben sie hauptsächlich den Niedergang Spaniens zu und möchten am liebsten die Wiederherstellung der Inquisition erzwingen und die Macht der Jesuiten auf das äußerste gesteigert wissen. Sie halten ihr Volk für das auserwählte Gottes, und wenn sie auch nicht behaupten können, daß Christus Spanier gewesen ist, so sind sie doch überzeugt, daß Spanien das erste Land war, das

dem Christentum durch den Apostel Jakobus, den sie deshalb zum Nationalheiligen Spaniens machten, gewonnen wurde, und daß die spanische Kirche der eigentliche Hort der wahren und reinen Lehre Christi ist, wofür zahlreiche Blutzugeen ihr Leben unter den schwersten Martern geopfert haben. Die vielen wundertätigen Bilder der Jungfrau und der Heiligen sind ihnen weitere Beweise dafür, daß Gott und die Jungfrau Maria gerade ihr Land bevorzugten und zum wahren Sitz der christlichen Kirche machen wollten und gemacht haben, nachdem letztere die heidnischen Kulte des Altertums und die ketzerische Lehre des westgotischen Arianismus überwunden hatte.

Es wird als sicher angenommen, daß Pilatus Spanier war und, ehe er nach Palästina ging, in Spanien Statthalter gewesen ist, daher denn auch die vielen Häuser des Pilatus, teils an den Orten, die als seine Geburtsstätten, teils an solchen, die als seine Wohnstätten angesehen werden. Der Volksglaube hat aber auch Pontius zu einer selbständigen Persönlichkeit gemacht und ihn auch für Spanien seiner Geburt nach in Anspruch genommen. Tatsächlich wird gegenwärtig noch an vielen Orten der Provinzialgouverneur oder überhaupt der oberste staatliche Vertreter vom Volke mit dem Namen Pontius bezeichnet.

Ist dieser Stolz auf ihre Strenggläubigkeit bei allen Orthodoxen völlig berechtigt, so wirkt es doch sehr überraschend, wenn er auch gelegentlich da zum Ausdruck kommt, wo von Religiosität überhaupt kaum noch etwas übrig geblieben ist.

Es ist in einem früheren Kapitel ausgeführt worden, daß die Strenggläubigkeit in den großen Massen des Volkes einem völligen religiösen Indifferentismus Platz gemacht hat, namentlich in den gebildetsten Schichten der höheren Gesellschaftsklassen. Selbst die heiligsten Dinge sind vor den Spöttereien der freier Denkenden, ja sogar der Priester nicht sicher. Eine freiere religiöse Auffassung ist meist mit politischem Liberalismus und Radikalismus verbunden, und man hält in diesen Kreisen auch nicht mit der schärfsten Kritik über den Kulturwert der spanischen Kirche und der Religion überhaupt zurück und überläßt sich vielfach dem ausgesprochensten Atheismus. Nun braucht man in solchen Kreisen aber nur auf den Protestantismus zu sprechen zu kommen und sich vollends verleiten zu lassen, ihm irgendwelche Anerkennung zu zollen, so wird man meist die Erfahrung machen, daß Leute, die sich eben noch als völlige Verächter aller Kirchlichkeit und Religiosität bekundet haben, plötzlich zu eifrigen Fürsprechern der Staatskirche und ihrer Glaubenssätzen werden und sich rühmen, als spanische Christen getauft worden zu sein.

Es gibt ein altes Scherzwort, das da heißt, Gott habe mit Adam spanisch gesprochen. Dies Wort wird vom ungebildeten Volke natürlich für den Ausdruck einer historisch beglaubigten Wahrheit genommen und mit großer Befriedigung wiederholt. Auch aus ihm ergibt sich die Ansicht, daß die Spanier das auserwählte Volk Gottes sind. Daneben aber hat es noch eine andre Bedeutung, und auch unter dieser ist es beachtenswert. Der Spanier ist nämlich auch auf seine Sprache sehr stolz. Da er keine Ahnung von ihrer Entstehung, noch auch überhaupt von der Geschichte der Sprachen hat, so kann er nicht anders denken, als daß sie die älteste und schönste, daher auch die einzige ist, deren sich Gott bedient haben kann. Wenn nun wenigstens die Fassung wäre: Gott habe mit den ersten Menschen Baskisch gesprochen, denn dies ist doch die eigentliche einheimische Ursprache der ältesten Bevölkerung, das Spanische dagegen ist nichts weiter als ein römischer Dialekt, in den dann germanische und vor allem große Massen arabischer Sprachelemente, sogar der scharfe Hauchlaut des j aufgenommen worden sind, und diese Mischsprache hat sich allmählich zum Kastilischen ausgebildet, das noch immer viel jünger als das Romance der Katalanen und Valencianer ist. Freilich setzt da nun der Lokalpatriotismus ein und behauptet, daß jener Ausspruch nur dahin zu verstehen ist, daß mit „Spanisch“ der betreffende provinzielle Dialekt gemeint ist, und dann soll man nur die erregten Debatten hören, die von den Vertretern der betreffenden Provinzen über eine so wichtige Streitfrage geführt werden.

Zum Ausdruck kommt der „spanische Stolz“ bei dem Kastilier hauptsächlich, aber auch ziemlich allgemein bei allen andern Spaniern in jener großen äußeren Ruhe und Gemessenheit, die man gewöhnlich mit dem Worte „grandezza“ zu bezeichnen pflegt. Der ernste Gesichtsausdruck trägt das seine dazu bei, den Eindruck zu erhöhen, den das würdige Verhalten jedes gebildeten Spaniers macht. Man ist versucht, ihn für äußerst kaltblütig zu halten, und doch verbirgt sich unter diesem äußeren Schein der unbedingten Herrschaft über sich selbst nur zu oft die größte innere Leidenschaftlichkeit. Die Feierlichkeit des Wesens, die große Beherrschung des Empfindungslebens, das stolze Selbstbewußtsein machen jedenfalls einen sehr angenehmen Eindruck auf jeden, der mit einem gebildeten Spanier zu tun hat. Diese „grandezza“ ist allerdings nicht nur den höheren Ständen eigen, sondern sie scheint dem Spanier überhaupt angeboren, und er zeichnet sich durch sie vor dem Südfranzosen und dem Italiener vorteilhaft aus. Jede Handlung wird mit Ruhe, mit einer gewissen stolzen Herablassung vollzogen; der Spanier wird selten

große Zuvorkommenheit zeigen, seine Dienste eifrig anbieten, sondern sich immer abwartend verhalten. Wenn man nur zum Beispiel an die Szenen denkt, die dem Reisenden überall in Italien begegnen, sobald er an einer Haltestelle für Droschken vorbeikommt, und ähnliche in Spanien erwartet, so wird man sich sehr angenehm enttäuscht finden. Der spanische Kutscher wirft oft erst einen prüfenden Blick auf den Fahrgast, ehe er sich dazu bequemt, ihn zu fahren, und dasselbe begegnet einem im Geschäftsverkehr. Man hat sehr häufig in spanischen Geschäften das Gefühl, daß der Verkäufer nur sehr ungern den Käufer bedient, daß er es als eine Störung seiner Ruhe empfindet, seine Waren vorlegen zu müssen; daß er gar über das Geforderte hinaus andres anbietet, wird in keinem feinen Geschäft vorkommen. Ist der verlangte Gegenstand nicht zur Hand, muß zu seiner Herbeischaffung erst eine Leiter genommen werden, oder ist sie sonst beschwerlich, so wird der Verkäufer häufig sagen, er hat den betreffenden Gegenstand nicht, statt daß er sich der Mühe unterzieht, ihn zu suchen. Selbst der Bettler verlangt nichts; er hält die Hand ausgestreckt und erwartet, daß man eine Gabe hineinlegt; ist sie zu geringfügig, wird er die Hand ohne ein Wort zu sagen umdrehen und die Münze fortrollen lassen. Wo aber ein Bettler sich herandrängt und eine Gabe verlangt, da genügt ein Wort, wie „Geht mit Gott, Bruder“ oder „Schwester“, um den oder die Betreffende sofort zu verscheuchen, denn ihr Stolz erlaubt es ihnen nicht, noch ein Wort der Bitte an einen Menschen zu verlieren, der dieser Pflicht der Nächstenliebe und der Unterstützung der Hilfsbedürftigen nicht entspricht. Und das Geben eines Almosens betrachtet der Bettler so sehr als Pflicht des Besitzenden, daß er ihn gelegentlich an diese Pflicht ermahnen und ihm zu dem Zwecke sein Armenschild mit der betreffenden Nummer zeigen wird, durch die ihm von der Polizei oder der Gemeindebehörde das Betteln erlaubt ist.

Die Spanier, besonders allerdings die Frauen, sind auch sehr mildtätig und betrachten das Almosengeben beinahe ebenso als Pflicht, wie sie den Mohammedanern obliegt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese große Mildtätigkeit, die bei der im allgemeinen im Mittelstande und in den niederen Klassen herrschenden Armut nicht hoch genug anzuerkennen ist, auf einen Einfluß des Islams zurückzuführen ist, treten doch diese mohammedanischen Einflüsse in den Sitten und Gewohnheiten namentlich der Südspanier in sehr ausgedehntem Maße in die Erscheinung.

Ist die Bettelei kaum in irgendeinem andern Lande so groß, als in

Spanien, so sind die Bettler im allgemeinen jedoch nirgends so wenig aufdringlich, aus Stolz einerseits und aus dem Bewußtsein andererseits, daß ihre Landsleute sie nicht darben lassen werden — denn tiefe Armut ist das Los des allergrößten Teils der Nation, und die Armen lassen einander nicht im Stich.



Granada: Der sogen. Zigeunerkönig der Alhambra in der Volkstracht von Grunalt.

Mit der Grandezza ist ein starker Formalismus verbunden. Die spanische Etikette war von jeher sehr ausgebildet und die des spanischen Hofes ist vorbildlich für das höfische Zeremoniell im allgemeinen geworden. Unter dem Einfluß des modernen Lebens, für das die Zeit einen ganz andern Wert hat als in früheren Jahrhunderten, ist allerdings viel von dem einstigen Zeremoniell des sozialen Verkehrs in den hohen Gesellschaftskreisen geschwunden, auch das bei Hofe herrschende ist allmählich sehr vereinfacht worden, immerhin ist es noch ausgebildeter als an irgendeinem andern europäischen Hofe. Im übrigen ist es sogar zum großen Teil bis auf manche unbedeutende Einzelheiten ganz geschwunden, so daß viele ausländische Reisende behaupten, der soziale Verkehr der Spanier untereinander sei völlig demokratisch — was tatsächlich nicht der Fall ist.

Es ist dies einer der zahlreichen großen Gegensätze, an denen die Kulturzustände Spaniens so sehr reich sind.

Der Adelsstolz besteht auch heute in Spanien, obgleich die Verhältnisse sich gegen früher völlig umgestaltet haben, der alte Adel seine soziale Bedeutung grobenteils eingebüßt hat, viele alte Adelsgeschlechter ganz ausgestorben sind und der Adel sehr verarmt ist. Die Krone hält aber darauf, den Adelsstand vor dem völligen Verfall zu bewahren, und sie

sucht, soweit als möglich, die alten Adelstitel zu erhalten oder von neuem zu verleihen, denn sie braucht den Adelsstand jetzt nicht mehr zu fürchten wie vor tausend Jahren. Die Schwierigkeit für den Adel besteht darin, sich die nötigen Existenzmittel zu schaffen. Nach der Entdeckung Amerikas und solange Spanien überhaupt Kolonien hatte, da wurde den Adligen durch Verleihung hoher Ämter in den überseeischen Ländern die bequeme Möglichkeit geboten, sich rasch zu bereichern. Das hat jetzt ganz aufgehört. Da der Adel, namentlich der kastilische, leonesische und aragonische die alte Anschauung bewahrt hat, daß „die Arbeit entehrt“, daher nie zu arbeiten gelernt hat, und dies auch unter den heutigen veränderten Lebensverhältnissen für unter seiner Würde hält, so ist seine Lage keine leichte. Der Großgrundbesitz erfordert Kapitalien, die selten in ausreichender Höhe vorhanden sind, die Staatsämter werfen nicht viel ab und ihre Inhaber wechseln mit den Regierungen; der Militärdienst ist nicht vorteilhafter. So bleibt nichts übrig, als kümmerlich das Dasein zu fristen zu suchen oder durch das Hasardspiel die Mittel zu schaffen, oder aus dem Titel Nutzen zu ziehen, sich an großen industriellen Unternehmungen zu beteiligen, für die die hohen Namen hergegeben werden, bei denen die Arbeit aber von andern Kräften geleistet wird. Außerdem bildet die Zucht der Kampfstiere eine der Haupteinnahmequellen des grundbesitzenden Adels.

Halten nun zwar die Granden der Krone und dem Staate gegenüber auf ihre alten Privilegien und Rechte, so schließen sie sich gesellschaftlich doch nicht streng kastenartig ab, wie denn von einem Kastengeist in Spanien äußerlich überhaupt nicht viel wahrzunehmen ist. So wenig, wie die Stände sich typisch untereinander unterscheiden, so daß man den Beamten, den Künstler, den Gelehrten nicht ohne weiteres an seiner äußeren Erscheinung erkennen kann, so ist auch der Adelsstand als solcher nicht erkennbar. Es liegt ihm aber auch der Wunsch, sich nach außen hin zu unterscheiden, ganz fern. Nicht aufzufallen ist einer der Grundsätze des gebildeten Spaniers. Die Uniformität herrscht in der Tracht und dem Verhalten der Männer; alle gehen nach der gleichen neuesten Pariser Mode gekleidet, und der Beamte, der Kaufmann, der Schriftsteller, der Gewerbetreibende und der Grande sind einander in ihrer Erscheinung ganz gleich. Diese Gleichheit herrscht aber auch im äußerlichen Verkehr. Der Grande setzt sich im Café an einen Tisch, an dem Studenten oder Kaufleute sitzen; nimmt es nicht übel, wenn sich solche an seinen Tisch setzen, und wird sich, ebensowenig wie ein hoher Offizier, gekränkt fühlen, wenn er etwa von diesen zufälligen Tischgenossen angedet und ins Gespräch gezogen wird. In seinem Hause herrscht

derselbe patriarchalische Ton, der überhaupt dem spanischen Familienleben anhaftet. Der Grande hält es nicht für unter seiner Würde, mit seinem Diener zu plaudern, der ihn einfach Señorito, Herrchen, anredet. Kurz, trotz der scheinbar großen Reserve herrscht ein gewisser demokratischer Geist in der spanischen Gesellschaft und bekundet sich oft in der überraschendsten und unzweideutigsten Weise, sobald ein bekanntschaftliches oder gar ein freundschaftliches Verhältnis mit einem Spanier angeknüpft worden ist. Er beherrscht die gesellschaftlichen feinen Formen vollständig und wenn er auch nach außen hin von seiner Gesinnung möglichst wenig zu erkennen gibt und sich zum Beispiel weit erhaben dünkt über einen Ausländer, so wird er, nachdem er in gesellschaftlichen Verkehr mit ihm getreten ist, doch seine geringe Sympathie in keiner Weise zum Ausdruck gelangen lassen, sondern stets von ausgesuchter Höflichkeit sein.

Es haftet dem Spanier eben auch ein starker Zug von Ritterlichkeit an, die er nicht nur dem weiblichen Geschlecht gegenüber bekundet. Sein Ehrbegriff ist ein sehr empfindlicher, fein ausgebildeter, und er würde infolgedessen leicht in Konflikte kommen, wenn nicht diese Ehrbegriffe wieder allen Spaniern gemein wären, der Bauer und der Fabrikarbeiter sie nicht ebenso besäßen wie der Bürger und der Adlige, differenziert nur in dem Grade ihrer Ausbildung und in der Art ihres Ausdrucks.

Der Grundzug des spanischen Charakters und der spanischen Weltanschauung ist ein subjektiver. Wie Spanien und alles Spanische für den Spanier die Maße aller Dinge und ihrer Beurteilung sind, so mißt er alles, was in seinen Gesichtskreis tritt, an seinem persönlichen Empfinden ab. Mit dieser Subjektivität verbindet sich vielfach eine starke Impulsivität, deren Grad in den verschiedenen Provinzen allerdings durch die ethnische Zusammensetzung ihrer Bevölkerung bestimmt wird. Der leicht erregliche Andalusier und Valencianer, in dem arabisches, maurisches, griechisches Blut überwiegt, wird oft in wilde Leidenschaft geraten, wenn der schwerfällige germanische Galicier, der praktische realistisch denkende Katalane, der gemessene, rationalistische Kastilier, der starrköpfige Aragonier ganz gleichgültig bleiben werden. Verbrechen, die begangen werden, müßten nach der Herkunft der betreffenden Individuen bemessen werden; im allgemeinen wird auch bei den Südspaniern ein anderer Maßstab der Beurteilung ihrer Vergehen angelegt, als bei den Nordspaniern, wie ja denn von einer Gleichheit aller vor dem Gesetz nur auf dem Papier die Rede ist. Das Leben hat für den ersteren einen ganz anderen, viel geringeren Wert als für den letzteren. Wenn man die Verbrecherstatistik

durchsieht, so erschrickt man vor den Zahlen der Körperverletzungen und Totschläge, die in Andalusien begangen werden; daß fünfzig und mehr derselben in einem Monat allein in Sevilla vorkommen, ist nichts Ungewöhnliches. Und nun die Ursachen! Meist sind sie so geringfügig, daß ein Nordländer es nicht begreift, wie es möglich ist, daß darüber Menschen überhaupt in Streit geraten können. Häufig ist es nur eine Meinungsverschiedenheit, die zum Wortstreit führt, der dann mit Messerstichen endet. Ein paar Centimes können zuweilen die Begehrlichkeit eines Menschen bis zum Totschlag des Besitzers der kleinen Summe steigern. Viele Verbrechen werden natürlich durch die Eifersucht herbeigeführt. In den übrigen Provinzen des Landes sind Körperverletzungen und Totschläge ungleich seltener. In Madrid führen politische Streitigkeiten häufig zu Duellen, die allerdings meist einen unblutigen Ausgang nehmen, da sehr schwere Strafbestimmungen bestehen gegen alle Personen, die an Duellen teilnehmen.

Die Impulsivität des Spaniers ist oft gepaart mit einer geradezu kindlichen Naivität, die die durch erstere erzeugten raschen Handlungen wieder noch in einem andern Lichte erscheinen lassen. Bei den Frauen vollends ist die Naivität ein sehr häufig erkennbarer Charakterzug, der durch ihr mangelhaftes Wissen gestärkt wird. Man glaubt häufig, es wirklich nur mit großen Kindern zu tun zu haben, so naiv sind ihre Anschauungen, so eng ist ihr geistiger Horizont, so kindlich ihr ganzes Gebaren. Wie die Kinder, sind sie auch geneigt, alles zu übertreiben, vieles in ein romantisches Gewand zu kleiden, andres theatralisch auszuputzen. Hochtrabendes Wesen, Großsprecherei, bombastische Ausdrucksweise sind ja auch besonders dem Andalusier eigen, wengleich die Neigung dazu auch bei Spaniern anderer Provinzen stark genug ist, treten sie doch sogar im politischen Leben, in den Redeschlachten der Klubs und der Cortes, sowie in der Literatur und Presse oft genug auf das stärkste in die Erscheinung.

Schwer vereinbar mit der subjektiven impulsiven Natur des Spaniers erscheint nun wiederum ein diesen Charakterzügen völlig entgegengesetzter, nämlich der der Resigniertheit. Oft mag er sich aus dem Übermaß der Leidenschaftlichkeit als Reaktion dagegen ergeben; oft auch ist er eine Folge der Erkenntnis der Unzulänglichkeit alles Bestehenden, alles hohen Strebens, aller Bemühungen. Wir haben ja gesehen, daß das politische Leben des Volkes jetzt diese resignierte Stimmung aufweist, weil das gesamte Volk nach einem Jahrhundert der größten Anspannung seiner Kräfte zum Zwecke der Erlangung würdiger und befriedigender staatlicher Verhältnisse nun am Ende seines Strebens angelangt ist, es aufgibt, von völliger Gleich-

gültigkeit gegen alle politischen Vorgänge, gegen die Regierung, die Verfassung, den Parlamentarismus erfüllt ist, weil es sich überzeugt hat, daß es doch nichts von ihnen zu erwarten hat, nur in tiefere Armut, in größeres Elend versinkt und sich daher nun willenlos dem Schicksal überläßt.

Noch eine andre Ursache der Resigniertheit ist in Betracht zu ziehen.

Der Spanier liebt, wie alle Südländer, nicht die Arbeit, er neigt zur Untätigkeit; er verschiebt die Arbeit, die er zu vollbringen hat, immer auf „mañana“, auf „morgen“, und diese Eigenschaft ist bei ihm so stark ausgebildet, daß man die Spanier ganz allgemein als das „mañana-Volk“ bezeichnet. Wer irgendwie geschäftlich mit den Spaniern zu tun gehabt hat, der kann ein Lied davon singen; man braucht enorme Zeit, um etwas zu erreichen. So zum Beispiel in den Ministerien. Obgleich die Herren Beamten meist nur sehr wenig zu tun haben — die Arbeit wird ja überall in der Hauptsache nur von den Subalternbeamten vollzogen — sich in den verschiedensten Bureaus zusammenfinden, um bei Zigaretten- genuß die Tagesfragen und die neuesten Ereignisse des Gesellschafts- lebens zu erörtern, verschieben sie die Erledigung der wichtigsten Dinge auf — „morgen“. Im Grunde ist der Spanier indolent, indifferent, es kostet ihn eine große Mühe, diese Naturanlage zu überwinden, sich zu einer Tat aufzuraffen, dann allerdings folgt er rasch und leidenschaftlich seiner Impulsivität, um bald darauf wieder in Gleichgültigkeit, in Indolenz zu versinken. Er verspricht mit der größten Zuvorkommenheit alles, was man von ihm verlangt, ja darüber hinaus noch alles mögliche andre — aber er hält sehr wenig, und dies nur, wenn man ihn beständig angeht und drängt. Die Anregungen zu seiner Betätigung müssen somit immer von außen her kommen, und die spanische Kulturgeschichte beweist, daß dies von jeher auch im großen ebenso gewesen ist. Wird dann in ihm die Tatkraft geweckt, gewinnt er Ideen, macht er Pläne für ihre Ausführung, so geht er mit großem Eifer schnell an ihre Ausführung, dauert diese aber lange, so tritt die Ermüdung, die völlige Gleichgültig- keit ein, und das begonnene Werk bleibt unvollendet und wird oft genug nie wieder aufgenommen. Strohfeuer, das plötzlich hell aufflackert und rasch erlischt. Dieselbe Erscheinung zeigt sich im politischen Leben, auf allen Gebieten der Kultur. Solange es sich lediglich um das Reden handelt, da ist der Spanier völlig unerschöpflich; er entwickelt die glänzendsten Gedanken, zaubert die herrlichsten Zukunftsbilder hervor, verspricht die großartigsten Taten, regt solche in Menge an — mit dem Schluß seiner Rede stürzt dann aber das Phantasiegebäude in sich

zusammen und — es bleibt alles beim alten. Die Cortesdebatten liefern hierfür tausendfältige schlagende Beweise. Wie lange dauert es, bis wirklich einmal eine Reform durchgeführt, eine Tat vollzogen wird, die so dringlich ist, wie nur denkbar. Zum Beispiel sei nur an die Frage der Volksschullehrergehälter erinnert, die oben erörtert ist. Jahrzehnte hindurch ist in den Cortes, in der Presse, in den Klubs die Tatsache, daß die Behörden ihren armen Lehrern Jahre und Jahre hindurch die Gehälter schuldig blieben, bis die Summe schließlich auf 100 Millionen Peseten stieg, als eine nationale Schmach, als eine „cosa de España“ schlimmster Art gebrandmarkt, die Notwendigkeit der Beseitigung dieses Schandflecks als eine unabweisliche Ehrenpflicht bezeichnet worden — und es blieb die langen Jahrzehnte hindurch ebenso, bis endlich Graf Romanones Wandel schuf — aber wahrscheinlich nur vorübergehend, denn nun ist die Wirkung dieses Impulses längst vorbei — und die Schuldenlast der Behörden gegenüber ihren Lehrern fängt von neuem an zu wachsen.

Fragt man, wie soll das schließlich werden? so erhält man die charakteristische, von einem Achselzucken begleitete Antwort: „Dios sabe“, Gott weiß es, oder „Dios sobre todo“, Gott ist der Herr, er wird schon alles machen und ordnen, wie es ihm gut dünkt.

Diese natürliche Veranlagung zur Indolenz endet also schließlich in vollständigem mohammedanischem Fatalismus, der das gesamte nationale Leben Spaniens mehr und mehr beherrscht, der immer weiter um sich greift, jede Initiative im Keim erstickt oder die mit plötzlicher Impulsivität eingeleitete Tätigkeit allmählich, aber unfehlbar, beendet, ehe sie noch wertvolles hat erzielen können. Wohin man im modernen Kulturleben Spaniens blicken mag, überall sieht man solche in der Entstehung begriffene, oft genug geistvoll und sehr großartig geplante materielle und geistige Unternehmungen unvollendet — dem Verfall preisgegeben.

Die zum vollständigen Fatalismus führende Indolenz einerseits und die leidenschaftliche, plötzliche fieberhafte Betätigung erzeugende Impulsivität andererseits sind am meisten bei den Südspaniern entwickelt und dort ganz allgemein herrschend. Aber auch bei den übrigen Spaniern treten diese beiden einander scheinbar ausschließenden, in Wahrheit aber einander ergänzenden, nebeneinander bestehenden und auseinander hervorgehenden Charaktereigenschaften als markante Züge des Wesens des Spaniers mit schärfster Deutlichkeit hervor.

Nur da, wo der moderne Zeitgeist Wurzel geschlagen hat, wo er ein reges fortschrittliches Streben beständig wach erhält, wo der Kampf ums Dasein die Volksmassen mit Unerbittlichkeit gezwungen hat, diese

doppelte Naturanlage zu überwinden, stetig und fortgesetzt zu arbeiten, wie in den Industriebezirken Kataloniens, in den baskischen Provinzen und in den Bergwerks- und Ackerbaudistrikten des Südens und der andern Provinzen, da hat das stärkere Pulsieren des Lebens auch den Fatalismus zum mindesten in den Hintergrund gedrängt, wenn nicht überhaupt unterdrückt.

Der Staat vermag zu seiner völligen Beseitigung nichts beizutragen, weil er der Bevölkerung keine materielle Befriedigung zu gewähren vermag. Er stärkt vielmehr gerade den fatalistischen Zug im Wesen des Volkes, indem er die politische und wirtschaftliche Indolenz durch seine Unfähigkeit, eine durchgreifende Besserung der Gesamtlage des Landes, die Hebung seiner Kultur, die Förderung der nationalen Arbeit zu erzielen, nur noch beständig stärkt und steigert.

Die Kirche aber, dieser mächtige, das geistige Leben des Volkes ganz beherrschende Faktor des nationalen Lebens, vermag noch viel weniger dieser fatalistischen Indolenz zu steuern, denn sie hat vielmehr ein Interesse daran, im Volke dieses Gefühl vollständiger Abhängigkeit von Gott, dieses Vertrauen in ihn, wie es sich in den Worten „Gott weiß es“ und „Gott über alles“ so treffend äußert, wach zu erhalten.

Der Hang zum Fatalismus stärkt indessen nicht nur den Glauben an Gott, die Jungfrau Maria und die Heiligen, sondern auch den Aberglauben an die geheimen, in der Natur wirkenden Kräfte, an Träume und Weissagungen. Die Unmöglichkeit, der Not des Lebens durch Arbeit zu steuern, hat diese mystischen abergläubischen Neigungen gestärkt und die Spielwut entwickelt, die alle Spanier bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinauf beherrscht. Die Klubs, namentlich die vornehmen, dienen in der Hauptsache den Hasardspielen, und der größtenteils verarmte Adel sucht durch sie den nötigen Lebensunterhalt für sich und seine Familien zu erwerben. Wo und wie es nur möglich ist, richten unternehmende Leute in den Badeorten unter harmlosen äußeren Formen Spielhöllen ein, die allein imstande sind, die vornehme Welt dorthin zu ziehen. Der Mittelstand und die niederen Bevölkerungsschichten müssen sich neben den Kartenspielen, Domino und Lotto mit volkstümlichen einfachen Glücksspielen genügen lassen; vor allem aber suchen sie in der Staatslotterie das Glück, nach dem sie sich sehnen, das sie unter den unerträglichen Steuerlasten des Staats mittels ihrer Händearbeit nicht erreichen können. Ihre Geistlichen müssen sie bezüglich der Wahl der Nummern beraten, und so opfern sie ihre mühsam ersparten kleinen Geldsummen dem Spielteufel, durch den der Staat jährlich 40 bis 50 Millionen Peseten ein-

nimmt, denn er veranstaltet alle zwanzig Tage ungefähr eine Ziehung. Um sich namentlich an der großen Weihnachtslotterie beteiligen zu können, deren große Lose viele Hunderttausende und selbst bis sechs Millionen Peseten einbringen, werden in ganz Spanien die größten Geldopfer gebracht. Der hohe Preis des einzelnen Loses, das in diesem Fall 1000 Peseten kostet, bedingt natürlich eine Teilung, die es selbst dem Ärmsten ermöglicht, sein Heil zu versuchen. Die Zehntel, in die die Lose zerfallen, werden von privaten Unternehmern durch Anteilscheine, die für kleine Teilbeträge von ihnen ausgegeben werden, an mehr oder minder große Gruppen von Spielern ausgegeben. Lange vor dem Ziehungstage sind, während die Leihämter sich gleichzeitig bis auf das äußerste füllen, alle vorhandenen Lose vollständig ausverkauft, und in dem Maße, wie der Ziehungstag herannaht, wird das ganze spanische Volk von einer Aufregung erfaßt, die Handel und Wandel unterbindet. Man kann sich nur schwer eine Vorstellung von dem Leben und Treiben in Madrid und von den Szenen machen, die sich vor den Verkaufsstellen der Lotterie abspielen, wenn die Gewinnlisten erscheinen, und selten haben die Telegraphenbeamten so viel zu tun, wie an dem Weihnachtstage, um in alle Provinzen die Depeschen zu befördern, durch die den Agenturen und den Spielern ihr Glück oder ihr Mißgeschick mitgeteilt wird.

Greift der Fatalismus auch noch so tief in das gesamte Leben des Volkes wie des einzelnen ein, die Lebensfreude kann er in ihnen doch nicht ersticken. Freilich auch hier bieten sich wieder eigenartige gegensätzliche Erscheinungen dar, die auf die ethnische Mischung zurückzuführen sind. Wo der religiöse Fanatismus und die Neigung zum Mystizismus obwalten, die zum Martyrium und zur Weltflucht führen, die zahllosen Klöster füllen, den geistlichen Orden und Korporationen Zehntausende von Menschen zuwenden, da muß der heitere Lebensgenuß schwinden. Die große Masse des Volkes weist aber eine starke Neigung auf, die Not des Lebens tunlichst zu lindern; natürlich ist sie am stärksten bei den leichtlebigen Südländern ausgeprägt, die wie die Kinder in den Tag hineinleben, sich um die Sorge des „morgen“ nicht kümmern, sondern diese ruhig dem lieben Gott überlassen. Damit verbunden ist allerdings, namentlich auch wieder bei den Andalusiern, ein großer Geistreichtum und Humor, den man dort mit „sal“ (Salz) bezeichnet und der mit Witz, Spott, Ironie über alle Schwierigkeiten des Lebens, über alle ernsten Ereignisse rasch hinweghilft und schließlich auch den Fatalismus stärkt. Gesang, Spiel und Tanz werden sehr gepflegt, Feste werden gefeiert, so oft es nur möglich ist. Die allen Spaniern ohne Ausnahme eigene außer-

ordentlich große Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit bezüglich des Lebensunterhalts, die es ihnen allein ermöglicht, in ihrer großen Armut ihr Leben zu fristen, erlauben ihnen ja auch soviel zu feiern. Die Lebensfreuden der niederen Klassen sind überdies sehr bescheiden; die Teilnahme an Kirchenfesten, an Prozessionen, an öffentlichen Schaustellungen und Aufzügen, an Jahrmärkten, Kirmessen kostet ihnen so gut wie nichts.



José Reynes: Andalusierin.

Die Stiergefächte freilich, ohne die das Leben für den Spanier und vollends für den Andalusier nicht lebenswert wäre, die Hahnenkämpfe, die Volkstheater und Zirkusse bedingen immerhin einen ziemlich großen Geldaufwand.

Mit der Lebensfreude ist auch die Freude am Glanz, am Flitter, kurz am schönen äußern Schein verbunden. Eine Blume im Haar muß ja der armen Andalusierin und Zigeunerin häufig als einziger Schmuck

genügen; aber, wenn sie irgend kann, so muß sie auch schöne, glänzende Kleider, einen schwarzen Schleier für die Kirche, einen weißen Spitzenschleier für das Stiergefecht, große seidne gestickte Umschlagetücher, geschnitzte hohe Haarkämme, Ringe, Ketten und Broschen haben und — aller Verdienst wird auf dergleichen und auf das Vergnügen verwandt. Im übrigen: „Dios sobre todo“. Die Männer, die Andalusier wieder vor allen, lieben nicht weniger den Kleiderluxus und Schmucksachen; sie verwenden nicht weniger auf ihr Äußeres, und der Aufenthalt im Friseurladen, wo sie außerdem ihren scharfen Witz und Geist unbeschränkt glänzen lassen können, nimmt einen großen Teil ihrer Zeit in Anspruch. Der Friseur selber, der echte Typus des Figaro, spielt überhaupt eine nicht zu unterschätzende Rolle im Leben des südspanischen Volkes, das noch manche andre derartige typische Gestalten aufzuweisen hat: den Spötter, den Freigeist, wie er im Burlador von Sevilla, den Frauenjäger, wie er im Don Juan, den „Gracioso“ den Schelm, wie er im spanischen Drama zu allen Zeiten treffend gezeichnet worden ist. Sie alle wären in Kastilien und Nordspanien unmöglich, wie denn auch die Nordspanier überhaupt naserümpfend auf die leichtlebigen, kindlich naiven Andalusier herabblicken, ebenso wie die Pariser und Nordfranzosen auf ihre Landsleute in der Provence und der Gascogne. Der Andalusier ist für den feierlichen gemessenen Kastilier ein Aufschneider, der immer nur übertreiben und lügen kann; ein Spaßmacher, dem nichts heilig und ernst ist; ein Leichtfuß, der nur am äußeren Schein, am Vergnügen und Lebensgenuß seine Freude hat.

Es bleibt nun noch ein Charakterzug übrig, den man an dem im allgemeinen so sehr sympathischen Spanier und an der schönen Spanierin namentlich gern vermissen würde, der aber so ausgeprägt und so allgemein ist, daß er fast als ein nationaler angesehen werden kann. Es ist der Mangel an Gemüt.

Dem oberflächlich Urteilenden mag es vielleicht scheinen, dieser Mangel bestehe nicht. Die Mildtätigkeit, die Gastfreundschaft, die Ritterlichkeit, die große Höflichkeit und manche andre Züge scheinen allerdings für ein tiefes Gemütsleben zu sprechen.

Das Almosen aber, das besonders von den Frauen so reichlich gespendet wird, ist eine Gabe, die von der Kirche, die, wie das Haupt derselben, der Papst, ja eigentlich nur davon leben sollen, gewissermaßen vorgeschrieben. Die Formel, die dem Besucher gegenüber stehend ist: „esta casa es suya“, dies Haus ist das Ihre, ist doch eben nur eine Formel, die nicht ernst zu nehmen ist, ebensowenig wie das An-

erhalten des Tagelöhners oder jedes Mitreisenden, an seinem Mahle teilzunehmen. Die Zuvorkommenheit im Benehmen ist auch nur eine Äußerlichkeit, die die spanische Sitte gebietet; selbst die größten politischen Gegner werden sich freundlich die Hände schütteln und sich herzlich nach dem gegenseitigen Befinden erkundigen.

Wie der Grundzug der spanischen Weltanschauung ein subjektiver ist, so ist der des praktischen sozialen Lebens ein ausgeprägt egoistischer. Das Leben ist für den Spanier, mit Ausnahme des Bettlers und des leichtlebigen Andalusiers, ein überaus schweres, und der egoistische Grundzug des spanischen Wesens ist daher ganz begreiflich. Der Spanier muß zuerst an sich und an die Seinen denken, und es wird ihm meist sein ganzes Leben lang sehr sauer, nur das Notwendigste zur Existenz zu erwerben, so daß er auch gar nicht in die Lage kommt, sehr altruistisch zu denken. Sein Streben ist daneben darauf gerichtet, stets den Schein der standesgemäßen Wohlhabenheit unter den größten Opfern zu wahren. Von Gründlichkeit ist bei ihm überhaupt nicht die Rede. Er hat nicht die Neigung und nicht die Zeit, in das eigentliche Wesen der Dinge einzudringen, er kümmert sich um nichts, und führt doch auch selbst lediglich ein Scheinleben. Da ist es sehr natürlich, daß sich bei ihm ein tiefes innerliches, ein warmes Gemütsleben nicht entwickeln kann, und daß dies so ist, zeigt sich tausendfältig in seinem Leben. Statt vieler anderer sei hier nur auf ein Beispiel hingewiesen, auf den äußerlichen Formalismus des Begräbnisses, auf des Spaniers Gleichgültigkeit gegen seine Toten, denen er im allgemeinen nicht einmal das Geleit zu ihrer letzten Ruhestätte gibt.

Aber nicht nur gegen seine Mitmenschen ist er gleichgültig, auch gegen seine Tiere, ja gegen die, mit deren Hilfe er seinen Beruf erfüllt, die er nicht entbehren kann, deren Existenz für die seine erforderlich ist. Wie ein spanischer Fuhrherr mit seinen Pferden, Maultieren, Eseln umgeht, ist höchst widerwärtig. Wie man die Haustiere häufig behandelt, ist schrecklich, und man kann nur jeden Tag hundertmal bedauern, daß es in Spanien keine Tierschutzvereine gibt. Die Art, wie die harmlosesten Tiere, wie die Singvögel lediglich aus Freude am Jagdsport zwecklos getötet werden, was für Grausamkeiten dabei vorkommen und namentlich beim Fang solcher Vögel, die in Bauern weiterleben sollen, ist abstoßend. Die Behandlung, die die Lasttiere erfahren, wenn sie infolge von Überbürdung zusammenbrechen, die Bemerkungen, die das Publikum dabei macht, die Art, wie es sich dabei betätigt, zeugen nicht von dem geringsten Mitgefühl mit den Lebewesen, denen wir als Haustiere soviel

Dank schuldig sind. Offenkundige absichtliche Tierquälereien, das Unterlassen jeder Beihilfe, wenn ein Tier in Todesgefahr geraten ist, das Interesse, das an der Beobachtung solcher Fälle genommen, die zynischen Bemerkungen, mit denen alle solche Vorkommnisse begleitet werden, bekunden sicherlich kein Mitgefühl, kein tiefes Gemüt. Wie ist das schließlich auch zu erwarten, wenn die unglaublich rohen Stiergefechte die Nationalschauspiele und das hauptsächlichste Vergnügen des spanischen Volkes bilden. Seelische Verrohung muß ja die Folge davon sein, denn mehr als 130 größere Arenen sorgen dafür, die Nerven jedes normalen Menschen auf das äußerste anzuspannen und zu erregen. Von Jugend auf werden die Spanier an diese Schauspiele gewöhnt und dadurch für alles feinere seelische Empfinden abgestumpft.

Auch die in manchen Provinzen beliebten Hahnenkämpfe tragen nicht zur Milderung der Sitten bei. Daneben geben diese Vorführungen wie die der Stiergefechte den Spaniern Anlaß, ihrer Spielwut zu frönen; große Wetten werden bei diesen Schauspielen abgeschlossen.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die markanten Charaktereigentümlichkeiten des weiblichen Geschlechts.

In den Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander zeigen sich, namentlich im Süden und im Südosten der Halbinsel, manche Erscheinungen, die stark an den Orient erinnern. So verliebt der Mann auch während des Brautstandes ist, so behandelt er die Frau doch meist nicht wie seine Kameradin und gleichberechtigte Lebensgefährtin, sondern mehr wie eine Untergebene, ja, wie seine Sklavin. Wenn und solange er liebt, wird er leicht von Eifersucht geplagt, und sucht seine Geliebte oder seine Frau daher soviel als möglich vom Verkehr außer dem Hause abzuschließen, so daß die Frauen meistens äußerst zurückgezogen leben. Um sich diesem Zwange, der den jüngeren Frauen natürlich nicht angenehm sein kann, zu entziehen, bietet der Kirchenbesuch eine gute und vielfach die einzige Gelegenheit, bis das höhere Alter der Gatten die Liebe vermindert, die Eifersucht schwinden läßt und die Frauen dadurch größere Freiheit erhalten, sofern die Erziehung der Kinder sie nicht um so mehr an das Haus fesselt, denn die Spanierin ist im allgemeinen eine sehr liebevolle Mutter — allerdings nicht immer eine gleich gute Erzieherin. Den Jungen wird gewöhnlich zuviel Freiheit gelassen; die Mädchen als kleine Kinder zu reizenden Puppen gemacht, die das Entzücken jedes Kinderfreundes sind, später aber werden sie so streng abgeschlossen gehalten, so klösterlich erzogen, daß ihnen alle Natürlichkeit verloren geht. Als heranwachsende und vollends als erwachsene Mädchen dürfen sie ohne Begleitung einer

aya oder dueña, einer Kinderfrau, Erzieherin oder Gesellschafterin keinen Schritt außer dem Hause tun und werden vor dem Verkehr mit jungen Männern auf das sorgfältigste bewahrt, bis sie — meist sehr früh — nach einer kurzen Zeit der Liebesintrigen mit ihren Verehrern heiraten. An



Mädchen auf dem Balkon von Goya.

Gehorsam und Unterwürfigkeit gewöhnt, sind sie dann auch in der Ehe gewöhnlich sehr bescheiden und ordnen sich dem Manne vollständig unter, führen ein von dem des Harem sich nur dadurch unterscheidendes Leben, daß sie ihren Beichtvater bei sich empfangen und häufig in die Kirche gehen.

Die Nordspanierin und auch die Kastilierin erscheint daher im öffentlichen Leben eher scheu und gedrückt als kokett, wofür die Spanierinnen irrtümlicherweise von den Ausländern gehalten werden und was nur die den niedrigeren Klassen der Andalusierinnen angehörenden Individuen sind. Die überwiegend dunkle, wenn nicht schwarze Kleidung erhöht den ernsten Eindruck, den die Nordspanierin macht. Die Südspanierin liebt leuchtende Farben und allerlei Putz und Flitter.

In den kleineren Städten haben die Spanierinnen noch durchweg den so außerordentlich kleidsamen Kopfschleier oder die Mantille beibehalten und den Fächer zum Schutz gegen Sonne und Wind. In den großen Städten haben diese beiden echt spanischen Gebrauchsgegenstände der Frauen dem Hut und dem Sonnenschirm weichen müssen, die den Frauen viel von ihrem Reiz rauben. Für den Kirchgang wird allerdings bis in die höchsten Stände hinauf auch in den Groß- und Hauptstädten noch die schwarze Mantilla oder ein schwarzer Spitzenschal, ebenso wie für das Stiergefecht der weiße Spitzenschal angewandt. In jedem Fall wird auf das Arrangement des meist schwarzen Haares sehr große Sorgfalt verwandt.

In der Jugend besitzt die Spanierin gewöhnlich eine sehr schöne Gestalt; da sie jedoch bei ihrem zurückgezogenen, seßhaften Leben sehr früh zur Beileibtheit neigt, außerdem nicht gewöhnt ist, sich sehr stark einzuschnüren, so verliert sie rasch die ursprüngliche natürliche Anmut, und da auch die Gesichtszüge sich verändern, so findet man selten wirklich schöne Erscheinungen unter den Frauen, die die Mitte der Zwanziger überschritten haben.

Als die schönsten Frauen und Mädchen gelten die Andalusierinnen, und unter diesen wieder die jugendlichen, sehr brünetten Zigeunerinnen von Granada, die Sevillanerinnen, die wegen ihrer Grausamkeit und Hartherzigkeit gefürchtet sind, die Gaditanerinnen aus Cadiz und die Valencianerinnen. Die Elfenbeinfarbe der Haut, die edle Kopfform, das rabenschwarze Haar, die schwarzen Augen, die schön gewölbten Brauen, der fein geschnittene Mund und der stolze Ausdruck des Gesichts, dazu die Rose im Haar, die schwarze Mantilla, das stete Fächerspiel der schöngeformten Hände, das schwarze Kleid und die zierlichen, fast kinderkhaften Füßchen, auf deren elegante Beschuhung die größte Sorgfalt verwandt wird, geben ein Gesamtbild, dessen nachhaltigem, tiefem Eindruck sich wohl kein Mensch entziehen kann, der überhaupt für Frauenschönheit empfänglich ist.

Die Bildung der Spanierin ist äußerst gering, obgleich ihre natür-

lichen geistigen Fähigkeiten sehr hoch, im Durchschnitt vielleicht beträchtlich höher als die des Mannes sind. Ihre Stärke liegt in ihrem kirchlichen Glauben, durch den sie auch hauptsächlich den Mann beeinflußt und im Bann der Kirche erhält.

Es hat nicht ausbleiben können, daß auch die Frauenbewegung, die die Kulturwelt durchzieht, sich über die Pyrenäen hinweg Eingang in Spanien zu verschaffen versucht hat. Bis jetzt ist der Erfolg der emanzipatorischen Bestrebungen ein geringer, und es ist sehr begreiflich, daß die Kirche ihnen sehr abgeneigt und sie auf jede Weise zu beschränken bemüht ist, denn sie fürchtet, daß mit der Frauenbewegung und der Reform des Mädchenschulwesens, der Einrichtung von Mädchengymnasien und der Eröffnung der Universitäten für das Frauenstudium auch der strenge Glaube der Spanierin schwinden und daß dadurch die Macht der spanischen Staatskirche beschränkt werden wird.

Vorerst ist die Frauenbewegung noch nicht über die großen Industrie- und Verkehrszentren hinaus vorgedrungen, aber es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß sie dies tun und darauf abzielen wird, vor allen Dingen die Reform der Töchterschulen zu erwirken und die soziale Stellung der Frau zu verbessern. Welche Folgen sich daraus ergeben werden, das wird sich bald zeigen; sie werden sicherlich zum Besten des gesamten spanischen Kulturlebens sein.

10. Don Quijote und Sancho Pansa.

Im vorigen Kapitel sind die Hauptcharakterzüge des Spaniers einer Betrachtung unterzogen worden, aus der sich ergibt, wie voll von Widersprüchen und Gegensätzen der spanische Nationalcharakter ist. Der höchste Idealismus erscheint da verbunden mit dem ausgeprägtesten Materialismus, die größte Impulsivität mit der vollständigsten Apathie, das feinste Ehrgefühl mit einer wenig skrupulösen Moral, und je nach den Verhältnissen kommt einer oder der andre Charakterzug des spanischen Wesens mehr oder minder kräftig zur Geltung.

Diese sonderbare Eigenart des Wesens des spanischen Volkes ist schon den Alten aufgefallen, und die starke ethnische Mischung der ältesten geschichtlich beglaubigten Bevölkerung mit fremden Elementen hat nichts dazu beigetragen, diese Eigenart zu beeinflussen. Auch die Spanier selbst sind sich dieser ihrer Eigenart, wenn sie über sie nachzudenken Veranlassung hatten, stets bewußt geworden, haben darüber ihre Glossen gemacht, scharfe, oft genug sarkastische Selbstkritik geübt, — und das geschieht auch jetzt beständig.

Niemand aber hat dies je mit der Rücksichtslosigkeit und satirischen Ironie getan, wie der Dichter Cervantes und jeder, der Spanien und die Spanier genau kennen lernen, der die Verhältnisse des Landes gründlich studieren will, sollte nicht versäumen, vorher den Roman des Don Quijote de la Mancha zu lesen, den Cervantes 1605 herausgegeben hat, dessen Schilderungen in vielen Punkten heute noch völlig zutreffend sind und von der sorgfältigsten Beobachtung des Landes und der Erforschung des Charakters des spanischen Volkes zeugen. Man darf diesen Roman allerdings nicht als Vergnügungslektüre behandeln, denn dann wird er äußerst unbedeutend erscheinen, man muß ihn vielmehr als das lesen, was er in Wahrheit ist, als ein satirisches, symbolisches Werk, und dann dürfte man wenige Bücher in der Weltliteratur finden, die sich mit ihm an Reichtum des Inhalts, an Gedankentiefe und Ethik nur entfernt messen

können oder ihm gar gleichkommen. In diesen wirklichen Inhalt einzudringen, ist allerdings sehr schwer, und heute stehen sich die Erklärer noch so leidenschaftlich und schroff in ihren Deutungen gegenüber wie vor 300 Jahren.

Bei der großen Bedeutung, die dieses Werk besonders für Spanien hat, und da es von den Spaniern beständig zitiert wird, da die gegenwärtigen Verhältnisse dort von allen fortschreitenden freieren Geistern stets an dem Roman gemessen, alle Ereignisse unter dem Gesichtswinkel der Vergleichung mit den dort geschilderten und mit den Handlungen des Helden dieses Werkes und seines Dieners betrachtet werden, der Quijotismus ein ganz allgemein herrschender, von jedem Gebildeten angewandter Begriff ist, so erscheint es geboten, diesen Begriff zu erklären, und zu dem Zweck auf das Werk und seine beiden Hauptgestalten etwas genauer einzugehen.

Wenige Bücher haben eine solche Zahl von Auflagen und Übersetzungen aufzuweisen, wie dieser Roman, der, obgleich das Interesse für die älteren Erzeugnisse der Geistesarbeit längst vergangener Zeiten und Menschen im allgemeinen äußerst gering geworden ist, doch stets zu dem festen Bestande der Klassiker der Weltliteratur gerechnet wird. Man muß aber auch sagen, daß das Interesse der ausländischen Lesewelt an den Schilderungen der Taten des Ritters von der traurigen Gestalt und seines Knappen noch größer ist, als das der Spanier selbst, denn die mächtigsten und gestaltenden Faktoren dieses Landes hätten es am liebsten gesehen, wenn es möglich gewesen wäre, diese satirische Dichtung, die so scharfe Kritik an den Verhältnissen und Menschen Spaniens übt, aus dem Schatze der einheimischen Literatur ganz auszumerzen.

Weshalb hat der Don Quijote de la Mancha diese außerordentliche Bedeutung erlangt und bewahrt?

Die Literaturgeschichtsforscher haben darauf meist die Antwort gegeben: Weil Cervantes mit diesem Werk einer ungesunden, überschwenglichen, überlebten Literaturgattung, der der Ritterromane, durch den beißen Spott, den er in diesem Buche über sie ausgoß, den Garaus machte und einer neuen Geistesströmung und Weltanschauung mit ihm die Wege wies und bahnte. Diese Erwiderung ist es auch, die seit dem ersten Erscheinen die bedeutendsten spanischen Literaturhistoriker gegeben haben und größtenteils heute noch geben, um die Aufmerksamkeit der großen Massen von dem eigentlichen Inhalt abzulenken und sie über den Hauptzweck des Werkes zu täuschen; sie gehen in diesem Bestreben sogar so weit, dem Roman jeden literarischen und ethischen Wert abzusprechen.

Nun ist es zunächst zweifellos, daß der Don Quijote einen Merkstein in der spanischen wie in der Weltliteratur in dem vorstehend angedeuteten Sinne bildet. Er machte der Phantastik und Romantik der mittelalterlichen Unterhaltungsliteratur mit einem Schlage dadurch ein Ende, daß er sie dem Spott der ganzen Welt preisgab, setzte ihr die ungeschminkte Realistik des Alltagslebens und -denkens gegenüber und legte damit den Grund für die allmählich um sich greifende Herrschaft der realistischen Weltanschauung, die in Sancho Pansa so vortrefflich verkörpert ist.

Bei aller Anerkennung für die außerordentliche Bedeutung dieser Wirkung seines Romans, der eine tiefeinschneidende Umgestaltung der schöngeistigen Betätigung nach sich zog und somit Epoche machte in der Geschichte des Geisteslebens der Menschheit, erklärt diese Tatsache doch noch keineswegs in hinreichendem Maße einerseits die ausgesprochene Abneigung und geflissentlich bekundete Geringschätzung maßgebender und einflußreicher zeitgenössischer und späterer spanischer Beurteiler dieses Romans, wie andererseits die außerordentlich große Anerkennung, die er in ganz unvergleichlich größeren Kreisen bei ausländischen Beurteilern aller Zeiten und aller Völker seit 1605 gefunden hat.

Um diese Widersprüche zu verstehen und zu lösen, genügt somit eine so oberflächliche Beurteilung des Don Quijote und seiner Einwirkung auf die Geistesgeschichte der verflossenen drei Jahrhunderte in keiner Weise. Das Werk muß tiefere und größere Werte besitzen, durch die es wirken konnte und durch die es gewirkt hat, selbst ohne daß es lange Zeit hindurch gelungen ist, sie deutlich zu erkennen, ja selbst sie nur zu vermuten.

Da ist es denn zuerst auffallend, daß der Don Quijote so überaus geringschätzig von den beiden größten Dichtern jener Zeit, von Lope de Vega und von Calderon und ihrer Gefolgschaft, dann aber auch von vielen Geistlichen und jesuitisch geschulten Lesern beurteilt wurde. Lope und Calderon waren nun zwar sehr bedeutende und ganz ungewöhnlich fruchtbare Dichter, aber sie waren doch ganz befangen von dem Geiste ihrer Zeit; ihr Denken und Dichten war gebannt in die engen Schranken, die die spanische Kirche, die Inquisition und der Jesuitenorden der Weltanschauung und der geistigen Betätigung der Spanier gesetzt hatten und die offenkundig zu überschreiten die furchtbarsten Folterqualen und Schrecken der Inquisitionsgerichtsbarkeit, den Tod im Kerker oder auf dem Scheiterhaufen nach sich zog. Die gesamte Kulturentwicklung konnte, wie im Kapitel 7 schon angedeutet, in Spanien unter Philipp II. und seinen

Nachfolgern bis zum Schluß der Herrschaft der habsburgischen Dynastie nur innerhalb der von dem geistlichen und staatlichen unumschränkten Absolutismus geschaffenen und geduldeten geistigen und physischen Betätigungskreise erfolgen. Über diese hinaus war bei der ungeheuren Macht der Inquisition jeder Erfolg unbedingt ausgeschlossen, und die Werke Lope de Vegas und Calderons, wie aller andern zu irgendwelchem Ruhm gelangten Dichter jener Zeit, beweisen denn auch, daß diese beiden streng orthodoxen Dramatiker, die hohe geistliche Ehrenämter bekleideten, selbstverständlich ganz im Banne der Kirche standen und nichts schrieben, aber auch nichts duldeten, was nicht mit den Lehren der Kirche völlig übereinstimmte. Wenn sie sich nun ablehnend gegen den Don Quijote des Cervantes verhielten, so darf man annehmen, daß sie den äußeren Schein des satirischen Gewandes einer Parodie auf die Ritterromane wohl durchschauten und dahinter eine ernstere Kritik der kirchlichen Verhältnisse jener Zeit erblickten, angesichts des tiefen Eindrucks aber, den die Dichtung auf ihre Zeitgenossen machte, im Interesse der Kirche die Aufmerksamkeit der Leser nicht auf diesen inneren Kern lenken wollten und sich daher bemühten, den Roman als eine völlig bedeutungslose und harmlose Arbeit darzustellen und zu verspotten, vorgebend, daß sie sich nur gegen die Ritterromane richtete, sich in der Schilderung der Abenteuer ihres Helden jedoch von der jener Werke kaum irgendwie unterschied.

Diese Annahme Lopes, Calderons und anderer geistlicher Beurteiler bezüglich des wirklichen Inhalts des Don Quijote war zwar nicht völlig unzutreffend, aber sie traf doch noch nicht entfernt das Richtige in seinem ganzen Umfange.

Cervantes hatte in seinem, an traurigen Schicksalen überaus reichen Leben große Erfahrungen gesammelt, er war auf seinen Kriegsfahrten in Italien und Afrika mit Männern aus den verschiedensten Teilen der christlichen Welt, mit Protestanten und Mitgliedern anderer Glaubensgemeinschaften zusammengekommen, er hatte während seiner langjährigen Gefangenschaft in den Berberstaaten die mohammedanische Welt, ihre Anschauung, ihre Kultur, ihre Glaubenssatzungen genau kennen gelernt und damit seinen geistigen Horizont sehr erweitert, eine vergleichsweise hohe Bildung erworben und sich eine freie religiöse und Weltanschauung angeeignet. Als er dann, mittels der von seinen armen Verwandten aufgebrauchten Loskaufsumme aus der Gefangenschaft befreit, nach langer Abwesenheit in seine Heimat zurückkehrte, dort die schwersten Enttäuschungen erfuhr und mit seinem klaren Blick die trostlosen Verhältnisse der Regierung Philipps II. und den kulturellen und staatlichen Verfall

Spaniens unter Philipp III. überschaute, da wurde er von der größten Trauer über diese Zustände und ihre Urheber und Ursachen erfüllt, — aber der Selbsterhaltungstrieb zwang ihn, mit den Verhältnissen zu rechnen und sich wohl zu hüten, seine Anschauungen und Urteile unverhüllt zum Ausdruck zu bringen. Von größter Liebe für sein Vaterland und von tiefstem Schmerz über dessen völligen Verfall erfüllt und die Ursachen wohl erkennend, die diesen herbeigeführt hatten, konnte er seinem Mißmut doch nur unter symbolischen und allegorischen Formen und Bildern Ausdruck verleihen. Sein langer Aufenthalt im Auslande und der Verkehr mit Fremden hatten aber auch seinen Blick für die Erkenntnis der Eigenart seines Volkes geschärft und ihn befähigt, die Schwächen wie die guten Seiten des Volkscharakters wahrzunehmen und richtig zu bewerten. Er urteilte völlig zutreffend, wenn er in seinem Don Quijote die verderblichen Wirkungen der phantastischen Ritterromane auf den spanischen Volkscharakter mit größter Schärfe brandmarkte und darlegte, in was für utopistischen Vorstellungen und Unternehmungen sich die Träger des Idealismus bewegten, und für sie in dem Ritter Don Quijote einen vorzüglichen Typus derselben schuf. Er bewies nicht geringeren Scharfblick, wenn er die realistischen, lediglich auf die Verfolgung praktischer Lebensziele gerichteten Bestrebungen der niederen, arbeitenden Klassen des Volkes in dem unvergänglichen Typus des Sancho Pansa verkörperte. Er erwies sich bei der Schöpfung dieser beiden Gestalten als ein ganz vorzüglicher Psychologe und Beobachter: denn Don Quijote und Sancho Pansa spiegeln in ihrem Wesen und Handeln die Grundzüge des spanischen Volkscharakters so genau, daß sie — abgesehen selbstverständlich von der poetischen Übertreibung und absichtlichen Karikierung — als die getreuen Vertreter der beiden extremsten und ausgeprägtesten Charakterzüge der Spanier, wie sie ihre Geschichte und Kulturgeschichte uns darstellen, gelten können.

Der Größenwahn, das unbegrenzte Selbstbewußtsein, der Hochmut, der Stolz, die Tollkühnheit, die blindlings gegen weit überlegene Feinde den Kampf oft genug nur für Wahnvorstellungen, häufig für zwecklose Dinge, zuweilen auch für hohe Ideale beginnt — sie sind Charaktermerkmale des Spaniers von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Dasselbe gilt aber auch von der Naivität, der natürlichen Klugheit, der Gutmütigkeit, der Leichtgläubigkeit, der praktischen Verfolgung materieller Ziele, die in dem Denken und Handeln des wissenschaftlich ganz ungebildeten, aber mit gesundem Menschenverstand reich begabten Sancho Pansa in die Erscheinung treten.

In der Geliebten des Ritters, in der unvergleichlich schönen, aber nie von ihm erschauten Dulcinea von Toboso ist die so stark ausgeprägte Vaterlandsliebe des Spaniers in ihrer vollendetsten Gestalt verkörpert, für die kein Opfer zu groß und zu schwer ist. Zugleich aber ist auch das hohe Ideal der Größe und Bedeutung, die der Spanier für sein Vaterland erstrebt, in ihr dargestellt.

Schildert Cervantes somit in den beiden Hauptgestalten seines Romans die Vertreter der zwei markantesten Charaktereigenschaften des spanischen Volkes, in der Dulcinea und den übrigen Personen seines Werkes die männlichen und weiblichen Vertreter der andern weniger hervortretenden Charakterzüge und daneben zugleich auch die ganzer Gesellschaftsklassen seines Volkes, so zeichnet er mit außerordentlichem Geschick in dem ganzen Werke, in allen Handlungen und Situationen seiner Gestalten auch, allerdings stets unter Anwendung symbolischer und allegorischer Formen, die Zustände Spaniens zu seiner Zeit.

Da begreift es sich aber auch leicht, daß diejenigen, die die scheinbar nur gegen die Herrschaft der Phantasterei der Ritterromane gerichtete Satire in ihrem tieferen Sinne erfaßten, von diesem Spiegelbilde Spaniens und der Spanier nicht sehr erfreut waren. Namentlich gilt das von denen, die hinter diesem schillernden Mantel einer Parodie des Rittertums Angriffe gegen die Kirche und ihre zahlreichen mächtigen Träger, sowie solche gegen die absolute Macht der Krone und der staatlichen Faktoren witterten und zu erkennen glaubten.

Spricht aus jedem Worte dieses merkwürdigen Romans die innigste Vaterlandsliebe, so andererseits auch der Wunsch, das geliebte Vaterland und das Volk aus den Banden des unwürdigen Zwanges, unter dem es seufzte, und von den Schäden, die seiner Regierung anhafteten, zu befreien. Diese politische Seite des Werkes tritt namentlich im zweiten Teil deutlich hervor, der wertvolle Hinweise bezüglich der Staatsordnung und Verwaltung enthält. Weil jeder unbefangene Spanier bei dem Lesen des Werkes den Verfasser verstand und mit ihm fühlte, so konnte das Buch trotz der beständigen erbarmungslosen Verspottung aller Schwächen des spanischen Nationalcharakters und trotz aller Bemühungen der Verkleinerer seines inneren Wertes sich doch die drei Jahrhunderte hindurch halten und an Ansehen noch zunehmen, weil es nicht nur die Grundzüge des Wesens des Spaniers jener Zeiten, sondern auch der Folgezeit und der Gegenwart so vortrefflich widerspiegelt.

Ist damit aber der wahre Wert dieses Buches erschöpft? Konnte es als Satire auf alle Auswüchse des spanischen Volkscharakters sich auch

im Auslande so hohes Ansehen bewahren, wie es dies in Wirklichkeit getan hat? Sicherlich nicht.

Es ist vielfach gesagt worden, der Don Quijote könne beinahe als ein Sammelwerk von Sprichwörtern gelten, und das ist in gewissem Sinne zutreffend, denn er ist überreich an volkstümlichen Sentenzen und an Weisheitssprüchen von tiefstem ethischen Gehalt. Man erkennt bei gründlicherem Nachforschen bald, daß der Dichter neben dem literarischen und dem nationalen Zweck noch den weiteren verfolgte, seine in ernster Schule des Lebens erworbenen Erfahrungen nicht nur seinen Landsleuten, sondern überhaupt allen Menschen nutzbar zu machen und dazu beizutragen, sie durch Geißelung alles Phantastischen, Kleinlichen, Zopfigen, Veralteten und, vor allen Dingen, alles Unrechten aus den Banden und Schranken dieser Hemmnisse ebenso wie aus denen, die aus dem übertriebenen Realismus und Materialismus erwachsen, zu befreien und sie zu einem höheren sittlichen Standpunkt zu erheben. Unter diesem philosophisch-ethischen Gesichtswinkel betrachtet, erlangt das Werk allerdings eine über den Interessenkreis Spaniens weit hinausgehende internationale, allgemein menschliche Bedeutung. Und dieser tiefe ethische Zweck und Gehalt sind es auch, die das Werk zu dem gemacht haben, was es tatsächlich geworden ist: ein klassisches Buch, das nicht einem Volke, sondern der Menschheit angehört, die ebenso wie Spanien ihre Don Quijotes und ihre Sancho Pansas hat.

Mit Quijotismus, diesem so unendlich oft in Spanien gebrauchten Worte, bezeichnet man dort nun alle jene Erscheinungen des öffentlichen Lebens und alle jene Handlungen, die im Charakter des Spaniers, so wie Cervantes ihn in Don Quijote und Sancho Pansa dargestellt hat, wurzeln, und namentlich alle Taten, die unpraktisch, unzeitgemäß und phantastisch oder egoistisch, brutal und verschmitzt sind, alles ferner, was reformbedürftig ist, alles, was beseitigt werden müßte, weil es veraltet, töricht und verkehrt ist.

Die Verhältnisse des heutigen Spanien sind ja leider sehr unerfreulich, um nicht — wie zahllose der besten Spanier selbst anerkennen — trostlos genannt zu werden, und doch geschieht wenig oder fast nichts, um sie zu bessern, um unter durchgreifenden Reformen auf allen Gebieten des staatlichen und öffentlichen Lebens eine allgemeine Hebung der Kultur herbeizuführen.

Ein gedrängtes Bild der allgemeinen kulturellen Verhältnisse Spaniens in ihren markantesten Erscheinungen wird dies bestätigen und manche quijotische Züge zu erkennen geben.

Aus dem Kapitel über das staatliche Leben haben wir ersehen, wie viel die Staatsordnung zu wünschen übrig läßt.

Wohl ist eine Verfassung vorhanden, mit der sich viel erzielen ließe, wenn einige unhaltbare und das nationale Leben schwer schädigende Punkte beseitigt würden, wenn vor allem die Gewissens- und Religionsfreiheit zum Gesetz erhoben würde. Statt dessen werden ihre Bestimmungen mehr und mehr eingeschränkt und durch tendenziöse reaktionäre Interpretation ihrer hauptsächlichsten Vorzüge beraubt.

Die Macht des Königs ist verfassungsmäßig begrenzt, und es ist jedem etwaigen Streben autokratischen Charakters eine enge Schranke gesetzt. König Alfons XII., die Königin-Regentin und König Alfons XIII. haben auch nie daran nur gedacht, die verfassungsmäßigen Schranken zu überschreiten, sie haben vielmehr mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die Regierung in Anpassung an das Staatsgrundgesetz geleitet.

Trotzdem wurde die Verfassung häufig verletzt, wurden die bestehenden Gesetze mißachtet und überschritten, wurden die größten Ungerechtigkeiten begangen, so daß die Zeitungen immer voll sind von Klagen über die herrschende Gesetzlosigkeit.

Weshalb? Weil die Regierungen völlig oligarchisch und autokratisch sind.

Die Regierungen sind stets solche der Parteien, deren Häupter genötigt sind, den Nepotismus sich entfalten zu lassen und den weitestgehenden Wünschen ihrer Parteigenossen unbedingt Rechnung zu tragen, wenn sie nicht unter ihren Anhängern Zwiespalt untereinander und Auflehnung gegen sich selbst entstehen sehen wollen. Diese Parteiregierungen können nicht viele Rücksicht auf Verfassung und Gesetz nehmen, denn sie sind abhängig von ihren Parteigenossen und werden oft durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, unumschränkt zu schalten und zu walten, wenn sie sich die Herrschaft sichern wollen. Vom Premierminister bis zum niedrigsten und letzten Staatsbeamten ist jeder nur darauf bedacht, seine Amtsperiode, deren Dauer kein Mensch voraussehen kann, auf das vorteilhafteste auszubeuten, und der übertriebenste Egoismus ist damit zur Geltung gebracht, ein Egoismus, dem nichts heilig ist, der keine Rücksicht nehmen kann, der, verschärft durch parteipolitische Prinzipienreiterei, den Gegner auf jede Weise zu schwächen und das von letzterem Geschaffene zu vernichten sucht. Politischer Idealismus, der nur das Staatswohl im Auge hat, alle Schäden beseitigen, allen Forderungen des Volks und der öffentlichen Meinung Rechnung tragen, gründliche Reformen durchführen will — ist immer, wie das an andern Orten ausgeführt wurde, nur vorhanden,

solange eine Partei sich in der Opposition gegen die Regierung befindet, nicht die Herrschaft führt. Sobald sie diese erreicht, tritt sofort an die Stelle des höchsten Idealismus der praktische Realismus der ergiebigsten Ausbeutung; die Sorge um die Existenz bringt die schönen Versprechungen, die vortrefflichen Reformpläne in Vergessenheit, es sei denn, daß die Schöpfungen des gegnerischen Vorgängers beseitigt, seine Einrichtungen verworfen, seine Gesetze aufgehoben werden.

Am deutlichsten treten die Nachteile der parteipolitischen Oligarchie schon in die Erscheinung bei dem ersten Akt, den jede neue Regierung zum Zwecke der möglichst langen Selbsterhaltung vollziehen muß: bei den Vorbereitungen und der Ausführung der Corteswahlen und demnächst bei den Gemeindewahlen. Es ist ja geschildert worden, wie es dabei zugeht. Nun wäre zwar ein Faktor da, der wenigstens grobe Verfassungs- und Gesetzesverletzungen verhindern und vorkommendenfalls bestrafen könnte; der Staat selbst hat seine oberste parlamentarische Behörde, die berufen ist, die rechtliche Gültigkeit der Wahlen zu prüfen, und neben dieser Behörde sind die ordentlichen Gerichte da, deren Aufgabe es ist, jede Gesetzesübertretung ohne alle Rücksichtnahme, lediglich in Gemäßheit mit den bestehenden Landesgesetzen, zu sühnen. Nur selten aber ist es bisher vorgekommen, daß trotz der grössten Gesetzesverletzungen und Verfassungswidrigkeiten die bei den Wahlen Geschädigten ihr Recht erhalten haben. Die Wahlprüfungen nach dem Zusammentritt der Cortes bieten hierfür jedesmal die deutlichsten Beweise und fördern Vorgänge zutage, die man in einem auf verfassungsmäßiger Grundlage ruhenden Staat überhaupt nicht für denkbar halten sollte, wenn sie nicht als unzweifelhaft erwiesen würden. Der regierungstreuere Sieger und seine Wähler sind ein für allemal völlig geschützt gegen alle noch so begründeten und auf die sichersten Beweise gestützten Anschuldigungen. Gelingt es dem unterlegenen oppositionellen Kandidaten, der häufig in Wirklichkeit die Majorität der Stimmen erhalten hat, ein gerichtliches Verfahren gegen den Sieger und seine Kaziken und mit Geld und Versprechungen gewonnene Wähler einzuleiten — was nicht leicht ist, da sich die Gerichtshöfe dagegen solange als möglich und mit allen nur erdenklichen Mitteln sträuben, einen solchen Prozeß zu übernehmen —, so werden die Kläger sehr bald die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen erkennen. Das Verfahren wird aus irgendwelchen Anlässen, für die Gründe immer leicht zu finden sind, eingestellt oder, wenn der Kläger sehr große Macht, sehr starke Hintermänner und sehr viel Geld für tüchtige Advokaten zu opfern hat, freigesprochen, und die Wahlakte des angeklagten Siegers als gültig ver-

kündet werden, und wenn noch so klar bewiesen werden kann, daß die Wahl gefälscht ist, daß ungültige, auf den Namen des Siegers lautende Wahlzettel in die Urne geschmuggelt sind, für längst Verstorbene Stimmzettel abgegeben, die Wähler des Gegenkandidaten von den Kaziken und Anhängern des Regierungskandidaten vergewaltigt, geprügelt, verwundet, vielleicht getötet, oder wegen angeblicher Ruhestörung verhaftet worden sind und dergleichen mehr.

Solche Ereignisse bezeichnet die öffentliche Meinung dann als quijotisch und als Cosas de España.

Daß durch derartige offenkundige Verletzungen der Verfassung und der Gesetze das Rechtsbewußtsein im Volke sehr erschüttert wird und schließlich ganz schwindet, versteht sich von selbst. Gegen die Regierenden, ihre Schützlinge und die von ihnen angestellten höheren Beamten ist es äußerst schwer, Recht zu finden, und jeder Staatsanwalt sowie jeder Gerichtshof wird alles aufbieten, Klagen abzulehnen, die sich gegen irgend einen angesehenen Beamten richten. Beweise für diese zu beklagende Tatsache liegen massenhaft vor, und die oppositionelle Presse versäumt nicht, jedes derartige Vorkommnis in breitester Weise zu behandeln und zur vollen Kenntnis der weitesten Volkskreise zu bringen. Ein klassisches Beispiel hierfür ist der Fall Bosch, in dem dieser als Oberbürgermeister von Madrid nebst einer großen Zahl Stadträte der schwersten Gesetzesverletzungen beschuldigt, schließlich doch straflos ausging. Der Minister, der ihn schützte, war Romero Robledo, der ja auch vor aller Welt offen den Satz ausgesprochen hat, daß „die Gerichte den Zwecken der Regierung zu dienen haben“. Dieser Grundsatz wirft natürlich jede Rechtssicherheit über den Haufen, denn sie besagt klar und deutlich, daß die Gerichte nur im Sinne der Regierung zu urteilen haben. Ihre Parteilichkeit ist damit sanktioniert. Die obersten Justizbeamten teilen ja auch das Schicksal aller andern höheren Beamten, sie sind nur so lange im Dienst, wie die der jeweilig herrschenden Partei angehörenden Minister. Ist die Absetzbarkeit der Beamten eine der Hauptursachen der großen Demoralisation im Beamtenstande, so ist vollends die der Staatsanwälte und Richter im höchsten Grade schädigend für die Sicherheit und den Bestand des Staatswesens, denn wenn auf das bestehende Gesetz und die Rechtsprechung kein Verlaß mehr ist, so ist eine der wichtigsten Grundlagen des Staats erschüttert.

Wie bedeutende spanische Staatsmänner über das spanische Gerichtswesen urteilten und es noch tun, dafür seien hier nur einige Zitate statt hunderter herangezogen. Der einstige Ministerpräsident Posada

Herrera sagte darüber: „Die spanische Gesetzgebung ist ein wirres Chaos sich widersprechender Bestimmungen, welche keinem festen Prinzip, sondern allein der Laune oder dem Interesse des Richters entsprechen und daher das gesamte Recht in einen Trümmerhaufen verwandelt haben, welcher jeden Spanier erdrückt, der die Gunst der nach Wohlgefallen Regierenden nicht besitzt.“ Torres Campos äußert sich in seinem Werke „Wie die Gerechtigkeitspflege gehandhabt wird“ folgendermaßen: „Die Justiz wird gehandhabt, wie die Behörden für gut befinden. Die Regierung kann nicht allein Richter ernennen, die ihren Amtspflichten „höherer Weisung gemäß“ entsprechen, sondern dieselben auch von jeglicher Verantwortung entbinden und Verurteilte in unbeschränkter Anzahl begnadigen. Sie hat Polizei und Strafanstalten in ihrer Hand, kann daher die Verfolgung von Verbrechern einstellen, ja sogar Verurteilte der Öffentlichkeit gegenüber als eingekerkert erscheinen lassen, obwohl sie in Wahrheit ein Gefängnis nie betreten haben! . . . Freilich kommen wohl auch Fälle vor, in denen sie mit Energie verfährt und den Gerichten die strengste Pflichterfüllung anempfiehlt; aber selbst dann fehlt noch jede Garantie für den Erfolg. Denn bei der Anstellung unserer Justizbeamten werden deren persönliche Eigenschaften weder geprüft noch überhaupt in Betracht gezogen; es befinden sich unter ihnen viele, die bereits als Studierende nichts leisteten und später auf Grund außerordentlicher Nachsicht oder Empfehlungen approbiert wurden; und dennoch sollte man wohl bedenken, daß das Richteramt kein leichtes und die Ausübung desselben nicht jedermanns Sache ist.“

Ein spanisches Sprichwort lautet: „hecha la ley, hecha la trampa“. Wird ein neues Gesetz geschaffen, so ist damit eine neue Falle geschaffen.

Das Rechtsverfahren aber ist auch nicht danach angetan, das geschwundene Vertrauen zu heben; es flößt vielmehr Furcht ein und wirkt abschreckend.

Wer in Spanien einen Prozeß führen will, gleichviel ob Landesangehöriger oder Ausländer, muß zunächst eine Kautions hinterlegen, deren Höhe natürlich dem Wesen und der Bedeutung der angestregten Klage entspricht. Die gerichtlichen Verhandlungen, Feststellungen, Rückfragen, Vorladungen, Vernehmungen, Gutachten und Relationen nehmen dann oft Jahre in Anspruch, bis endlich die ersehnte Entscheidung erfolgt, und kosten ein ungeheures Geld. Aber auch diese Entscheidung wird in vielen Fällen, sei es auf Grund eines Versehens oder Formfehlers, sei es auf Antrag eines Interessenten oder auf Befinden einer höheren Instanz rezindiert, und es beginnt eine Revision der Prozeßakten, die sich ebenfalls

durch etliche Jahre hindurchzieht, bis endlich das ursprüngliche Urteil bestätigt oder gar ein demselben diametral entgegengesetztes gefällt wird. Und dieserart werden ganze Berge von Stempelpapier verbraucht, die Prozeßkosten wachsen ins Unendliche an, Kläger und Verklagter verarmen, Advokaten und Gerichte aber gedeihen auf das ersichtlichste.

Über die Verfahrensweisen bei Erbschaftsregulierungen, Konkurs- und Liquidationsgeschäften ließen sich ganze Werke schreiben.

Die Kriminalprozeßordnung ist in Spanien mit unwesentlichen Abänderungen noch genau dieselbe, wie vor hundert Jahren, und dasselbe gilt auch vom Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten.

Der Krebschaden, der in Spanien das gesamte Justizwesen lähmt und die Autorität des Gesetzes so sehr beeinträchtigt, liegt indessen nicht allein in der systematischen Verschleppung selbst der einfachsten prozessualischen Geschäfte; er liegt hauptsächlich darin, daß auch die höchsten gerichtlichen Behörden des Landes, selbst wenn sie es wollen, nur selten imstande sind, ihren eigenen Rechtssprüchen Geltung zu verschaffen, zumal in Fällen, in denen die ergangenen Entscheidungen niedere Verwaltungsbehörden, wie Provinzial- und Munizipalämter, betreffen und letzteren entweder unter sich oder Privatpersonen gegenüber Verpflichtungen auflegen.

Es wird sich daher jeder soviel als möglich hüten, einen Prozeß anzustrengen oder in einen solchen verwickelt zu werden, ja selbst nur in der einfachsten Angelegenheit als Zeuge zu fungieren, denn man kann dabei ganz unversehens für längere Zeit in Haft geraten. Namentlich in kleinen Städten, wo Staatsanwalt, Richter und Advokat zu den Hauptpersonen der Gesellschaft gehören, sehr großes Ansehen genießen, besitzen sie auch fast unumschränkte Macht und können sie ungehindert nach ihrem Befinden gebrauchen.

Was für Mittel bei den größeren politischen Prozessen angewandt werden, um Zeugenaussagen zu erzwingen, davon gaben die Enthüllungen über die Vorkommnisse in dem Prozeß gegen die im Fort Monjuich internierten Anarchisten ein Beispiel, das seinerzeit einen Entrüstungssturm nicht nur in allen liberalen Kreisen Spaniens, sondern in der ganzen zivilisierten Welt hervorgerufen hat. Die Gefangenen waren geradezu der Tortur unterworfen worden, um auszusagen, was man zu wissen wünschte. Wenn dergleichen seitdem wohl nicht mehr gewagt werden dürfte, so läßt doch das spanische Gefängniswesen noch sehr viel zu wünschen. Es gilt von den meisten Gefängnissen, namentlich von denen der kleinen Orte, noch immer, was Posada Herrera vor fünfzig Jahren

über sie sagte: „Die spanischen Strafanstalten sind weit davon entfernt, eine Schule der Moralität und ein Element für die Milderung der öffentlichen Sitten zu sein; sie sind eher als Brutstätten des Verbrechens, der Korruption und des Lasters zu betrachten.“ Die Räume sind meist unzureichend und den Anforderungen an Hygiene in keiner Weise entsprechend. Der Direktor und die Wächter können mit den Gefangenen ganz nach ihrem Willen verfahren, und die Unglücklichen, die kein Geld haben, für ihren Unterhalt nicht selbst sorgen können, sind der größten Not preisgegeben, abgesehen davon, daß sie natürlich auch in die schlechtesten Zellen eingesperrt und aus den geringfügigsten Anlässen gefesselt und an die Mauern angeschlossen werden. Das letztere geschieht, um ihr Entweichen zu verhindern, was bei den mangelhaften Einrichtungen der Gefängnisse ziemlich leicht zu sein scheint, selbst wenn die Schließer und Wächter nicht für Bestechung zugänglich sind. Das Fesseln ist zwar nur in ganz bestimmten Fällen der Aufsässigkeit und bei den schwersten Verbrechen jetzt gesetzlich statthaft, aber, wie gesagt, die Direktoren und Schließer sind ganz unumschränkt und brauchen auch nicht einmal Anzeigen zu fürchten, denn jeder, der einmal in einem kleinen Gefängnis gesessen und die Schrecken der willkürlichen Behandlung, hauptsächlich aber der Gefangenentransporte durchgemacht hat, wird sich hüten, etwas darüber verlauten zu lassen, denn was hätte er in einem solchen Falle vollends von den Wärtern und Direktoren oder bei einer späteren Verhaftung zu erwarten. Der Gefangene ist heute dort immer noch der aller Rechte Beraubte, aus der staatlichen Zugehörigkeit für die Dauer seiner Haft völlig Ausgeschlossene, der Willkür seiner Peiniger und Wächter Preisgebene. Wo milde Direktoren und Schließer ihres Amtes nachsichtig walten, da herrschen dann in den als „fidele“ bezeichneten Gefängnissen nicht minder eigenartige Zustände, da die Gefangenen sich in ihnen der größten Freiheiten erfreuen, sich sehr gut belustigen, und dies wohl auch gelegentlich außerhalb der Gefängnismauern tun dürfen. Von dieser Kategorie von Gefängnissen gehen auch die Betrügereien aus, die unter dem Namen „Entierros“ in aller Welt bekannt sind. Sie bestehen darin, daß ein Gefangener an reiche Leute schreibt und sie unter Anrufung ihrer Menschlichkeit auffordert, einen großen Schatz zu heben, von dem der Briefschreiber Kenntnis hat, und der ihm die Mittel geben soll, ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Der Ort wird aber erst mitgeteilt, wenn der Adressat dem Briefschreiber einen großen Vorschuß gewähren will. Oder es wird dem Adressaten von dem letztern, der sich als bankerotter Gewerbetreibender oder Bankier, jedenfalls als ein Un-

glücklicher, ungerecht Verurteilter charakterisiert, mitgeteilt, daß der Plan des Ortes, an dem der Schatz liegt, sich in einem beschlagnahmten Koffer befindet, zu dessen Auslösung die und die Summe erforderlich ist; wird diese gewährt, so ist der Briefschreiber bereit, diese Pläne gegen weitere Summen auszuliefern oder dem Adressaten einen Verwandten oder Vertrauensmann zu nennen, mit dem zusammen er den Schatz suchen kann, von dem ihm, dem Adressaten, dann die Hälfte zufallen soll. Dieser plumpe Plan kehrt in zahllosen Varianten wieder, und die Erfinder dieser zuweilen verwickelten Erzählungen und ihre Helfershelfer finden auch, wie die fremden Botschafter und Konsuln in Spanien nur zu wohl wissen, oft genug wirklich noch immer Individuen, die auf solchen Betrug hereinfliegen.

Die Frauengefängnisse, wo es überhaupt besondere Gebäude für die beiden Geschlechter gibt, sind nicht viel besser geordnet als die für Männer bestimmten. Auch sie reichen meist nicht für die Zahl der Gefangenen aus und entbehren aller modernen hygienischen Einrichtungen. Es ist aber wenigstens den Frauen Gelegenheit gegeben, sich durch Handarbeit etwas Geld zu verdienen. Säuglinge und kleine Kinder dürfen bei den verhafteten Müttern bleiben, gehen allerdings meist in der ungesunden Luft drauf, ehe sie das siebente Jahr erreichen, mit dem sie das Gefängnis verlassen müssen.

Bis jetzt gibt es nur ein Gefängnis, das den besseren des Auslandes an die Seite gestellt werden kann; es ist das große Zellengefängnis von Madrid, das wenigstens in seiner inneren Einrichtung und Verwaltung als mustergültig betrachtet werden kann. Das letzte liberale Kabinett, und zwar im besonderen der Justizminister Graf Romanones, hatte 1906 eine seit langem erwünschte Neuordnung des ganzen Gefängniswesens auf sein Programm gestellt; er stürzte jedoch, ehe diese Reform durchgeführt war, und so ist denn auch auf diesem Gebiet der Verwaltung vorerst alles beim alten geblieben.

Die Sicherheitsorgane entsprechen ebenfalls keineswegs den an sie zu stellenden Forderungen, das zeigt sich bei jeder ernsteren Gelegenheit, wo dann sogleich das Militär zur Hilfe gerufen werden muß. Die städtische Polizei verfügt im allgemeinen nicht über die nötige Zahl von Angestellten und diese sind außerdem so schlecht besoldet, daß sie auf Nebenwerb angewiesen sind, wodurch ihre Zuverlässigkeit sehr beeinträchtigt wird. Gerade in den letzten Jahren ist wieder in mehreren Fällen die Unzulänglichkeit der heutigen Polizeiordnung deutlich in die Erscheinung getreten, und die Enthüllungen über die Polizeiskandale im Jahre 1903

haben die Madrider Polizei sehr bloßgestellt. Die im Jahre 1907 aufgedeckte rege Tätigkeit einzelner Polizeispitzel und „Agenten“ Barcelonas, die durch Bombenattentate die Anarchistenhetze zu fördern suchten, hat auch nicht dazu beigetragen, das Ansehen der Polizei zu erhöhen.

Für sehr viel zuverlässiger gilt die Guardia civil, die sich aus den besten und tüchtigsten ausgedienten Soldaten des Heeres rekrutiert, und mit großem und lobenswertem Eifer für die öffentliche Sicherheit auf dem Lande und allen Verkehrswegen sorgt. Ihre wichtigste Aufgabe ist, überall



Sevilla: Die Vorstadt Triana.

Neue Photogr. Gesellsch.

dem Banditenwesen zu steuern, das ebensowenig wie der Schmuggelhandel völlig auszurotten zu sein scheint.

Die Bandoleros oder Salteadores sind durchweg sehr tapfere, unerschrockene Männer, vorzügliche Schützen und mit den lokalen Verhältnissen der von ihnen heimgesuchten Gebiete völlig vertraut. Dort aufgewachsen, sind sie durch viele Familienbande mit der Bevölkerung innig verbunden, und da sie durchweg sehr fromme, wohlthätige Leute sind, die auch der Kirche bedeutende Spenden machen, so erfreuen sie sich ge-

wöhnlich in der einheimischen Bevölkerung großer Beliebtheit und haben von ihr nicht zu befürchten, daß sie sie ihren Verfolgern verraten oder ausliefern wird. Aber auch wenn einer oder der andre gefangen wird, so wird niemand aus der Gegend, die sein Tätigkeitsfeld bildet, zu bewegen sein, gegen ihn vor Gericht zu zeugen, denn das wäre sein Tod; die Genossen des gefangenen Banditen würden jeden Fall von Verrat sofort auf das furchtbarste rächen. Die Bandoleros üben also einen Terrorismus erfolgreichster Art aus und erschweren der Guardia civil sowie den Gerichten dadurch sehr ihre Verfolgung.

Hatte man geglaubt, daß das Banditenwesen in neuester Zeit sehr eingeschränkt wäre durch die große und rücksichtslose Tätigkeit der Guardia civil, so haben die Ereignisse in Andalusien im Jahre 1906 und 1907 wieder bewiesen, daß es nicht der Fall ist. Die Stadt Estepa ist dort seit langen Zeiten einer der Hauptherde des Brigantenwesens gewesen, und aus dieser Stadt stammt auch der Mann, der letzthin den ganzen Süden Spaniens durch seine Räubereien in Schrecken versetzt hat. Wie seine Vorgänger gab sich auch Vivillo, so heißt der Ende 1907 nach Argentinien geflüchtete und von diesem Staat bisher noch nicht herausgegebene Führer einer großen Schar auserlesener verwegener Banditen, nicht mit Kleinigkeiten ab, keiner von ihnen hat sich je an einem Armen oder Unbemittelten vergriffen, nur die reichen Grundbesitzer und Geschäftsleute fielen ihnen zur Beute. Dabei wurde der Grundsatz befolgt, die Aufmerksamkeit der Guardia civil tunlichst dadurch abzulenken und ihre Kraft durch Zersplitterung zu schwächen, daß sie immer an mehreren weit voneinander entfernten Orten gleichzeitig ihre Taten ausführten. Neben Vivillo war es besonders der inzwischen erschossene Pernalés, der sich durch erstaunliche Beweglichkeit und Verwegenheit auszeichnete. Dabei muß erwähnt werden, daß es den Gliedern dieser Bande von ihren Führern zur Pflicht gemacht war, Blut nur im Notfall und zum eigenen Schutz zu vergießen; die von ihnen Angegriffenen wagten daher auch selten Widerstand. Nur jede Art von Verrat bestrafte sie auf das grausamste und ohne jede Rücksicht. Auch die Bestohlenen hüten sich daher in vielen Fällen, den Behörden von ihrem Unheil Mitteilung zu machen, weil sie sich dadurch der Gefahr aussetzen, von den Banditen sofort erschossen zu werden.

Wen die Guardia civil einmal faßt, der ist auch unschädlich gemacht, solange er sich in ihrer Macht befindet, denn jeder Fluchtversuch des Inhaftierten und jeder tätliche Widerstand wird mit dem Tode bestraft, da die Guardia civil das Recht hat, wenn ein Sergeant oder Offizier und zwei Soldaten zusammen sind, in jedem Augenblick das Standrecht geltend

zu machen. Bei Gefangenentransporten durch die Guardia civil verschwindet denn auch nicht selten einer oder der andre; gelegentlich werden den Begleitern solcher Transporte auch von höherer Seite gewisse Gefangene ihrer besonderen „sorgfältigen Beobachtung“ empfohlen.

Dem andalusischen Banditenwesen haftet auch heute noch ein starker romantischer Nimbus an; das zeigt sich besonders in der Schwärmerei der Mädchen und Frauen für diese durch ihre Kühnheit ausgezeichneten Männer.

Etwas anders verhält es sich mit einer andern Art des Bandolerismus, mit der „Schwarzen Hand“, von der es zwar heißt, daß sie vollständig erstickt sei, nachdem ihre Führer vor mehr als zwanzig Jahren teils hingerichtet, teils zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt worden sind. Hin und wieder werden aber Taten begangen, die ihrer ganzen Art nach nichts mit dem offenkundigen Auftreten der Banditen, etwa der Genossen Vivillos, gemein haben und von vielen Kennern der Verhältnisse den Mitgliedern eines der „Schwarzen Hand“ nachgebildeten Geheimbundes zugeschrieben werden.

Die „Schwarze Hand“ war ein Bund agrarischer Terroristen und Anarchisten, der sich die Aufgabe stellte, dem unsäglichen Elend der Landarbeiter Andalusiens zu steuern, an den reichen Bauern und Großgrundbesitzern Rache zu nehmen für die Bedrückung und Ausbeutung ihrer Bediegteten. Wenn nun auch, soweit bekannt, die „Schwarze Hand“ aufgehört hat zu existieren, so sind doch die Zustände, die in den Ackerbaudistrikten Andalusiens bestehen, heute noch nicht viel anders als vor 20, 30 Jahren, und die Landarbeiter sind von dem tiefsten Haß gegen die Besitzenden erfüllt. Der Anarchismus hat daher dort ein sehr fruchtbares Feld der Propaganda und ist sehr tätig. Mancher geheimnisvolle Mord, manche Brandstiftung wird entweder einzelnen Unzufriedenen oder Gliedern eines Geheimbundes zuzuschreiben sein.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf einige andre Gebiete der Staatsverwaltung.

Was zunächst das Heerwesen anbetrifft, so ist die Reorganisation desselben Jahrzehnte hindurch einer der wichtigsten Gegenstände der Beratung der militärischen wie der politischen Kreise gewesen. Die frühere Heeresordnung erkannte man als unhaltbar an, aber bei der Verschiedenheit der Ansichten aller maßgebenden Kreise über das, was geschehen sollte, geschah zunächst, wie gewöhnlich, lange Zeit hindurch nichts. Als dann die große Katastrophe von 1898 eintrat, da sah man sich endlich genötigt, Reformen anzubahnen. Die Militärpartei verlangte vor allem

unter Führung von General Weyler die Mittel zu einer durchgreifenden Reorganisation und zur Durchführung eines umfassenden Planes der Landesverteidigung, der Befestigung der Grenzen, und zur Beschaffung von Kriegsmaterial, das den modernen Grundsätzen für die Heeresausrüstung einigermaßen entsprach. Die Mittel, die bewilligt werden konnten, waren jedoch unzureichend, und es bleibt auch heute noch das Meiste und das Wichtigste, was von den militärischen Kreisen als unbedingt erforderlich betrachtet wird, zu tun übrig.

Dem Verlangen, das von demokratischer Seite schon so oft geäußert worden war, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, wurde endlich im Prinzip auch Rechnung getragen, aber man konnte sich nicht entschließen, die Stellvertretung abzuschaffen, weil die ohnehin so schwierige Finanzlage dadurch noch verschlimmert worden wäre, wenn der Staat auf die Summen hätte verzichten müssen, die der Loskauf vom Militärdienst ergibt. Die Beibehaltung der Stellvertretung, der Befreiung vom Militärdienst durch Zahlung einer kleinen Geldsumme hebt aber den Wert der allgemeinen Wehrpflicht auf, denn er ermöglicht es allen gebildeten Elementen und allen Begüterten, sich dieser Pflicht zu entziehen. Dadurch wird eine Hebung des geistigen Niveaus des Heeres verhindert, und da auch die Ausbildung der Offiziere noch viel zu wünschen übrig läßt, so kann die jetzige Rekrutierungsordnung noch niemand befriedigen, der das spanische Heerwesen im Interesse des Staates auf ein möglichst hohes intellektuelles Niveau erhoben wissen will, wozu die allgemeine Wehrpflicht vor allem führen soll.

Von liberaler Seite wird der obersten Heeresverwaltung ferner vorgeworfen, daß sie der Günstlingswirtschaft nicht genug entgegenwirkt, und es dadurch den wenig bemittelten jungen Offizieren, die keine hohen einflußreichen Beziehungen haben, sehr schwer macht, vorwärts zu kommen.

Die Republikaner endlich klagen darüber, daß der Militarismus sich zum Nachteil des Staats übermäßig breit macht, an die Staatskassen Anforderungen stellt, die in keiner Beziehung zu der Bedeutung stehen, die das große kostspielige stehende Heer unter den heutigen, gegen früher völlig veränderten Verhältnissen Spaniens hat und beanspruchen kann. Sie wollen daher das Milizwesen, wie es sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bisher so gut bewährt hat, eingeführt wissen, um durch beträchtliche Verminderung des Heeresbudgets die erforderlichen Gelder für Hebung des Schulwesens und andre praktische kulturelle Zwecke zu gewinnen.

So stehen sich denn bezüglich der endgültigen, früher oder später

notwendigen durchgreifenden und vollständigen Neugestaltung des Heerwesens die verschiedenartigsten Ansichten vorerst noch schroff gegenüber.

Bezüglich der Neuschaffung einer Kriegsmarine sind die Meinungen nicht weniger geteilt. Die spanischen Chauvinisten können es mit ihrem Nationalstolz nicht vereinbaren, daß ihr Vaterland, in dem die Sonne früher nicht unterging, und das die Meere beherrschte, nicht eine mächtige Marine haben soll. Sie können es in ihrer Großmannssucht nicht dulden, daß Spanien nicht in der ersten Reihe der Großmächte stehen und nicht seine Stellung behaupten soll, die es im sechzehnten Jahrhundert einnahm. Für sie ist es einfach eine Ehrensache, daß der Staat auch eine Kriegsflotte besitzen muß, die ihn befähigt, die seiner geschichtlichen Tradition entsprechende große Rolle im Völkerkonzert zu spielen. Don Quijote träumt von zukünftigen Zeiten, in denen sein Vaterland verbündet mit seinen für jetzt allerdings verlorenen, weil selbständig gewordenen Töchtern in Amerika sich wieder zu dominierender Weltstellung erheben wird.

Sancho Pansa dagegen verlangt, daß die Hunderte von Millionen, die dem Neubau der Kriegsflotte dienen sollen und zu deren Erlangung die Unabhängigkeit des spanischen Staats durch die Schuldnerschaft gegen das mächtige Albion beeinträchtigt, wenn nicht ernstlich gefährdet wird, verwandt werden sollen, wenn man ohne sie nicht auskommen kann, zur Hebung und Weiterentwicklung der Handelsmarine, zum Ausbau des Eisenbahnnetzes, zur Förderung der Industrie und zur Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen des Landes. Das Flottenmaterial will er auf das Maß beschränkt wissen, das zum Schutz der Küsten und des Handels Spaniens unbedingt erforderlich ist. Nur zum Zwecke der großstaatlichen Repräsentation nach außen hin, nur um den Schein der längst geschwundenen einstigen Machtstellung zu wahren, ungeheure Summen zu opfern, die doch das Ausland erhält, denn die bisherigen Versuche, große Schlachtschiffe und Panzerschiffe in Spanien zu bauen, haben sehr traurige Ergebnisse geliefert, dazu ist die Finanzlage zu trostlos. Beträgt doch die Staatsschuld über neun Milliarden Peseten, die mit mehr als 400 Millionen jährlich zu verzinsen sind. In allen Zweigen der Verwaltung sind die wichtigsten Reformen und Neuerungen nötig, wofür Geld in großen Massen erforderlich ist, und alle Bemühungen, es zu erlangen, sind vergebens, so daß die verfügbaren Summen nicht für die Befriedigung der allerdringendsten Bedürfnisse ausreichen. Die Bank von Spanien würde ja gern bereit sein, weitere Gelder herzugeben; sie besorgt ohnehin schon die Staatsgeschäfte in einer für sie selbst sehr vorteilhaften Weise, aber ihre Leiter fangen doch an zu fürchten, das Mißverhältnis zwischen

den Barbeständen des Aktienkapitals und den in Umlauf gesetzten Werten könnte zu groß und zu offenkundig werden, das Vertrauen der ausländischen Finanzwelt auf eine zu harte Probe stellen, den Kredit zu sehr vermindern. So muß auch die Bank von Spanien sich um ihrer selbst willen Beschränkungen in ihrer Unterstützung der Staatskassen auferlegen. Mit Mühe und Not ist es gelungen, das Agio von 40 Prozent allmählich wenigstens bis auf etwa 10 herabzudrücken, und man möchte es in maßgebenden Aufsichtsratskreisen nicht durch zu gefährliche Geschäfte wieder zu einer solchen Höhe hinaufschwellen lassen.

Dank der äußersten Anziehung der Steuerschraube, den hohen Zöllen, den Monopolen belaufen sich die Einnahmen des Staats zwar jährlich auf mehr als 1000 Millionen — auf dem Papier wenigstens, und decken so ziemlich die Ausgaben, aber das ist nur möglich, weil überall da gespart wird, wo es am wenigsten geschehen sollte. Nach Abzug der 400 Millionen für die Schuldzinsen, der ungefähr 150 Millionen für das Heer, der mehr als 40 Millionen für Kultuszwecke, bleiben nur ungefähr 400 für alle übrigen Anforderungen des Staats. Was gehen diese aber das riesige Beamtenheer an, das nun in erster Linie befriedigt sein will, denn es sind nicht die schönen Augen der Dulcinea, um die sie ihre Dienste leisten, sondern sie wollen und müssen soviel als möglich einnehmen, um ihre Familien nicht nur, sondern auch ihre ganze Verwandtschaft zu erhalten und sich auch für die Zeit zu sichern, wenn sie ihre Ämter verloren haben werden, was bei dem nächsten Regierungswechsel geschieht.

Der Verwaltungsapparat ist ein riesiger, das Beamtenheer etwa dreimal größer, als es zu sein braucht; wieviel könnte da gespart werden, wenn man zwei Drittel dieser Massen, die sich aus den Staatskassen ernähren, fortschickte. So wenig aber, wie irgend eine Regierung wagt, die Zahl der Generale und Offiziere auf ein den heutigen Verhältnissen annähernd entsprechendes Maß zu reduzieren, so wagt auch niemand die Zahl der Beamten zu verkleinern — das wäre Selbstmord. Die Streichung jedes geringfügigsten Amtes würde doch der Regierungspartei große Mitgliederverluste verursachen und die Massen der Gegner vergrößern. Es bleibt also nichts übrig — man muß diesen riesigen und ungeheuer kostspieligen Verwaltungsapparat beibehalten und ihm sowie den Staatspensionären — die jährlich durchschnittlich 75 Millionen Peseten erhalten — große Geldopfer bringen, so daß für die eigentlichen, den Staat, das Vaterland fördernden Kulturaufgaben der Regierung so gut wie gar nichts übrig bleibt.

Cosas de España! Was kann geschehen, um Wandel zu schaffen?

Dios sabe! Überall diese fatalistische Passivität, die sich zu keinen durchgreifenden Taten mehr aufschwingen kann, aber doch gepaart ist mit Stolz und Großmannssucht.

Die Gemeindeverwaltung krankt an denselben Schäden, und sie vermag sie auch nicht zu beseitigen. Sie sucht sich durch die Konsumsteuer eine Hilfe zu schaffen, bereitet sich dadurch aber viele Ungelegenheiten; denn es gibt wohl keine verhaßtere Abgabe als diese, und Steuerkonflikte mit Verbrennung der Steuerhäuser und mit Straßenkämpfen, bei denen die Marktfrauen eine führende Rolle spielen, bereiten den Behörden nicht selten die größten Schwierigkeiten und müssen zuweilen unter Aufgebot des Militärs geschlichtet werden. Diese Konsumsteuer ist auch für den Reisenden höchst unbequem. Ist es ohnehin schon nicht leicht, bei der Ankunft an einem Orte für den guten Transport des Gepäcks nach dem Hotel zu sorgen, so hat man an der Stadtgrenze noch gelegentlich die Annehmlichkeit, sein ganzes Gepäck zu öffnen und den Steuerleuten zu beweisen, daß man nichts Steuerpflichtiges darin hat.

Alle Bemühungen, diese Konsumsteuer aufzuheben, sind bis jetzt vergebens gewesen, denn die sich aus ihr ergebenden Einnahmen sind nicht zu entbehren, und man gibt sich nicht nachdrücklich die Mühe, Ersatz für sie zu schaffen und ein Geschäfts- und Verkehrshemmnis zu beseitigen, das in unsere Zeit nicht mehr hineinpaßt.

Man fragt nun vielleicht, ob denn überhaupt alle Einnahmequellen des Staats vollständig erschöpft sind, und diese Frage liegt ja sehr nahe.

Sie zu beantworten, ist jedoch keine angenehme Aufgabe, wenn sie auch keine schwierige ist.

Die natürlichen Hilfsquellen sind noch unerschöpflich, und es ließe sich aus ihnen sehr großer Gewinn ziehen, wenn die ganze Wirtschaftspolitik und die Staatsverwaltung nicht an den im vorstehenden angegebenen Schäden litten, an der Umständlichkeit, der Kostspieligkeit der Verwaltung und dem alle Tätigkeit schließlich fast erstickenden furchtbaren Steuerdruck, der vielen die Lust nimmt, überhaupt zu arbeiten, und sie veranlaßt, sofern sie arbeiten und nicht vom Bettel leben wollen, außer Landes zu gehen.

Werfen wir auf die materielle Kultur Spaniens noch einen flüchtigen Blick.

Spanien war unter den Römern eine der ergiebigsten Kornkammern des Reiches; unter den Arabern ergab die Landwirtschaft einen riesigen Ertrag an Zerealien nicht nur, sondern überhaupt an Erzeugnissen aller Art, besonders an Früchten, Gemüsen, Medizinalpflanzen, deren Kultur

die Araber dort eingeführt hatten. Die Leistungsfähigkeit des Bodens hat keine Änderung erfahren, aber seine Fruchtbarkeit hat unter dem Niedergang der Bevölkerungsziffer und dem daraus resultierenden Mangel an Bearbeitung sehr gelitten. Die Abholzung der Wälder hat die klimatischen Verhältnisse zum Nachteil der Bewässerung durch atmosphärische Niederschläge beeinträchtigt, und wie sehr auch einsichtige Wirtschaftspolitiker und Minister sich seit Karl III., hauptsächlich aber in den letzten Jahrzehnten bemüht haben, die Landwirtschaft zu heben, so ist doch bis jetzt nicht viel erzielt worden. Die Hauptursache dieses Mißerfolgs ist die übermäßige Belastung der Ackerbauer durch Steuern. Die Grundsteuer, die von den Besitzern erhoben wird, beläuft sich auf mindestens 25 Prozent, die Grundbesitzer schlagen dazu noch mindestens 10 Prozent für ihre Pächter auf, die für das Inventar, für die Arbeiter, ihren Unterhalt, das Fuhrwerk usw. sorgen müssen. Dazu kommen die übrigen Abgaben, so daß die Pächter und kleinen Grundbesitzer selbst bei sehr guten Ernten nur mühsam auf ihre Kosten kommen; meist ist dies nicht der Fall. Durch Schulden, die sie machen, geraten sie in Schwierigkeiten, und wenn sie dann dem Fiskus nicht die ihnen auferlegten Steuersummen pünktlich bezahlen, werden ihre Grundstücke subhastiert oder fallen dem Staat zu. Unter solchen Umständen ist es schwierig, die nötigen Arbeitskräfte zu gewinnen, denn die Löhne, die den Arbeitern gezahlt werden, sind äußerst gering, werden oft genug nicht voll ausgezahlt und durch Steuern so vermindert, daß den Leuten so gut wie nichts zum Leben bleibt. So ist es dahin gekommen, daß sehr große Länderstrecken in allen Provinzen Spaniens zurzeit brach liegen, weil der Staat nicht die Mittel und nicht die Leute hat, diese von ihm ihren ursprünglichen Besitzern abgenommenen Güter zu bewirtschaften.

Eine genaue, wirklich zuverlässige Statistik über diese Verhältnisse liegt natürlich nicht vor. Wenn man aber berechnet, daß etwa 20 Prozent der gesamten Bodenfläche Spaniens unproduktiv sind, etwa 27 aus Steppen und Ödland bestehen, sich somit für die Bodenkultur wenigstens 53 Prozent ergeben, so steht doch fest, daß hiervon mindestens 30 bis 35 Prozent brach liegen. Was nützt es da, wenn Musterfarmen und Ackerbauschulen eingerichtet werden, wenn die Regierung jetzt nach dem Vorbilde des von dem liberalen Grafen Romanones 1905 gegründeten amtlichen „Instituts für Landwirtschaft, Industrie und Handel“ nun eine „oberste Behörde für die Interessen der spanischen Produktion“ eingesetzt hat. Alle diese Institutionen werden solange keinen Erfolg haben, als die

Regierung sich nicht entschließt, mit der bisherigen Wirtschaftspolitik, die nur eine Ausbeutungspolitik ist, ein Ende zu machen, die Steuern auf ein Mindestmaß herabzusetzen, die Bauern, die kleinen Grundbesitzer und vor allem die größtenteils wie Sklaven behandelten und ausgenützten Tagelöhner zeitweise ganz von Steuern zu befreien und der Landwirtschaft auf solche Weise Gelegenheit zu geben, aufzuatmen, sich kräftig zu entfalten. Der Boden ist überall so überaus fruchtbar, daß er, wo er nur einigermaßen rationell behandelt wird, die glänzendsten Erträge liefert. Der Staat würde somit, wenn er die Steuern nur auf die Hälfte oder ein Drittel herabsetzte, binnen sehr kurzer Zeit den Ausfall gedeckt und die Landwirtschaft glänzend erblühen und zu einer Quelle großen Nationalwohlstandes sich umgestalten sehen.

Allerdings gehört dazu auch noch einiges andre. Vor allem hier wie auf allen Gebieten der nationalen Arbeit und Kulturtätigkeit Verbreitung von Bildung. Der Landmann entbehrt dieser ganz, wie wir oben gesehen haben, und da seine Berater, die Priester ihm alles Neumodische als Teufelswerk der Hölle schildern, so will er auch von Ackerbaumaschinen und praktischen neuen Gerätschaften und Einrichtungen nichts wissen. Er benutzt größtenteils heute noch genau so wie vor 2000 Jahren eisenbeschlagene Wurzeln von Eichen, Pappeln und andern Bäumen als Pflug, mit dem er die Erde selten tiefer als höchstens 20 bis 25 cm aufritzt. Den Dünger muß er im Winter als Feuerungsmaterial benutzen, zur Befruchtung der Erde kann er ihn daher nicht verwenden, künstliche Düngemittel aber gebrauchen, das wäre ja sträflich, ganz unchristlich. Ferner fehlt es in mächtigen Gebieten des Landes an dem nötigen Wasser, nur $2\frac{1}{2}$ Prozent des in Kultur genommenen Bodens des ganzen Spanien sind einigermaßen nach heutigen wissenschaftlichen agrarischen Grundsätzen, unter Anwendung moderner Geräte und Hilfsmittel, und mit dem nötigen Wasser versehen, das im übrigen Lande fehlt oder nach größeren Niederschlägen womöglich zerstörend wirkt. Der Staat hätte also die Pflicht, die ihm schon solange vorgehalten worden ist, durch Flußregulierungen, Anlegung von Staubecken, Reservoirien und andern zweckmäßigen Vorrichtungen, hauptsächlich aber auch durch Aufforstung des Waldbodens für die Möglichkeit rationeller Ausnutzung der vorhandenen Wassermengen und der durch atmosphärische Niederschläge sich ergebenden zu sorgen und der Gefahr der Wirkungen der übermäßigen Dürre wie der Überschwemmungen nach dem heutigen Stande der einschlägigen Wissenschaft vorzubeugen.

Der Ackerbau und überhaupt die gesamte Landwirtschaft und Bodenkultur sind somit noch sehr entwicklungsfähig und könnten einen Ertrag liefern, der den gegenwärtigen, obgleich er durchaus nicht geringfügig ist, doch vielfach übertreffen würde.

Von der Viehzucht gilt dasselbe. Sie ist nicht entfernt das, was sie für Spanien sein könnte und was sie in früheren Zeiten gewesen ist. Ein großer Teil der jetzt völlig unkultivierten und der zeitweilig brach liegenden Ländereien könnte sehr gut in Weideland umgestaltet werden. Die spanische Wolle war einst in aller Welt berühmt; spanische Merinoschafe wurden ins Ausland zum Zwecke der Hebung der Schafzucht ausgeführt; jetzt haben die spanische Wolle und ihre Träger ihren alten Ruf eingebüßt infolge der Vernachlässigung, die die Schafzucht erlitten hat. Die einheimische Estremadurawolle deckt nicht annähernd den Bedarf der Textilindustrie des Landes.

Die andalusischen Pferderassen waren unter der Araberherrschaft beinahe ebenso geschätzt, wie die echten arabischen. Große genealogische Werke wurden über sie geschaffen — jetzt ist das spanische Pferd so gut wie wertlos, völlig degeneriert. Dagegen ist allerdings die Maultierzucht seit langem gefördert worden und hat ausgezeichnete Resultate ergeben. Das spanische Maultier zeichnet sich durch große Leistungsfähigkeit aus, wird im Heere vielfach verwendet und ist das hauptsächlichste Lasttier des heutigen Spaniers.

Die Rindviehzucht ist vergleichsweise unbedeutend. Sie wird hauptsächlich in den nördlichen Provinzen gepflegt, und es wird auch von da viel Vieh nach England ausgeführt. Nur ein Zweig der Hornviehzucht blüht und liefert einen sehr großen Ertrag, das ist der der Kampfstiere, die sehr hoch im Preise stehen und in beträchtlichen Massen gebraucht werden. Die geschätztesten sollen die andalusischen sein, die in voller Freiheit auf den mächtigen Weidegebieten des Guadalquivirtales und in der Sierra Morena unter vorzüglichster Pflege und sorgfältigster Behandlung nach bestimmten Grundsätzen speziell für ihren Zweck gezüchtet werden. Die große Einträglichkeit dieser Zucht hat aber auch die Großgrundbesitzer anderer Provinzen, wie Neukastiliens und Navarras, veranlaßt, sich ihr zu widmen.

Wenn die Lebensmittelpreise sehr differieren, wenn sie im allgemeinen sehr hoch, ja an manchen Orten, wie namentlich in Madrid, übertrieben hoch sind, wenn früher häufig in einzelnen Teilen des Landes geradezu Hungersnot eintrat, so lag und liegt das allerdings nicht ausschließlich, soweit

die Fleischpreise in Betracht kommen, an dem niederen Stande der Viehzucht, sondern hauptsächlich an den überaus mangelhaften Verkehrseinrichtungen. Bis vor kurzem fehlte es zum Beispiel an allen Einrichtungen für den raschen Transport frischer Seefische in das Innere des Landes; jetzt ist dem Übel, wiewohl keineswegs in genügender Weise, durch Einstellung von Eiszügen in die Schnellzüge einiger Eisenbahnlinien in etwas abgeholfen.

Derselbe Mangel besteht für die Fleischtransporte. Während das Rind- und Kalbfleisch in Galicien zeitweise fast wertlos ist und mit 15 und 20 Pfennig pro Pfund kaum abzusetzen ist, muß es in Madrid oft mit 1½ bis 2 Mark pro Pfund bezahlt werden, und ist in den kleinen Städten der inneren Provinzen und auf dem Lande überhaupt nicht zu haben, namentlich im Sommer, weil es verdorben ist, ehe es zum Beispiel aus Vigo nach Madrid und andern Orten Kastiliens gelangt. So konnte es denn vorkommen, und gelegentlich ist das heute noch so, daß in einem Teile des Landes der größte Notstand und Hungersnot herrschten, daß die Lebensmittel unerschwingliche Preise hatten, während in den Nachbarprovinzen eine Überfülle an Getreide, Gemüse und Fleisch vorhanden war und diese Vorräte verdarben.

Der Bergbau endlich liegt noch beinahe ganz darnieder, und es sind, ausgenommen in den baskischen Provinzen, fast nur Ausländer, die ihn mit ausländischen Kapitalien betreiben. Da Spanien so überreich an Mineral-schätzen aller Art ist, so könnte aus ihrer Gewinnung ein sehr großer Nutzen gezogen werden, das beweisen die Kupferbergwerke von Rio Tinto, die Quecksilberbergwerke von Almaden, die Eisengruben der Nachbarschaft Bilbaos. Zu bedauern ist weiter, daß die Hüttenwerke noch keineswegs auf der Höhe des Auslandes stehen, und daß so ziemlich aller Stahl, der in Spanien verbraucht wird, aus England oder aus andern Ländern eingeführt werden muß, in denen er aus dem spanischen Rohmaterial hergestellt worden ist.

Kohlen sind in vielen Provinzen nachgewiesen; der Ertrag ihres Abbaus deckt aber nicht entfernt den einheimischen Bedarf, so daß sehr große Massen für sehr hohes Geld aus dem Auslande eingeführt werden müssen, während man sie im eigenen Lande doch billig in unerschöpflicher Menge gewinnen könnte.

Die natürlichen Hilfsquellen des Landes sind somit außerordentlich reich; an Rohprodukten der verschiedensten Arten ist kein Mangel, die Vorbedingungen für eine bedeutende Industrie sind also vorhanden. Wo

sie ernst und eifrig betrieben wird, da ergibt sie auch ausgezeichnete Resultate; es fehlt denn auch in den Industriedistrikten nicht an Leuten, die durch den Gewerbebetrieb sehr reich geworden sind, und es herrscht in ihnen überhaupt, im Vergleich zu den übrigen Provinzen, ein allgemeiner Wohlstand. Diese Distrikte sind aber beschränkt auf Katalonien, die baskischen Provinzen, Madrid und einige andre große Städte wie Sevilla, Málaga, Valencia, Alicante.

Es ist nicht zu verkennen, daß es auch auf diesem Gebiete der materiellen nationalen Kultur an Unternehmungsgeist fehlt. Dazu kommt ein sehr geringes Vertrauen zu den Regierungen, ob diese nun konservativ, klerikal, liberal oder demokratisch seien; man fürchtet früher oder später einen gewaltsamen Umsturz, da sich niemand der Einsicht verschließen kann, daß ein solcher eintreten muß, wenn nicht die Krone und die Regierung den bestehenden, wenig befriedigenden Verhältnissen durch gründliche liberale und zeitgemäße Reformen ein Ende machen und den Staat auf Grundlagen stellen, die denen der modernen ersten Kulturstaaten entsprechen. Die Begüterten legen nur den kleinsten Teil ihrer Kapitalien in spanischen Werten an und bevorzugen die ausländischen; ja selbst ihre Barreserven vertrauen sie nicht der Bank von Spanien oder andern Bankinstituten des Inlandes an, sondern übergeben sie der Bank von England und den großen Banken Frankreichs. Die bestehenden Verkehrsmittel sind völlig ungenügend für den heutigen Handelsverkehr im Innern des Landes, sie sind geradezu ein Hemmnis für seine Weiterentwicklung und für die des Gewerbebetriebs; große Gebiete des Landes sind heute noch vollständig abgeschnitten von den Industriezentren und infolgedessen ausgeschlossen von einem regen Handelsverkehr, und ihre Bevölkerung kann aus gleichem Grunde nicht daran denken, sich an dem Gewerbebetrieb zu beteiligen, wenn sie es selbst wollte.

Ein sehr hervorragender spanischer Wirtschaftspolitiker, der Marques de Riscal, ein modern geschulter, reicher Großindustrieller, der viel über die wirtschaftliche Lage Spaniens geschrieben hat, äußerte sich zu diesen Fragen vor einigen Jahren in den folgenden Worten, die auch für den Augenblick noch völlig zutreffend sind:

„Die Schuld dieser Verhältnisse liegt nicht, wie man für gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, an gewissen autokratischen und ‚ritterlichen‘ Ideen und Auffassungen, welche heute noch in Spanien eine gewisse Rolle spielen. Was hier viele energische Personen, die unter andern Umständen sich selbst und das Land bereichern könnten, zu passiver Un-

tätigkeit zwingt, sind die geringe Sicherheit der Person und des Eigentums, die träge Verwaltung und Justizpflege, die durch den Mangel an Verkehrsmitteln verursachte Erschwerung der Geschäfte, sowie endlich der Umstand, daß infolge der übermäßigen Zinsen, die der Staatsschatz zahlt, der Wert des Kapitals ein übertriebener ist.

Die Tatsache, daß in neuerer Zeit in Madrid selbst sehr bedeutende Vermögen erworben worden sind, kann keineswegs als Beweis für das Vorhandensein praktischer Geschäftskennntnisse gelten. Was hier gewonnen wurde, waren lediglich die Früchte von Vorschüssen an die Staatskassen und Abkommen mit der Regierung, und zu dergleichen Geschäften bedarf es weder anstrengender intellektueller Arbeit, noch besonders hervorragender Erfindungsgabe; ebensowenig wie die solcher Art gewonnenen Summen jenen Reichtum repräsentieren, welcher sich unter Arbeitgeber und Arbeitnehmer, kurzum auf das Land im allgemeinen verteilt. Die in Rede stehenden Geschäfte wurden zudem ausschließlich von einflußreichen Persönlichkeiten gemacht, die auf Kosten der ärmeren Steuerzahler stets die günstigsten Vertragsbedingungen durchzusetzen wußten. Endlich entbehrt der Assoziationsgeist aller praktischen Eigenschaften, um hier irgendwelche dauernde und stabile finanzielle oder industrielle Etablissements zu begründen. Die Programme zu dergleichen Unternehmungen wurden stets mit einer Weitschweifigkeit und Magnifizienz aufgestellt, welche die Organisation und Realisierung zur Unmöglichkeit machten. Zwischen den vorhandenen Mitteln und den gesteckten Zielen bestehen nie die richtigen Proportionen; und handelt es sich endlich um die Ausführung der Pläne, so weiß man nie den richtigen Anfang zu finden. Vor einigen Jahren konstituierte sich eine landwirtschaftliche Gesellschaft, welche gleich von vornherein sich mit Aufgaben überbürdete, deren Lösung in jedem andern Lande nur von einer ganzen Reihe ähnlicher Vereinigungen hätte bewerkstelligt werden können. Und das nicht allein; die fragliche Gesellschaft war kaum ins Leben getreten, als sich schon ein zweiter ähnlicher Konkurrenzverein bildete, dessen Bestrebungen noch großartiger waren als die des ersteren. Schon nach kurzer Zeit überzeugte sich die Öffentlichkeit, daß man beide ‚Gründungen‘ in aller Stille zu Grabe getragen hatte.“

Daß Industrie und Handel vom Steuerfiskus nicht glimpflich behandelt, sondern ungeheuer ausgebeutet werden, versteht sich von selbst und ist natürlich ein sehr großes Hemmnis für ihre Entwicklung.

Es liegt im Wesen des spanischen Nationalcharakters, daß der Spanier leicht aus einem Extrem in das andere verfällt. So ist es denn auch

auf dem Gebiet der Arbeit. Am liebsten arbeitet er überhaupt nicht, wenn er aber dazu durch die Not des Lebens gezwungen ist, so ist er auch meist sehr eifrig und will außerordentlichen Gewinn aus seiner Betätigung ziehen, und so ist denn, überall wo Gewerbe und Handel vorhanden sind, und vollends da, wo sie blühen und guten Ertrag abwerfen, die soziale Frage in ihr Recht getreten. Die sozialistische und anarchistische Propaganda hat in allen Arbeiterkreisen des Landes einen guten Fruchtboden gefunden und Ergebnisse gezeugt, die der Industrie und dem Handel nicht förderlich sind. Die Forderungen der Arbeiter werden auf das äußerste gesteigert, dadurch wird der Betrieb verteuert, die Konkurrenz mit dem Auslande erschwert und die Entwicklung der Industrie gehemmt. Barcelona, der Mittelpunkt des gewerblichen und kaufmännischen Lebens Spaniens, ist auch der Herd des Sozialismus, des Anarchismus und Nihilismus, der Schauplatz beständiger anarchistischer Verbrechen schlimmster Art.

Wenn wir das Ganze des wirtschaftlichen Lebens, der materiellen Kultur und der politischen Verhältnisse zusammenfassen, so müssen wir gestehen, daß die Gesamtlage des Landes keine sehr günstige ist und sehr viel zu wünschen läßt.

Eine sehr traurige und für das Land höchst bedenkliche Folge davon ist die riesige Zunahme der Auswanderung. Nur in diesen Tagen wurde mitgeteilt, welches Wachstum die Zahl der spanischen Einwanderer allein in Argentinien in diesen letzten Jahren erfahren hat. 1904 wanderten dort 39 851 Spanier ein, 1905: 53 029; 1906: 79 517; 1907: 82 606. Die Gesamtzahl der spanischen Auswanderer belief sich 1905 auf 126 067 und ist seitdem beträchtlich gestiegen.

Wenn man bedenkt, daß es in der Hauptsache junge kräftige Leute sind, die unbefriedigt durch die in der Heimat bestehenden Verhältnisse und von dem Wunsche erfüllt, ihre Kraft zum Erwerb der Existenzmittel, wenn möglich von Kapital zu benutzen, so kann man ermessen, was für ein enormer Schaden dem Lande daraus erwächst, daß solche stetig größer werdenden Massen tatkräftiger Leute ihm den Rücken kehren. Aus der Tatsache dieser ungeheuren Steigerung der Auswanderung aber muß man notgedrungen auch einen Schluß auf die tatsächlich in Spanien bestehenden allgemeinen und im besondern auf die wirtschaftlichen und die Erwerbsverhältnisse ziehen, und man kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß diese Verhältnisse und die allgemeine Lage des Landes

sehr unbefriedigend sind, wenn dies auch von der Regierung und ihren Organen geleugnet wird.

Das ganze Volk leidet unter dem Druck dieses Zustandes. Alle Welt wünscht den Retter herbei, der ihm ein Ende macht, der, von wahrem Patriotismus erfüllt, alle Übel, die dem Staatswesen anhaften, mit der Wurzel herausreißt, es von Grund aus im fortschrittlichen Sinne und in Anpassung an den heutigen Zeitgeist und seine Forderungen, an die Kultur des Auslandes vollständig reformiert.

Die heutigen staatlichen und allgemeinen Kulturzustände fordern ebenso zur Kritik heraus, wie die vor 300 Jahren, wenn sie auch in vieler Hinsicht andre Erscheinungsformen als damals aufweisen. Don Quijote und Sancho Pansa leben heute noch genau so wie vor 300 Jahren, wenn sie auch ihre Gestalt und ihre Kleidung verändert haben. Man sieht sie, wenn auch nicht mehr in den typischen Gestalten, in die Cervantes sie gebracht hat, überall, wohin man das Auge wendet, und daher findet der Roman des Cervantes auch heute noch bei aufgeklärten Spaniern wie bei scharfblickenden Ausländern das größte Interesse und fordert zum Nachdenken und zum Vergleichen heraus. Wenn sich der Meister fände, der die beiden bei ihrer heutigen Arbeit mit gleicher Vortrefflichkeit schilderte, wie Cervantes dies vermochte, und ihnen wieder die Wege wies, die sie heute gehen sollen, so könnte er seinem Vaterlande vielleicht einen großen Dienst leisten.

11. Das Geistesleben.

Das Geistesleben eines Volkes ist der Ausdruck seines Seelenlebens, seiner Charakteranlagen und seiner Bildung, somit die Grundlage seiner Kultur und steht mit allen Zweigen der letztern in dem engsten Zusammenhang und in ununterbrochenen Wechselbeziehungen. Ehe irgend eine Arbeit geplant und dann ausgeführt, ehe irgend eine Tat vollzogen wird, muß sie vorher gedacht worden sein, und daraus ergibt sich, daß die geistige Tätigkeit, wie im Leben des einzelnen, so auch in dem jedes Volkes die Voraussetzung für seine ganze Betätigung ist, in allen seinen Handlungen erkennbar sein muß und aus diesen wiederum durch Rückschluß erkannt werden kann.

Das hat natürlich auch seine Gültigkeit für das spanische Volk. Sein ganzes geschichtliches und kulturgeschichtliches Leben, die äußere Erscheinung, die wechselnde Gewandung, die Summe der zahllosen verschiedenartigen Gestaltungsformen — sie sind das Spiegelbild seines geistigen Lebens.

Es ist jedoch nicht etwa der alleinige Urheber aller geistigen und materiellen Kultur, sondern es erhält auch seinerseits zahllose Anregungen und viele Nahrung von außerhalb, sei es von fremden Kulturfaktoren durch die Wechselbeziehungen zum Auslande, zu andern Völkern, sei es von der Entwicklung und Ausgestaltung der eigenen, denn jedes Ergebnis eines Denkprozesses, jede Umsetzung eines Gedankens in eine praktische Leistung erzeugt neue Gedanken, die wieder nach neuer Betätigung streben und so die Evolution der geistigen wie der materiellen Kultur mehr oder minder schnell schrittweise fördern, bis der Organismus erschöpft ist, Geist und Körper verfallen.

Das Geistesleben Spaniens hat also die maßgebenden Faktoren des staatlichen und geistlichen Lebens beeinflußt, ist durch sie beeinflußt worden und hat sich in steter Wechselwirkung mit ihnen und zusammen

mit ihnen entwickelt. Es ist im Altertum in seinem Widerstand gegen Rom und in seiner Literatur, im Mittelalter in den Palästen und Kirchenbauten, in den Kämpfen gegen die Andersgläubigen, in der Inquisition und im Jesuitenorden, in den Leistungen seiner großen Maler und Dichter zum Ausdruck gekommen. In den früheren Kapiteln ist dann gezeigt worden, wie es sich heute im Staatswesen, in der Kirche, in der materiellen Kultur des Landes darstellt, und wir werden in den folgenden Kapiteln noch sehen, wie es sich in der Kunst, in den sozialen Verhältnissen und auf andern noch nicht behandelten Gebieten der allgemeinen Kultur Spaniens äußert. Hier wollen wir es nun in seinen unmittelbarsten Kundgebungen, in der Wissenschaft, in der Literatur und in der Presse einer kurzen Betrachtung unterwerfen.

Wir nehmen hier ebenso wie im politischen und im ganzen nationalen Leben eine gewisse und nicht gerade sehr geringfügige Erschlaffung wahr. Gerade in dem Worte Erschlaffung liegt bereits das Zugeständnis eines Nachlassens der geistigen Kraft. Denn der Spanier entbehrt keineswegs der Fähigkeit, bedeutende Geistesarbeit zu leisten, sie ist im Gegenteil in außerordentlich hohem Grade vorhanden und das zeigt sich überall da, wo diese Fähigkeit sich entwickeln kann. Wenn dies so selten geschieht, so liegt das eben an den Verhältnissen, an allen den vielen Umständen, die beschränkend und beeinträchtigend auf die natürliche geistige Anlage einwirken: an dem Überwiegen der Neigung zur Untätigkeit über die geistige Regsamkeit, an den Schranken, die der starre Dogmatismus ihr steckt, an der Indolenz, die durch die Erkenntnis der praktischen Nutzlosigkeit der Entfaltung großen Fleißes erzeugt wird, an der Niedrigkeit der Ziele, die heute zu verfolgen allein Nutzen bringt. Es fehlt dem Spanier ein großer idealer Zug, der unbekümmert um irgendwelche glänzenden materiellen Erfolge lediglich das Ziel erstrebt, einen großen der Menschheit oder seiner Nation nützenden Gedanken zu verfolgen, dem das Gute, Schöne und Wahre, kurz alle Ideale nur Selbstzweck sind. Es fehlt ihm der weite Horizont, der umfassende Überblick über die allgemeinen nationalen und vollends über die großen Interessen, Bestrebungen und Leistungen der gesamten Menschheit und damit auch die Anregung, in die Verfolgung dieser einzutreten und mit der übrigen Menschheit zu konkurrieren. Von äußerster Impulsivität, die ihn veranlaßt, momentanen Anregungen ohne viel Nachdenken zu folgen, fehlt ihm die mächtige Begeisterung, die ihn nötigt, hohen Idealen bis zu den äußersten Grenzen menschlichen Könnens entgegenzustreben. Es fehlt

ihm die Stetigkeit in der Verfolgung seiner Ziele, und daher die Sicherheit, die unbekümmert um Enttäuschungen und Rückschläge aller Art unentwegt nur auf die Erreichung der gesteckten Ziele bedacht, zur Erfüllung großer Leistungen aber immer erforderlich ist. Das tiefe Forschen und Grübeln, das Streben nach gründlicher Gelehrsamkeit widerstreben dem subjektiven auf das Äußere, auf den schnellen Erfolg gerichteten Sinne des Durchschnittsspaniers. Zu tüchtiger Geistesarbeit ist er im allgemeinen ebensowenig aufgelegt, wie zu anstrengender körperlicher Arbeit. Selbstverständlich gibt es in allen diesen Beziehungen Ausnahmen, weil es aber doch nur Ausnahmen sind, so bestätigen sie die Norm, die Regel.

Die großen Massen des Volks vollends haben für die Geistesarbeit kein Verständnis und keine Schätzung. Es ist interessant zu hören, wie sie über solche Tätigkeit urteilen, sofern sie sie nicht geradezu gemäß den Lehren ihrer Beichtväter, die von ihr als der Quelle aller Ketzerei nichts wissen wollen, vollständig verdammen. Wie wenige Leute aus dem Volke können überhaupt lesen, und wie verschwindend klein ist nun gar der Prozentsatz derer, die die Fähigkeit zu lesen benutzen, um sich mit Lektüre zu beschäftigen, sich zu bilden. Außer den Predigten sind es bei den Städtern nur die Theater, die den niedrigsten Klassen der Bevölkerung Gelegenheit bieten, die Geistesarbeit ihrer Landsleute und Zeitgenossen in etwas auf sich einwirken zu lassen. Selbst die Preßerzeugnisse üben keinen nennenswerten Einfluß auf sie aus, denn sie lesen sehr wenig Zeitungen und lassen sich meist mit dem genügen, was ihnen mündlich von einigen Vertrauenspersonen über die Tagesinteressen und -ereignisse mitgeteilt wird. Die großen Massen des Volkes unterstützen somit die Förderung des Geisteslebens in keiner Weise, weder durch aktive noch durch passive Anteilnahme daran.

Wie groß ist denn überhaupt die Zahl der tatsächlichen Träger und Förderer des Geisteslebens bei allen Völkern! Wie viele sind es, die überhaupt die nationale Kulturarbeit verrichten, indem sie schöpferisch tätig sind und die großen Gedanken und die Früchte der Geistesarbeit auf technischem oder irgendwelchem andern Gebiet der Zivilisation in Kulturleistungen umsetzen! Die leitenden, wirklich bedeutenden leistungsfähigen Geister sind bei allen Völkern nur sehr spärlich vorhanden. Der Druck der spanischen Kirche und der dadurch erzeugte niedrige Stand der allgemeinen Bildung waren nicht geeignet, viele große Geister sich aus dem spanischen Volke entwickeln zu lassen, das im übrigen

seiner Veranlagung nach wohl imstande gewesen wäre, große Mengen von ihnen herzugeben, denn wenige Völker sind geistig von Natur so hochbegabt wie das spanische, und desto betrübender ist es für den Beobachter spanischer Verhältnisse, die traurigen Folgen der Inquisition und des Drucks der Orthodoxie früherer Zeiten wahrzunehmen, in denen jede freie Denkarbeit straffällig war und in denen die geistigen Fähigkeiten fast ganz paralysiert wurden.

Der erste Umschwung trat mit dem Beginn der Herrschaft der Bourbonen um 1700 ein. Französischer Geist und Einfluß machten sich aber seitdem geltend, und das Geistesleben Spaniens im achtzehnten Jahrhundert war daher wenig mehr als ein schwaches Spiegelbild des nachbarlichen französischen. Die spanische Literatur weist in ihm im ganzen dieselbe Entwicklung auf wie die französische, mit dem Unterschiede allerdings, daß sie meist um einige Jahrzehnte hinter der letztern zurückblieb.

Dann kam die französische Revolution, die auch Spanien zu neuem Leben und Streben erweckte. Freilich vergingen auch nun fast zwanzig Jahre, bis das Volk sich zu Taten aufraffte, bis ein paar Offiziere am 2. Mai 1808 den Volksaufstand in Madrid veranlaßten, bis der Schulze des kleinen Vororts von Madrid Mostoles dem großen Napoleon den Krieg erklärte und dadurch die spanische Nation zum Kampf gegen die Fremdherrschaft aufrüttelte, und bis 1812 in Cadix die spanische Verfassung geschaffen und in Kraft gesetzt wurde.

Die Literatur blieb allerdings während des größeren Teils des neunzehnten Jahrhunderts noch im allgemeinen ganz abhängig von der französischen, denn die hervorragenderen Geister waren alle so ganz ausschließlich durch die politischen Interessen in Anspruch genommen, daß sie bis auf wenige Ausnahmen keine Zeit fanden, sich nebenbei noch literarisch und wissenschaftlich zu betätigen. Die wenigen, die dies aber taten, getrauten sich zuerst noch nicht recht, den sicheren Halt der französischen Vorbilder ganz aufzugeben, sich auf eigene Füße zu stellen, die Schlußfolgerungen aus den politischen Verfassungskämpfen ihrer Landsleute zu ziehen und sich und das spanische Geistesleben zu befreien von allen Beschränkungen, die es bisher verhindert hatten, sich unabhängig und selbständig zu machen, seine eigenen nationalen Wege zu gehen. Immerhin sehen wir in dieser Periode die Erkenntnis der Notwendigkeit dieser geistigen Befreiung aufdämmern, und wir bemerken die ersten darauf abzielenden Bestrebungen und Versuche.

Es bedurfte noch des mächtigen Impulses des Jahres 1868, um das spanische Geistesleben zu voller frischer Entfaltung zu bringen, und trotzdem das politische Leben nun und in der nächsten Zeit auch wieder die Kräfte der Gebildeten ganz außerordentlich in Anspruch nahm, entwickelte sich doch auf den Gebieten der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst ein sehr reges Treiben; die Presse vollends fing an, sich zu entfalten unter dem Einfluß der freiheitlichen fortschrittlichen Strömungen, die sich im öffentlichen Leben, dessen Meinung sie widerspiegeln sollte, Bahn brachen.

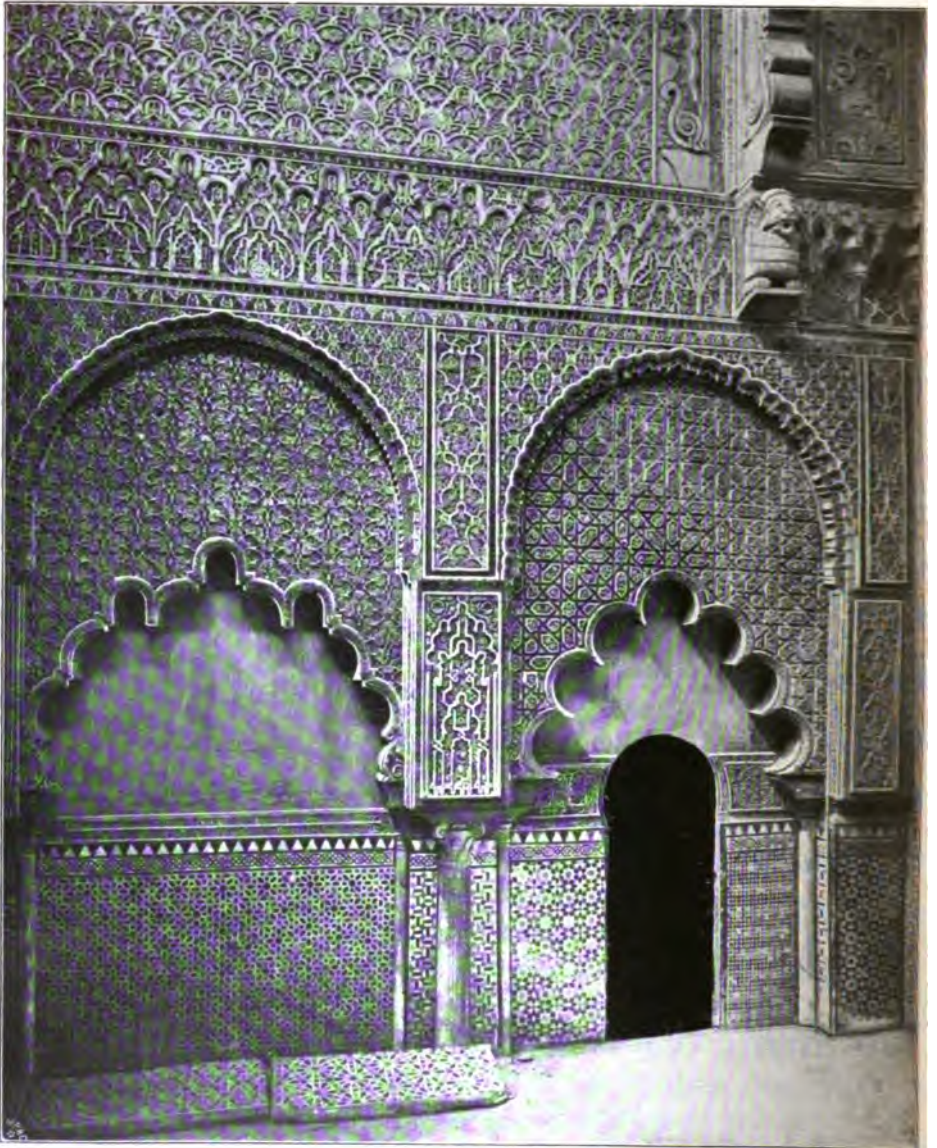
Die Wirkung dieses Impulses war freilich nicht von sehr langer Dauer, sie hielt nur vor, solange die liberalen Tendenzen die herrschenden blieben; als nach der Restauration des Bourbonenthrones die Konservativen und Orthodoxen die Oberhand gewannen, und so oft dies später geschah, sehen wir auch das Geistesleben darunter leiden und an Regsamkeit mehr oder minder beträchtliche Einbuße erfahren. Die Hoffnung, daß es unter den friedlichen Verhältnissen der letzten Jahre wieder einen dauernden, kräftigen Aufschwung nehmen würde, hat sich leider nicht erfüllt, es ist vielmehr eine gewisse Stockung und Verflachung eingetreten.

Was nun zunächst das wissenschaftliche Leben im besonderen anbetrifft, so ist dies im ganzen doch ziemlich beschränkt; die Literatur, in der es Ausdruck gefunden hat, ist wenig umfangreich, namentlich soweit es sich um spanische nationale Werke von hoher Bedeutung handelt.

Madrid bildet für dieses Feld der Betätigung den Mittelpunkt. Demnächst ist es Barcelona, das, wie auf allen Gebieten nationaler Arbeit, auch auf diesem in Wettstreit mit der Landeshauptstadt eingetreten ist und sich Geltung zu verschaffen gesucht hat, aber schon die Tatsache, daß die obersten Unterrichtsbehörden und Prüfungskörperschaften für die Universitäten in Madrid ihren Sitz haben, daß dort die besten Studienmittel und Bibliotheken vorhanden sind, hat dazu beigetragen, Madrid bis jetzt seinen Ruhm als wissenschaftliches Zentrum des Landes zu erhalten. Neben Barcelona ist es ferner Bilbao, das durch sein großes und gut dotiertes Jesuitenkolleg in den Stand gesetzt ist, gerade auf dem Gebiete gelehrter Studien mit den übrigen Universitätsstädten in Wettbewerb zu treten. Unter den letztern sind es dann noch Salamanca, Sevilla und Valencia und ferner Cadix, die in beschränktem Maße an der wissenschaftlichen Arbeit der Nation teilnehmen.

Die eigentliche streng wissenschaftliche Literatur ist sehr wenig umfangreich, weil die Herstellung solcher Werke meist kostspielig, die Zahl der Abnehmer aber ganz verschwindend klein ist. Die Träger der Wissenschaft sind in Spanien noch weniger mit Glücksgütern gesegnet als anderswo; nur sehr wenige unter ihnen können sich den Luxus gewähren, sich eigene umfangreiche Bibliotheken anzuschaffen. Noch viel weniger vermögen dies die Studenten, die sich meist aus den ärmeren Klassen des Mittelstandes rekrutieren. Gelehrte kostspielige Werke können daher überhaupt nur herausgegeben werden und finden nur Verleger, wenn die staatlichen Behörden ihre Abnahme garantieren und die öffentlichen Bibliotheken mit ihnen beschenken, oder wenn die Ministerien selbst solche Werke herausgeben, oder wenn dies von seiten der Akademien geschieht. Im freien buchhändlerischen Vertrieb werden außer den auf die eine oder die andre Weise durch die Behörden und die gelehrten Institute abgenommenen Exemplaren nur sehr wenige abgesetzt — wenigstens soweit es sich um kostspielige Publikationen handelt. Etwas anderes ist es mit Arbeiten geringen Umfangs von aktuellem Interesse, obgleich niemand es nötig hat, sie zu kaufen, denn jeder Interessent hat ausreichende Gelegenheit, auch solche Werke in den Lesesälen der Akademien, Ateneos und Fachvereine zu lesen. Gangbar sind daher nur die Lehrbücher, die an den Universitäten, fachmännischen Hochschulen und den höheren Lehrinstituten Verwendung finden und von den Studierenden gekauft werden müssen; sie bilden denn auch den Hauptbestandteil der wissenschaftlichen Literatur Spaniens.

Da die moderne Wissenschaftlichkeit Spaniens doch in den meisten Gebieten des Wissens gegründet ist auf die des Auslandes, so ist es natürlich, daß die wissenschaftliche Literatur des Auslandes sehr eingehend hat berücksichtigt werden müssen, und daß die wichtigsten grundlegenden Werke der verschiedensten Disziplinen ins Spanische übersetzt worden sind, und das geschieht selbstverständlich auch heute in sehr ausgedehntem Maße. Für viele Gebiete modernen Wissens sind die Übersetzungen oder Auszüge, Adaptationen und Kommentare denn auch die einzigen vorhandenen literarischen Materialien für das Studium. Selbständige national-spanische gelehrte Werke sind somit in der Hauptsache nur in den Zweigen der wissenschaftlichen Literatur zu finden, die, wie die Geschichte, die Literaturgeschichte, die Theologie, die Staatswissenschaften, im nationalen Leben wurzeln und die Entwicklung der einheimischen Zweige dieser Wissenschaften behandeln. Das Ausland, die Welt, die



Photographie Rafael Gorgon, Granada

Cordoba: Aus der Kapelle de la Makzura.

Menschheit kommen für die wissenschaftliche Forschung der Spanier nur in sehr beschränktem Maße in Betracht und sind dann auch selten sehr zuverlässig behandelt, da es dem Spanier bei seiner ausgesprochen subjektiven Naturanlage sehr schwer wird, sich so weit zu verobjektivieren, wie dies bei der wissenschaftlichen Erforschung ihm fremder, fernliegender Gegenstände unbedingt erforderlich ist.

Ziemlich zahlreich sind die Arbeiten kompilatorischen Charakters und solche, die als Materialiensammlungen gelten können. Namentlich unter den letztern sind viele wertvolle, die dem kritischen und historischen Forscher die Arbeit wesentlich durch Gewährung guter Unterlagen erleichtern.

Die wissenschaftliche literarische Betätigung wird in ihrer Entwicklung sehr gehemmt durch eine Erscheinung, die auch die wissenschaftliche Schriftstellerei des Auslandes beeinträchtigt, nämlich durch die Zersplitterung der großen Forschungszweige in Spezialitäten und die sich daraus ergebende weitere Neigung, Spezialstudien kleinsten, in der Folge dann aber auch solche weiteren Umfangs in Monographien und schließlich in kleinen Abhandlungen und Aufsätzen zu behandeln, die in Revuen veröffentlicht werden. Die vielfache Klage, daß die Buchliteratur durch die Presse und die Zeitschriftenliteratur in hohem Grade beeinträchtigt wird, erhebt sich denn auch in weiten Kreisen der eigentlichen Gelehrtenwelt Spaniens und erweist sich hier jedenfalls als sehr gegründet. Der Gelehrte, der für Revuen schreibt, hat allerdings einen großen Vorteil vor dem, der wenig gekaufte Bücher verfaßt, denn die letztern bringen dem Autor sehr wenig ein, während die Aufsätze, die in den Zeitschriften erscheinen, meist gut bezahlt werden. Dagegen wirken die letztern verflachend. Berechnet auf ein großes Lesepublikum, müssen sie dem Verständnis desselben angepaßt, in möglichst leichtem, glänzendem Stil abgefaßt sein, das streng Wissenschaftliche muß zurücktreten, und in zahlreichen Fällen überwiegt das Belletristische in derartigen Arbeiten schließlich so sehr, daß der wissenschaftliche innere Gehalt auf ein Minimum beschränkt wird, das kaum noch irgendwelchen Wert hat. Noch viel nachteiliger sind ja freilich solche literarische Erzeugnisse, denen durch gelehrte Floskeln, Gemeinplätze und philosophische Brocken der äußere Schein der Wissenschaftlichkeit verliehen wird, um tieferen Eindruck auf die Leser zu machen. Durch derartige Arbeiten, die heute überall in großen Massen erscheinen, vollends aber in der Presse und in den Zeitschriften Spaniens nur zu häufig vorkommen, wird lediglich die Halbbildung gefördert, die

schlimmer als Unbildung und meist mit großer Selbstüberschätzung verbunden ist und deren Ausbreitung daher vielmehr mit allen Mitteln entgegen gewirkt werden sollte, statt unterstützt zu werden.

Die Philosophie aus den Banden des kirchlichen Scholastizismus des Mittelalters zu befreien und unabhängig von der Theologie zu machen, wurde erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts versucht. Sanz del Rio, der während seiner Studien in Deutschland die hier so wenig bekannten Werke Krauses kennen gelernt hatte, war für diese und das in ihnen entwickelte System so eingenommen worden, daß er sie in Spanien einführte, wo sie alsbald die Grundlage für die philosophischen Studien wurden und seitdem geblieben sind. Es konnte freilich nicht ausbleiben, daß sich auch Gegner fanden, daß man sich im Verlauf gründlicherer Einsicht in die moderne Philosophie des Auslandes auch andern Lehrmeinungen zuwandte, vor allem Kant, Schelling, Hegel, dann auch Schopenhauer erforschte und so zu einem buntpfarbigen Eklektizismus gelangte, aus dem sich doch immer das Krausesche System als der wertvollste, dem spanischen Geist sonderbarerweise am meisten zusagende Anhalt hervorhob. Von den im Laufe der Jahre seit 1843, als Sanz del Rio zurückkam, geschaffenen Literaturwerken haben sich außer einigen Schriften von Jayme Balmés, Eduardo Bessón, Lopez Muñoz und Giner de los Rios kaum irgendwelche andre einiges Ansehen erwerben können. Die wichtigsten Phasen der Entwicklung des philosophischen Studiums in Spanien im allgemeinen hat der jetzige Direktor der Königlichen Bibliothek, der auf allen Gebieten spanischer Geistesgeschichte und Literatur sehr bewanderte Menendez Pelayo in seinem 1887 bis 1889 herausgegebenen Werke „La ciencia española“ behandelt.

Das allmähliche Umsichgreifen freier religiöser Richtungen und sogar des Atheismus hat im Laufe der letzten Jahrzehnte Veranlassung zur Abfassung vieler theologischer Schriften gegeben, die sich gegen jede Art von Freidenkertum, gegen den Protestantismus und überhaupt gegen die moderne Weltanschauung und Kultur richten. Zu denen, die den orthodoxesten Standpunkt einnahmen, gehörte der oben erwähnte Professor Menendez Pelayo, der eine große dreibändige Geschichte der Andersgläubigen, *Historia de los Heterodoxos en España*, schrieb. Ein anderer Professor, Orti y Lara, hat in seinem Werke über die Inquisition diese als die hervorragendste Institution Spaniens dargestellt, ihre hohe kulturelle Bedeutung gefeiert und den Verfall des modernen Spanien ihrer Aufhebung zugeschrieben. Das ist die Auffassung, die ja überhaupt in den

klerikalen Kreisen die herrschende ist und häufig den Ausdruck des Wunsches, sie wieder eingeführt zu sehen, laut werden läßt.

Die theoretischen Schriften einzelner Kirchenfürsten und der auf diesem Gebiete hauptsächlich eifrig tätigen Jesuiten wurzeln in der Scholastik des Mittelalters und im besonderen in den Lehren des heiligen Thomas von Aquino, über dessen Philosophie der frühere Bischof von Cordova Ceferino Conzalez ein großes Werk geschrieben hat.

Erbauungsbücher, Legenden und Heiligengeschichten bilden einen großen Bestandteil der geistlichen Literatur, die sehr guten Absatz findet, während die wenigen freireligiösen Schriften, wie zum Beispiel die von Leon Romon Mainez über die heilige Therese und von Nemesio Uraga über Jesus und die Vernunftsreligion, außerhalb der protestantischen Kreise kaum Leser finden dürften. Vollends gilt dies von den „Ketzerschriften“ der protestantischen evangelischen Missionsgesellschaften und den Predigern und Lehrern dieser Gemeinden, die überaus tätig in der Verbreitung guter Schulbücher sind und sich auch bemühen, die Grundsätze moderner Pädagogik und einer guten Reform des Unterrichtswesens durch geeignete Schriften und Abhandlungen zu allgemeiner Kenntnis und Anerkennung zu bringen.

Es ist in einem früheren Kapitel ausgeführt worden, daß das Studium der Rechtswissenschaften ganz besonders bevorzugt wird, weil es die Vorschule für die politische Betätigung ist. Ämter, Würden, große Einnahmen können nur auf diesem Wege erreicht werden, und der Titel eines Advokaten ist unter allen Umständen auch im ganzen sozialen Leben Spaniens von hohem Wert. So ist denn die literarische Beschäftigung mit rechts- und staatswissenschaftlichen Fragen keine geringe, wenngleich der Wert dieser zahllosen Schriften doch in Fachkreisen nicht hoch eingeschätzt wird. Über das Mittelmaß erheben sich wenige, und es sind hier auch die kleinen Essays und Gelegenheitschriften, die das Beste darbieten. Große Sammelwerke, die von den juristischen und politischen Akademien und Gesellschaften herausgegeben werden, enthalten vieles Wertvolle, das aber meist in der großen Masse verschwindet und nicht zu verdienter Geltung gelangt.

Besonders lebhaft wird das Feld der Nationalökonomie bearbeitet, und hier sind eine große Zahl von fachwissenschaftlichen Vereinigungen bemüht, durch literarische Darbietungen fördernd zu wirken — nur schade, daß hier der Gegensatz zwischen den schönen Gedanken und Theorien und den praktischen Ergebnissen, den traurigen Tatsachen, die

das staatliche Leben aufweist, größer als auf irgendeinem andern Gebiet der allgemeinen Kultur ist. Was nützen die glänzendsten Abhandlungen, wenn die Grundlagen völlig schwankend sind, wenn niemand wagt, den von allen Einsichtigen als fehlerhaft erkannten Mechanismus der Regierungsmaschine von Grund aus umzugestalten oder doch wenigstens alles aus ihm zu entfernen, was ein einigermaßen nützlich Arbeitenden derselben behindert, was ihren Gang beständig stört. Was nützt die sehr umfangreich gewordene Bibliothek wirtschaftspolitischer Schriften, die Bibliothek rechtswissenschaftlicher und eine Reihe ähnlicher, beständig wachsender Materialsammlungen, wenn die Verfasser aller dieser zahllosen Arbeiten, nachdem sie sich durch sie vielleicht sehr einflußreiche Staatsstellungen errungen haben, doch in den seltensten Fällen nicht wagen, selbst die Konsequenzen aus ihren Ausführungen zu ziehen, sie praktisch zu verwerten, die so dringlich von den Oppositionsbänken aus an ihre Amtsvorgänger gestellten Forderungen nunmehr zu erfüllen. Die Erfahrung belehrt ja allerdings leider, daß die konsequente Durchführung eines in der Opposition entworfenen, noch so vorzüglichen Planes seinen Urheber, sobald er zu den Regierenden gehört, zum Scheitern bringt. Wer die modernen politischen Verhältnisse Jahrzehnte hindurch sorgfältig beobachtet hat, der hat auch Gelegenheit gehabt, sehr interessante Erfahrungen, viele Komödien und sehr viele Trauerspiele zu erleben. Wie viele Minister hat man da sehen können, die mit Mut und großer Tatkraft an ihre Arbeit herantraten, sich redlich bemühten, in ihrer einflußreichen Stellung wirklich alles wahr zu machen, was sie versprochen, was sie im Interesse des Staats und ihrer Landsleute zu tun für unumgänglich nötig erkannt hatten. Mit jugendlichem Eifer, erfüllt von großen und schönen Hoffnungen, nun endlich ein großes Werk auszuführen, ihr so innig geliebtes Vaterland aus seinem Verfall emporziehen zu können, beseelt von edlem Idealismus, entfalteteten sie eine große Tätigkeit, die ihre Kräfte bald zu erschöpfen drohte — und — es dauerte nicht lange, dann stießen sie auf Widerstand bei ihren eigenen Kollegen im Kabinett, es drohte eine Krisis — dieses ewig wirksame Gespenst des spanischen Staatslebens — und sie mußten ihre Forderungen vermindern, verändern und aufgeben, bis schließlich nichts mehr von der Fata morgana ihres in der Opposition in visionärem Glanz erschauten Hoffnungsbildes übrig blieb, und flügel- lahm, erschöpft an Geist und Körper, von den Oppositionsparteien geschmäht und beschimpft, von ihren Freunden oft verlassen, mußten sie nach kurzem Ringen für ihre Ideale, für ihre schönen, großen Zwecke das

Feld räumen, wieder untertauchen in der anonymen Masse ihrer Partei, falls sie sich nicht auch ihre Gunst verscherzt hatten.

Diese hundertfachen Erfahrungen sind allerdings wohl angetan, den begeisterten Idealisten und Optimisten sehr rasch in einen Realpolitiker umzugestalten, und sie machen vieles begreiflich, was wir nicht umhin können, bei der Betrachtung der spanischen politischen und kulturellen Zustände zu beanstanden und zu verurteilen.

Der Spanier zehrt an der großen Vergangenheit seines Vaterlandes, er lebt so ganz in ihr, daß er darüber die Gegenwart beinahe vergißt, oder vielmehr die Vergangenheit bis in die Gegenwart hineinreichen und sie beherrschen läßt. Die Vorstellungen, die er von ersterer hat, sind ja freilich zuweilen etwas phantastisch und entsprechen keineswegs immer den verbürgten Tatsachen. Diese Vorliebe für die Vergangenheit, die unermeßliche Liebe für sein Vaterland haben aber zusammengewirkt und das Geschichtsstudium sehr gefördert, es zu einer der volkstümlichsten Wissenschaften gemacht, und es ist wirklich viel geschichtliche Erinnerung in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen, wenn sie auch vage, unbestimmt und unzuverlässig ist.

Man muß nun allerdings auch die Lehrbücher betrachten, die für den Elementar- und Volksschulunterricht angewandt werden. Leider zeichnen sich die geschichtlichen Schulbücher nirgends durch große Zuverlässigkeit aus, soweit nicht feststehende Daten und Tatsachen mitgeteilt werden. Das gilt natürlich auch von diesem Zweige der geschichtlichen Literatur Spaniens. Leider aber krankt dieser Zweig der wissenschaftlichen Literatur überhaupt an diesem Übel, dessen Ursprung bis in die Anfänge literarischen Lebens in Spanien zurückreicht.

Im Mittelalter waren die einzigen Träger der Literatur und der Wissenschaftlichkeit in Spanien die Geistlichen und die Mönche. Der sehr beschränkte, durch den Dogmatismus der Kirche auf das äußerste eingengte geistige Horizont schloß eine weite, auf Vergleichung mit der Geschichte anderer Völker gegründete Weltanschauung vollständig aus. Der Maßstab der geschichtlichen Ereignisse war nur durch die Summe derselben im eigenen Lande gegeben, er war daher ein ganz einseitig nationaler, und die Bewertung aller irgendwie namhaften Taten war eine sehr hohe. Staat und Kirche ließen aber auch überhaupt nicht zu, daß Dinge in einem andern Sinne und Lichte vorgetragen und beleuchtet wurden, als ihnen genehm war, und die Chronisten verzeichneten daher nur, was diesen Normen entsprach, und taten das unter der vorgeschriebenen Farben-

gebung. Die Folge davon macht sich heute noch sehr empfindlich bemerkbar, denn wer die alte und mittelalterliche Geschichte studieren will, ist genötigt, von den Chroniken und Geschichtswerken der ersten Jahrhunderte literarischen Schaffens abzusehen oder sie nur mit großer Vorsicht zu benutzen und aus den Quellen zu schöpfen, die in den alten Staatsarchiven glücklicherweise noch erhalten sind. An den Staatsuniversitäten der späteren Zeit wurden die Geschichtsstudien nicht sehr rege betrieben, und das blieb auch in der Folgezeit, bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, bis zu dem epochemachenden Jahre 1808 ebenso. Das hauptsächlichste, bis dahin allein gültige Werk über die allgemeine Geschichte des Landes war von einem Jesuiten, Mariana, geschrieben, und erweist sich heute als völlig tendenziös und unzuverlässig.

Nach dem Erwachen des Volkes zu neuem Leben, unter dem frischen Hauch der lebhaften Verfassungskämpfe dagegen, war es in erster Linie gerade das Geschichtsstudium, dem sich die bedeutendsten Geister zuwandten. Freilich ermangelten sie der nötigen Schulung, der erforderlichen allgemeinen Bildung und der Kritik, um wirklich Hervorragendes zu leisten; aber das Streben dazu war wenigstens vorhanden, ein großer Fleiß und Eifer und die Liebe zur Sache veranlaßten viele zu einer anerkennenswerten Vertiefung und Gründlichkeit, zu einem sorgfältigen Quellenstudium, und Modesto Lafuente schrieb schließlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine allgemeine Geschichte Spaniens in 18 Bänden, ein Werk, das im großen ganzen auch vor der heutigen Kritik bestehen kann und durch kein in neuerer Zeit geschriebenes bis jetzt erreicht oder gar überholt ist. Die Naturanlagen des Durchschnittsspaniers sind nun einmal so geartet, daß sie ihn zu großer Gründlichkeit und zu stetigem Studium nicht befähigen, und das ist der Grund, daß bisher kein allgemeines Geschichtswerk neben dem Lafuentes von annähernd gleichem Umfang geschaffen worden ist, ganz zu schweigen von einer Weltgeschichte, die abzufassen auch nicht einmal in Spanien ein Versuch gemacht worden ist. Dagegen wurden — natürlich immer nur aus dem Gebiete der nationalen Geschichte des Landes — einzelne Perioden und einzelne Zweige derselben bearbeitet, und unter diesen Werken finden sich viele sehr wertvolle. Dazu gehören namentlich die Werke, die die Geschichte einer Provinz oder einer Stadt behandeln, wie beispielsweise Victor Balaguers umfangreiche Geschichte Kataloniens, seine Geschichte der Ruinen von Poblet, Chabas' Geschichte des Königreichs und der Stadt Valencia u. a.

Besonders anregend wirkte auf diesem Gebiete die Königliche Aka-

demie der Geschichte, die nicht nur eine große Bibliothek gründete, die viel wertvolles Quellenmaterial enthält, sondern auch mit eigenen Mitteln umfangreiche Werke herausgab und in ihrem regelmäßig erscheinenden Boletin und in ihren Memorias eine Fülle bedeutender Abhandlungen veröffentlichte und fortführt, dies zu tun. Namentlich sind die Veröffentlichungen sehr vieler Urkunden von bedeutendem Einfluß auf die Vertiefung der Geschichtsstudien und auf die Entwicklung der historischen Kritik geworden. Die Sammlung der bis dahin unveröffentlicht gewesenen Dokumente zur Geschichte Spaniens umfaßt jetzt an 115 große Bände; das Memorial histórico español hat 45 Bände. Vor etwa 25 Jahren begann die Akademie die Herausgabe einer allgemeinen Geschichte Spaniens in Einzeldarstellungen, die von den ersten Autoritäten auf jedem dieser Spezialgebiete geschrieben wurden. Leider ist dieses große Unternehmen mit dem Tode Canovas del Castillos, der es angeregt hatte, ins Stocken geraten und unvollendet geblieben.

Namentlich wurde auch dem Studium der Geschichte der Entdeckung Amerikas und der der spanischen Kolonien dauernd große Aufmerksamkeit zugewandt; zahllose Einzelwerke, vor allem aber die wertvollen Sammelwerke, wie die Colección de documentos inéditos para la historia de España y sus Indias, die Colección de documentos de Ultramar, die Colección de libros raros de America, die Colección de libros que tratan de America und andre solche vielbändige Bibliotheken zeugen von dem regen Eifer auf diesem Studienggebiete und andererseits von der Unerschöpflichkeit der Archive des Landes.

So wenig Zuneigung auch die Spanier zu allen Zeiten und ebenso heute noch für die Araber und ihre Herrschperiode in Spanien gehegt haben, so haben sie sich doch nicht der Aufgabe entziehen können, diese Geschichtsperiode ebenfalls in den Kreis ihrer Studien hereinzuziehen, und etwas von dem noch vorhandenen bezüglichen Quellenmaterial herauszugeben. Im allgemeinen leiden allerdings diese Arbeiten unter der Voreingenommenheit der Spanier gegen ihre mohammedanischen Glaubensfeinde, und einige der hervorragendsten Arabisten, wie der Granadiner Professor Simonet, haben sich geradezu die Aufgabe gestellt, den Nachweis zu führen, daß die Araber und Mauren Spaniens weit überschätzt worden sind, daß ihre Kultur zuerst nur ein Spiegelbild der westgotischen war, daß es später die unterjochten Christen waren, die die Kultur schufen, und dergleichen mehr, d. h. es wurden in diesen recht zahlreichen Werken eben nur die Seiten der arabisch-maurischen Kultur und Geschichte be-

handelt, die den Verfassern für ihre Zwecke paßten, von irgendwelcher Objektivität und Unparteilichkeit ist in ihnen somit keine Rede, so wertvolles negatives Material sie auch bieten. Es hat jedoch daneben auch nicht an Gegnern gefehlt, die sich mit ebenso großer Gründlichkeit in die allgemeine Geschichte und Kulturgeschichte der arabischen Herrschperiode vertieft und sehr bedeutende Werke geschaffen haben, in denen sie den unvergleichlich großartigen Leistungen der spanischen Araber mit voller Objektivität des Urteils die weiteste Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. In dieser Hinsicht haben sich die Professoren Gayangos, Codera, Fernandez y Gonzalez, Riaño, Facundo Amador de los Rios, Saavedra, Eguilaz, Robles und viele andre, vor allem aber auch der Konservator der Alhambra, Rafael Contreras, und sein Sohn, ausgezeichnet. In umfangreichen Sammelwerken ist eine große Menge von arabischen Aktenstücken der Welt zugänglich gemacht, viele wertvolle arabische Geschichtswerke sind übersetzt, und sehr dankenswerte, selbständige Werke und Abhandlungen sind geschaffen worden, die mehr und mehr beitragen, das Dunkel zu zerstreuen, das über den Einzelheiten der achthundertjährigen Herrschperiode der Araber über Spanien noch liegt und bisher geflissentlich erhalten worden ist, weil die Kirche und ihre Diener, ja überhaupt die Christen des spanischen Nordens in ihrem traditionellen Widerwillen gegen die Mohammedaner es nicht zugeben wollten, daß das arabische Spanien ein einflußreicher Herd für die europäisch-christliche Kultur gewesen ist. Ausländische Forscher haben hier wie auf so vielen andern Gebieten des wissenschaftlichen Lebens Spaniens erst bahnbrechend wirken müssen, wie zum Beispiel der holländische Arabist Dozy und der deutsche Graf Schack.

Über die spanischen Juden sind einige recht gute Werke geschrieben worden; es ist vor allen die Geschichte der Juden von Amador de los Rios zu nennen, ferner ein mehr kulturhistorisches von Fernandez y Gonzalez; und neuerdings noch eines von Angel Pulido; über die hebräischen Inschriften hat der gelehrte Jesuitenpater Fita mehrere wertvolle Abhandlungen in dem Boletin der Akademie der Geschichte veröffentlicht.

Die interessante und reiche Kulturgeschichte Spaniens hat sonderbarerweise noch keinen Bearbeiter gefunden, der sie im ganzen behandelt hätte. Einige ältere derartige Arbeiten von Tapia und Moron sind ganz unzureichend; mehrere jetzt lebende Geschichtsforscher wie Altamira haben sie in ihren Werken mitberücksichtigt, von Bedeutung sind jedoch nur eine Reihe von Monographien und Abhandlungen, die Sittenbilder aus ein-

zelen Perioden und aus verschiedenen Provinzen und Städten darbieten. Wo der Versuch gemacht worden ist, den Gang der Entwicklung zu schildern, da zeigt sich mehr als auf allen andern Forschungsgebieten der Mangel an Objektivität, der dem spanischen Nationalgeist anhaftet und der durch die engen Schranken des Dogmatismus noch erhöht worden ist.

Um so bedeutender ist die Tätigkeit, die jetzt auf dem Gebiete der



Neue Photogr. Gesellsch.

Cordoba: Teil des Innern der Moschee.

Literaturgeschichte entfaltet wird. Allerdings fehlt es auch hier an einem zuverlässigen Werke, das das überaus umfangreiche Material von einem hohen Standpunkt aus kritisch behandelt; ein solches, das freilich den heutigen Anforderungen auch nicht mehr genügt und die seitdem veröffentlichten Spezialwerke nicht berücksichtigen konnte, hat ein Nordamerikaner: Ticknor unter starker Benutzung deutscher Vorarbeiten geschaffen. Die vorhandenen, zum Teil sehr umfangreichen Werke allge-

meineren Charakters erheben sich nicht über die Bedeutung von Material-sammlungen, die ja freilich recht wertvoll sind, wie die sich allerdings „kritische“ Geschichte der spanischen Literatur nennende von Amador de los Rios. Dagegen sind unter den zum Teil auch sehr umfangreichen Spezialwerken manche von großem Wert, wie die kritischen Essays von Juan Valera, die Geschichte der Troubadoure von Balaguer, „Die Geschichte der ästhetischen Ideen Spaniens“ von Menendez y Pelayo, dessen „Antologie kastilischer Dichter“ und „Die Ursprünge des spanischen Romans“. Eine Anzahl von tüchtigen jungen Mit- und Hilfsarbeitern folgt jetzt den Anregungen und dem Vorbilde dieses überaus fruchtbaren Literaturforschers und beschäftigt sich mit der kritischen Bearbeitung und Herausgabe von bedeutenden Werken früherer Literaturperioden; vieles, was bisher in den großen Bibliotheken vergraben war, wird aus der völligen Vergessenheit endlich hervorgezogen und der Welt zugänglich gemacht, die immer mehr staunen muß über die vielen Schätze, die an diesen Sammelstätten solange geruht haben und noch der Ausbeutung harren.

Auch die spanische Kunstgeschichte hat als ganzes bisher keinen Bearbeiter gefunden, wohl aber in ihren Teilen, außerdem hat die Kunstliteratur Prachtwerke von sehr großem Umfange aufzuweisen, wie die Monumentos arquitectónicos de España, dem wenige andre Länder etwas Ähnliches an die Seite zu setzen haben.

Die weitaus größte Aufmerksamkeit wird natürlich der Politik zugewandt, und andauernd erscheinen zahlreiche Werke, die im Anschluß an Tagesfragen auch oft genug wichtige wissenschaftliche Probleme von allgemeiner Bedeutung behandeln.

Die exakten Wissenschaften gewinnen überall da an Boden, wo die Strenggläubigkeit zurücktritt, und in der fortschrittlich angeregten Jugend Spaniens ist große Neigung für alle Zweige der Naturforschung vorhanden. Es geschieht auch ziemlich viel, um diese Studien auf das beste zu fördern. Die Literatur hierüber besteht nun zunächst allerdings aus vielen Übersetzungen hervorragender Werke des Auslandes und aus freien Bearbeitungen einzelner Zweige im Anschluß an die ausländische Literatur. Viele Sonderschriften aber zeugen doch immerhin von dem Eifer und der Liebe, mit dem man diese Arten von Studien betreibt. Die Befähigung für sie erhellt auch aus den nicht zu unterschätzenden literarischen Leistungen auf allen Gebieten der Medizin, wenngleich die Praxis ihrer Ausübung im allgemeinen bedeutender als die literarische Betätigung ist.

Das Ingenieurwesen, die technischen Wissenschaften werden namentlich in Barcelona und in Bilbao sehr gepflegt, wo sich die Hauptzentren des gewerblichen Lebens befinden und die vielen großen Fabriken einen steten Bedarf an gut geschulten Kräften haben. Fachgesellschaften sorgen hier für die Abfassung von fachmännischen Schriften, die sich natürlich ebenfalls auf das engste an die bezüglichen Veröffentlichungen der andern Kulturländer anschließen. Selbständige Arbeiten sind auf diesem für Spanien jüngsten Gebiete geistiger Betätigung wohl immerhin noch Seltenheiten.

Die Hauptpflegestätten der wissenschaftlichen Kultur des Landes und somit des Geisteslebens des spanischen Volkes sind nun vor allen nächst den Universitäten die großen Akademien und die Fachvereine, von denen viele ihre eigenen periodisch erscheinenden fachwissenschaftlichen Zeitschriften und Boletinos herausgeben, die, wie schon mehrfach erwähnt, eine große Menge sehr wertvollen literarischen Studienmaterials darbieten. Nicht minder wichtig aber sind die regelmäßigen Versammlungen und Sitzungen dieser Institute, weil in ihnen, der natürlichen rednerischen Begabung der Spanier gemäß, alle einschlägigen Interessen und Fragen in der denkbar ergiebigsten Weise erörtert werden, und dadurch eine viel unmittelbarere Anregung auf alle fachgenössischen Kreise ausgeübt wird.

Außer diesen streng wissenschaftlichen Instituten bestehen in den Ateneos und andern ähnlichen Gesellschaften soziale Zentren, die eine vortreffliche Gelegenheit bieten, über die Kreise der Studierenden und Gelehrten hinaus höhere Bildungskeime auch in die weitesten Kreise der höheren Stände auszustreuen und die Wissenschaft zu popularisieren. Was in dieser Hinsicht in den Ateneos von Madrid und Barcelona zum Beispiel, aber dann auch in den ähnlichen Gesellschaften, die in andern Städten den Gebildeten als Versammlungsorte dienen, geboten wird, ist nicht hoch genug anzuschlagen, denn es wird durch die in ihnen gehaltenen Reden und Debatten den dem eigentlichen wissenschaftlichen Leben fernstehenden, der Bildung bedürftigen Männern der obersten Gesellschaftskreise die Möglichkeit geboten, sich über die wichtigsten Forschungsergebnisse der Heutzeit auf bequeme Weise einige Kenntnisse zu erwerben, deren sie sonst entbehren würden.

Freilich wird hierzu noch eine andre nicht minder bequeme und auch nicht sehr kostspielige Gelegenheit geboten.

Das Instituto de libre Enseñanza und eine große Reihe von Gesellschaften, die von modernem Geist, moderner Weltanschauung und dem

edelsten Streben erfüllt sind, haben sich die Aufgabe gestellt, durch billige Volksbücher über alle Gebiete des heutigen Wissens bildend auf die großen Massen der Nation zu wirken und außerdem auch Volksbibliotheken und Lesehallen einzurichten, die es dem Ärmsten erlauben, den etwaigen Wunsch nach Bildung in ergiebigster Weise zu befriedigen. Die bisher von diesen Gesellschaften gemachten Erfahrungen sollen jedoch leider wenig ermutigend sein. Der Spanier liebt einmal die Arbeit nicht sonderlich, so liest er denn auch möglichst wenig, und läßt sich mit einer Zeitung genügen — wenn ihm dies nicht schon zuviel ist. Er zieht es bei weitem vor, sich durch Vorträge und Reden über das, was ihn interessiert, unterrichten zu lassen, dabei braucht er sich selbst nicht noch anzustrengen.

Wenn bisher der Erfolg, den die Bildungsvereine erstreben, also vorerst noch nicht bedeutend ist, so ist es hochzuschätzen, daß wenigstens derartige Bestrebungen vorhanden sind und auch den Unbemittelten Gelegenheit geboten wird, sich zu bilden.

Bei allen diesen auf das Volkswohl gerichteten Bestrebungen sind neben den Demokraten und Republikanern vor allen die Freimaurer sehr tätig, die sich noch immer nicht von den schweren Verfolgungen erholt haben, die sie von den Konservativen und Klerikalen anlässlich des letzten Aufstandes der Kubaner und der Philippinen zu erleiden hatten. Man schrieb ihnen diese Aufstände zu, die dann bekanntlich zum Kriege mit den Vereinigten Staaten führten, wie die Freimaurer ja überhaupt von ihren Todfeinden, den Jesuiten und den Klerikalen, für alles Übel in Spanien verantwortlich gemacht werden. So müssen sie sich denn auch unter dem jetzigen Regime Mauras sehr zurückhalten, denn da sie im öffentlichen Leben durchweg den liberalen und republikanischen Parteien angehören, die Hauptträger aller freireligiösen modernistischen humanitären Bestrebungen im Lande sind und sich aus den höchstgebildeten Kreisen der akademisch Gebildeten und der Parlamentarier rekrutieren, so sind sie, als die Förderer aller auf die Volksbildung und die Befreiung der Massen aus den Banden der Jesuiten und Klerikalen, den jetzigen Machthabern vor allen andern fortschrittlichen Elementen Spaniens verhaßt, und es werden ihnen und ihrer Betätigung so viel Schwierigkeiten als nur immer möglich gemacht.

Die moderne spanische Belletristik weist eine große Fülle von Erzeugnissen der verschiedensten Arten auf, es fehlt ihr aber der große Zug, der sie befähigt, sich über die Grenzen des Heimatlandes hinaus in ausgedehntem Maße Anerkennung zu verschaffen. Der Vorzug, den sie vor

den Literaturen mancher anderer Länder besitzt, daß sie nämlich einen sehr stark ausgeprägten nationalen Charakter hat, daß es ihr gelungen ist, sich, in ihren hervorragendsten Leistungen wenigstens, von ausländischen Einflüssen freizuhalten, muß zweifellos anerkannt werden, da es ihr aber an hohen Idealen fehlt, da sie selten Probleme von allgemein menschlichem Interesse behandelt, so vermag sie eben nicht das allgemeine Interesse der Kulturwelt zu erwecken. Sie wählt ihre Stoffe fast ausschließlich aus dem spanischen nationalen Kulturleben, beleuchtet sie vom spanischen Standpunkt aus, charakterisiert sie demgemäß, erhebt sich meist nicht zu hohen Gesichtspunkten und mutet aus allen diesen Gründen den Ausländer sehr fremdartig an. Wo dies nicht der Fall, wo sie einen höheren Flug nimmt, wie zum Beispiel in den Romanen des vor wenigen Jahren verstorbenen Juan Valera, und wie in manchen Werken von Perez Galdos und Blasco Ibañez, in denen der Kampf der modernen Weltanschauung gegen die mittelalterliche, der des Humanismus gegen den Jesuitismus meisterhaft geschildert werden, da bricht sie sich auch Bahn und findet bereitwilligste Aufnahme im Auslande.

Die überaus breite Weitschweifigkeit, die Schwülstigkeit des Stils, sehr häufig ein Übermaß von Phantasterei, die dem durchaus realistisch gestimmten Zeitgeist nicht zusagen, und manche andre Charaktereigenschaften, die der großen Masse der spanischen Literaturerzeugnisse meist anhaften, sind auch nicht geeignet, letztere sehr anziehend zu machen. Da die Spanier selbst sehr wenig Bücher lesen, auch sogar Romane nicht, aber noch viel weniger daran denken, sie zu kaufen, der Buchhandel Spaniens auch so schlecht organisiert ist, daß er den leichten Vertrieb der Verlagswerke keineswegs zu fördern geeignet ist, die Beschäftigung mit der Schriftstellerei daher nicht im geringsten einträglich ist, so ist die Masse der jährlich erscheinenden Novitäten, die gewöhnlich ein sehr ephemeres Dasein führen und sehr rasch wieder verschwinden, überraschend groß, und zeugt von dem Optimismus und der Selbstüberschätzung zahlloser Menschen, die entweder der meist trügerischen Hoffnung, sich Ruhm zu erwerben, Opfer bringen oder der Eitelkeit frönen, sich gedruckt zu sehen und vorübergehend eine kleine Rolle in der Öffentlichkeit zu spielen. Die hohe, natürliche Begabung des Spaniers, der mit spielender Leichtigkeit alles erlernt, was er sich aneignen will oder aus praktischen Gründen muß, und seine rege Phantasie verführen ihn ja auch sehr leicht, sich der literarischen Arbeit hinzugeben und immer wieder den Versuch zu machen, es dadurch zu Ruf und einer angesehenen Lebensstellung zu bringen.

Die spanische Sprache eignet sich überdies so sehr für dichterische Formen, daß es keine Schwierigkeit bietet, sie für die Schöpfung von Poesien zu benutzen, und das große Improvisationstalent, das die Spanier und namentlich die Andalusier besitzen, findet dadurch die kräftigste Unterstützung. Allerdings darf man an die meisten Gedichtsammlungen, die in großen Massen entstehen, und ebenso an die Dichtungen, welche in den Zeitschriften erscheinen, keinen strengen kritischen Maßstab anlegen. Daß es selbst sehr hervorragende Literaturwerke zu vielen Auflagen bringen und ihren Verfassern bedeutende Einnahmen gewähren, ist bei dem schwachen Absatz eine große Seltenheit. Nun könnte ein solcher freilich durch den Vertrieb im spanischen Amerika vielleicht gewonnen werden, dafür fehlt es aber dem indolenten Buchhandel an der nötigen Regsamkeit und, da noch keine Verträge zum Schutz des geistigen Eigentums zwischen Spanien und den amerikanischen Republiken bestehen, so werden solche Werke, die die Redakteure der Zeitungen und Zeitschriften Amerikas für ihr Publikum geeignet halten, einfach, ohne Honorarzahung an den spanischen Autor, abgedruckt. Andererseits sind die spanischen Schriftsteller den Übersetzern der fremden Länder gegenüber, mit denen Spanien durch Schutzverträge verbunden ist, häufig entweder formlos und lässig, indem sie das Übersetzungsrecht für ein und dasselbe Werk mehreren Bewerbern verleihen, oder sehr schwierig, indem sie unter langem Hinziehen der Verhandlungen solche Honorare verlangen, daß man von der Sache abstehen muß. Hieran liegt es hauptsächlich auch, daß das Ausland sich nicht, wie die spanischen Schriftsteller sich beklagen, viel um die spanische Literatur kümmert, und zwar um so weniger, als spanische Literaturwerke bei ihrer übermäßigen Weitschweifigkeit und ausschließlichen zugeschnittenheit für den spanischen Leser meist nicht übersetzt, sondern frei bearbeitet, beträchtlich gekürzt und dem ausländischen Verständnis und Geschmack einigermaßen angepaßt werden müssen.

Die lyrische Dichtung krankt besonders an allen im vorstehenden erwähnten Schwächen und Eigentümlichkeiten, sie ist so anspruchsvoll, großsprecherisch, individualistisch und gekünstelt, entbehrt so ganz jeder höheren natürlichen und innigen Empfindungen, der Innerlichkeit und eines fein empfundenen Gemütsausdrucks, daß sie selbst unter den Spaniern heute sehr wenig Anerkennung findet, wie riesig auch die Schar der männlichen und weiblichen Dichter heute ist, wie sehr sie auch den Büchermarkt und die Zeitschriftenliteratur mit ihren Erzeugnissen überschwemmen. Die großen Lyriker wie Zorrilla, Nuñez de Arce, Campoamor, sind tot; von den jetzt

lebenden hat sich keiner auf diesem Gebiete zu besonderer und allgemeiner Wertschätzung zu erheben vermocht.

Das Drama steht dagegen auf einer viel höheren Stufe der Leistungsfähigkeit. Die Spanier haben für diese Dichtungsgattung von jeher eine bedeutende Begabung gehabt, und dieser Umstand ist es auch, der ihrer rednerischen Anlage so sehr zugute kommt, weil er sehr zur Belebung des mündlichen Ausdrucks beiträgt. Allerdings ist auch hier die Zahl der wirklich bedeutenden Werke, die sich lange und dauernd auf dem Repertoire erhalten, verschwindend klein im Verhältnis zu der ungeheuren Masse der jährlich erscheinenden Novitäten. Nur auf den äußerlichen Erfolg und auch auf den Charakter der niederen Volksmassen berechnet, entbehrt die Mehrzahl der dramatischen Arbeiten jeder Sorgfalt in der Erfindung und Ausführung der Vorwürfe.

Da der Theaterbesuch nicht billig, das Vergnügungsbedürfnis aber sehr groß und der Geldbeutel der meisten sehr klein ist, so hat man mit bedeutendem Erfolge in den spanischen Theatern die Einrichtung getroffen, daß man Teilkarten ausgibt für die einzelnen, gewöhnlich einaktigen, höchstens zweiaktigen Stücke, und es dadurch in das Belieben des Besuchers stellt, so vielen Vorstellungen beizuwohnen, als seine augenblicklichen Mittel ihm erlauben. Dadurch ist das sehr leichte „kleine Genre“, der Einakter oder Zweiakter überhaupt vor allen andern Gattungen in Aufnahme gekommen, was für die dramatische Literatur kein Vorteil ist. Besonders beliebt ist nun aber die Gattung der „Zarzuela“, des kleinen Singspiels, der Operette, in der auch viel Gutes geleistet wird. Der ethische Gehalt, der Inhalt überhaupt kommt dabei kaum mehr in Betracht, es kommt nur darauf an, die Zuhörer für eine halbe Stunde durch komische, meist sehr derbe und grob sinnliche Situationen zu belustigen, und durch gefällige Musik, durch pikante Couplets zu fesseln; dazu bietet der unerschöpfliche Born der nationalen Volksmusik die Möglichkeit in reichstem Maße, und viele Musiker haben eine große Geschicklichkeit in der Herstellung dieser oft sogar recht anmutigen und gefälligen Kompositionen erlangt.

Die höchsten Gattungen des Dramas finden nur ein kleines Publikum von Interessenten, sie werden nur auf einer beschränkten Zahl von Theatern gepflegt und sind denn auch nicht in großer Menge vorhanden. Von den älteren Dramatikern des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts ist nur noch José Echegaray, der Mathematiker und Staatsmann, übrig, dessen Dramen die Dichtungen aller seiner jüngeren Nachahmer und

Nebenbuhler immer noch bei weitem überragen. Neben ihm verdienen besonders genannt zu werden Dicenta, der im Gegensatz zu dem sozialen Drama Echegarays das romantische Genre bevorzugt, ferner Jacinto Benavente mit seinen satirisch angehauchten, zum Teil recht erfolgreichen Lustspielen, die Brüder Quintero, die das anziehende soziale Milieu Andalusiens auf die Bühne bringen, der Katalane Angel Guimerá, der — in katalanischer Sprache schreibend — die ernstesten Konflikte des Lebens behandelt und dessen „Tiefeland“ neuerdings auch mit Erfolg auf den deutschen Bühnen Fuß gefaßt hat, Linares Rivas, Astroy, Rusiñol, Oliver und eine große Anzahl anderer. Einen lange anhaltenden Eindruck hat der erste größere dramatische Versuch des Romanschriftstellers Perez Galdos auf das ganze gebildete Spanien ausgeübt. In seiner „Electra“ brandmarkte er mit größter Schärfe das verhängnisvolle Wirken der Jesuiten, und so sehr sich auch alle klerikalen und konservativen Elemente im Lande bemühten, es von der Bühne zu beseitigen, gelang dies doch nicht nur nicht, sondern es hat einen mächtigen tiefgreifenden Einfluß auf die ganze Nation ausgeübt und nicht wenig dazu beigetragen, befreiend auf das spanische Nationalbewußtsein zu wirken. Ein weiteres Theaterstück „Mariucha“, in dem die trostlosen Zustände in den höchsten aristokratischen Kreisen scharf gegeißelt werden, hat nicht gehalten, was man von ihm nach seiner Electra erwarten durfte, und reicht nicht entfernt an seine Romane heran.

War es bei den Versuchen der konservativen Regierung, die Aufführungen der Electra zu verhindern, wiederholt zu ernstesten Ruhestörungen gekommen, so fehlte auch nicht viel, daß eine andre ähnliche Bemühung bedenkliche Folgen gehabt hätte.

Es ist vorher schon gesagt worden, daß die bei weitem beliebteste Form der Dramas die Zarzuela, das kleine Singspiel ist. In ihm behandeln die Verfasser und dann auch die Darsteller gern in Coupleteinlagen die Zeitverhältnisse und ernten damit einen Beifall, der den kleinen Operetten oft zu sehr vielen Aufführungen verhilft und sie zu einträglichen Kassensstücken macht. So war es natürlich, daß man sich 1904 auch mit großem Eifer des schweren politischen Konflikts bemächtigte, den die ultramontankonservative Regierung durch die Ernennung des berüchtigten früheren Erzbischofs von Manila, des Dominikanermönchs Nozaleda, zum Erzbischof von Valencia heraufbeschworen hatte. Das Kabinett, namentlich der Ministerpräsident Maura und andererseits Pater Nozaleda wurden in den Couplets des Madrider Operettentheaters gehörig gegeißelt, und die Regierung antwortete

darauf durch Verhaftungen der Theaterdirektoren und der beliebtesten Coupletsänger. Ein Sturm der Entrüstung wurde dadurch erzeugt, und alle Schauspieler-, Journalisten- und Schriftstellerverbände protestierten so energisch gegen diese Maßnahmen und die für die Theater erlassenen beschränkenden Bestimmungen, daß die Regierung sich schließlich zu ihrer Aufhebung genötigt sah. Die dadurch erzeugte Spannung ist aber geblieben, und der geringste Anlaß kann ähnliche Reibungen hervorrufen.

Den weitaus größten Bestandteil der belletristischen Literatur bilden der Roman und die Novelle, deren Pflege sich eine große Masse von männlichen und weiblichen Individuen widmet, und es wird auf diesem Gebiete des Geisteslebens auch fortdauernd und vieles geschaffen, was Anerkennung verdient.

Nach dem Tode Juan Valeras und einer Reihe anderer hervorragender Novellisten der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts ist Perez Galdos nicht nur der unbestritten bedeutendste, sondern auch der fruchtbarste Romanschriftsteller des heutigen Spaniens. In mehreren großen Serien von Romanen hat er die Geschichte Spaniens seit dem Wiedererwachen des Landes zu neuem Leben am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in gefälliger Romanform seinem Volke nahe gebracht. Daneben aber hat er auch eine sehr große Reihe von andern Arbeiten geschaffen, die alle einen durchaus nationalen Charakter haben, die Konflikte des modernen Lebens in entschieden demokratisch-fortschrittlichem Geiste behandeln, und sie, namentlich aber die Werke, in denen er den Jesuitismus und Klerikalismus schonungslos angreift und in ihren schädigenden Wirkungen für das Volkwohl brandmarkt, haben ihm die Liebe des ganzen liberalen und republikanischen Spanien eingetragen.

Der gleiche Geist, vielleicht noch in radikalerer Zuspitzung und mehr als der von Perez Galdos in der modernen Schule des französischen Realismus gebildet, bekundet sich mit gleich großem moralischen Erfolge in den Romanen des valencianischen radikalen Cortesabgeordneten Blasco Ibañez, der, da er auch allgemein menschliche und modern-soziale Konfliktsprobleme behandelt, im Auslande noch viel größere Anerkennung und noch mehr Übersetzer findet als Perez Galdos.

Als Begründerin des literarischen Realismus und als das Haupt der Modernisten gilt die mit Recht sehr gefeierte aristokratische Schriftstellerin Emilia Pardo Bazan, deren Werke ebenfalls allgemein in der Kulturwelt vorkommende Konflikte behandeln, wenngleich in echt

spanischem Gewande. Auch Pereda, Palacio Valdes, Valle Inclan, Pio Baroja, Dicenta, Ortega Munilla, Octavio Picón, Armando Palacio u. a. können mit ihren besten Leistungen den hervorragendsten französischen Schriftstellern an die Seite gestellt werden und übertreffen diese vielfach an Geistreichtum, Erfindungsgabe und Unabhängigkeit. Wo man in ihnen Anklänge an Ibsen, Björnson, Tolstoi und die größten Realisten Frankreichs findet, da kann man doch in den meisten Fällen sicher sein, daß von einer Beeinflussung ihrer Werke durch die ausländischen keine Rede ist, sondern daß es sich nur um zufällige Übereinstimmung handelt, wie sie sich begreiflicherweise aus der Betrachtung der heutigen sozialen Weltverhältnisse ergibt. Die spanischen Schriftsteller kümmern sich sehr wenig um die ausländische Literatur, von der sie höchstens die französische oberflächlich kennen lernen. Wir sehen aber auch, daß die besseren Schriftsteller sich überhaupt ganz unabhängig entwickeln und selbst ihren hervorragendsten einheimischen Romanschriftstellern keinen Einfluß auf sich gestatten, vorderhand also frei sind von einem Schulgeist. Im allgemeinen hüten sich die bedeutenderen unter ihnen auch, dem übertriebenen Realismus, Radikalismus und Materialismus der extremen Modernisten Frankreichs und anderer Länder Zugeständnisse und durch sinnliche Wirkungen billigen Eindruck auf die Massen zu machen.

Der Symbolismus und Mystizismus haben ebenfalls wenig Boden in der Romanliteratur gefunden, die sich im großen ganzen durchaus in liberal-demokratischer Geistesrichtung entwickelt hat. Dieser mehr und mehr zur Geltung gelangenden Geistesströmung hat sich nicht einmal der Jesuitenpater Coloma entziehen können, der in seinen „Kleinlichkeiten“ ein vortreffliches Bild des Lebens und Denkens der höheren Gesellschaftsklassen gezeichnet, sich damit aber, wie es scheint, so ziemlich ausgegeben hat, denn seine vielen andern Publikationen reichen nicht entfernt an diesen auch im Auslande bekannt gewordenen Roman heran.

Wir müssen nun noch einiger charakteristischer Erscheinungen des spanischen Geisteslebens gedenken. Zunächst der Volksdichtung, die einen sehr bedeutenden Umfang hat, überaus reich an Witz und feiner Beobachtung ist und in zahllosen kleinen Gedichtchen, namentlich in vierzeiligen Seguidillas zum Ausdruck gelangt ist und stets fortfährt, dies zu tun. Man hat in neuerer Zeit dieser reichen Literatur gebührende Beachtung zuteil werden lassen und sie in ihren hervorragendsten Erzeugnissen durch ihre Sammlung und kritische Behandlung vor unverdientem schnellen Untergang zu bewahren gesucht. Die Folk-

loristen und die ähnlichen Zwecken dienenden Gesellschaften haben sich dadurch ein großes Verdienst erworben.

Seit der Mitte vorigen Jahrhunderts hat dann aber eine von Katalonien ausgegangene, dort stark von politischen Motiven durchsetzte Bestrebung, der Dialektliteratur Geltung zu verschaffen, einen sehr bedeuten-



Alhambra: Der Brunnen im Löwenhof.

den Erfolg erzielt. Zunächst natürlich in Katalonien und im früheren Königreich Valencia, dessen Dialekt nur wenig von dem des ersteren abweicht. Eine große und zum Teil sehr bedeutende Literatur ist dort seit jener Zeit entstanden, und viele ihre wertvollsten Erzeugnisse sind dann auch ins Spanische und in fremde Sprachen übersetzt worden. Zur

Förderung dieser politisch-sprachlichen Bewegung wurden auch die alten provenzalischen Blumenspiele wieder belebt, und diese poetischen Turniere haben allmählich so großen Beifall im ganzen Lande gefunden, daß sie sich jetzt fast in allen größeren Provinzialstädten Spaniens eingebürgert haben und unter reger Beteiligung der höchsten und gebildetsten Gesellschaftsklassen jährlich veranstaltet werden. Die Verbände, die sie veranstalten, sind im allgemeinen überall wirksame Herde aller fortschrittlichen, frei-religiösen Bestrebungen, und an ihrer Spitze stehen meist Männer und Frauen, die mit aller Tatkraft für die Verbreitung modernen Denkens und moderner Bildung tätig sind.

Ein im Jahre 1902 abgehaltener Baskenkongreß hat den Grundsatz aufgestellt, dem raschen Schwinden der baskischen Sprache in Spanien wie in Frankreich entgegenzuwirken und die Entwicklung der baskischen Literatur zu fördern. Hier Erfolge zu erzielen, dürfte allerdings bei der sehr großen Schwierigkeit, die das Erlernen dieser uralten Sprache bietet, nicht leicht sein, und ob die baskische Bevölkerung, deren Sinn so sehr auf alles Praktische gerichtet ist, dieses lokalpatriotische Streben allein genügend unterstützen wird, ist äußerst fraglich.

Auch in Galicien und Andalusien ist die Dialektliteratur im Entstehen begriffen, jedoch auch hier nicht mit bisher nennenswertem Erfolg.

Die Übersetzungsliteratur ist im Laufe der Zeit recht stattlich geworden, und die Hauptwerke der Klassiker und die hervorragendsten neueren Werke des Auslandes sind der Kenntnis des spanischen Volkes nahe gebracht worden. Es sind besonders einige Verlagsbuchhandlungen Barcelonas, die nach dieser Richtung hin tätig sind.

Bei der großen Bedeutung, die die Politik für das nationale Leben Spaniens im vorigen Jahrhundert gehabt hat, mußte der Ausdruck der öffentlichen Meinung, die politische Presse, auch besondere Pflege finden. Das Leben wurde ihr jedoch durch die großen Beschränkungen, die ihr auferlegt wurden, durch die hohe Kautionskaution, die bei jeder Gründung eines Preßorgans geleistet werden mußte, und durch eine strenge Zensur sehr schwer gemacht. Erst die Ereignisse des Jahres 1868 brachten auch hier Wandel, und die Einführung der Preßfreiheit war einer kräftigen Entfaltung des Zeitungswesens sehr dienlich. Freilich blieben die Rückschläge nicht aus, und jedesmal, wenn die Konservativen zur Regierung gelangten, wurden von ihnen auch die Versuche gemacht, die Preßfreiheit wieder zu beschränken. Für die Dauer war das jedoch nicht mehr möglich; die Presse war auch in Spanien zu einer Macht geworden, die zu be-

seitigen oder zu sehr zu knebeln, nicht mehr anging, und zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften auf mehr als 900 gestiegen, und diese Zahl dürfte auch heute nicht wesentlich überschritten sein — eine zuverlässige Zeitungsstatistik ist nicht vorhanden.

Die spanische Presse zeichnet sich durch ihren ausgeprägt nationalen unabhängigen Charakter aus, aber darin liegt zugleich auch einer ihrer Schäden: die geringe Berücksichtigung des Auslandes. Die großen politischen Zeitungen, wie der *Imparcial*, der *Liberal*, der *Heraldo*, die *Epoca* von Madrid und die leitenden Organe der Provinzialhauptstädte haben sich nach und nach zwar der Presse des Auslandes angepaßt, haben ihre Korrespondenten in den Hauptstädten der großen Kulturländer angestellt und eine Organisation erhalten, die bei aller spanischen Eigenart doch auch den Vorgängen im Auslande regelmäßig Berücksichtigung zuteil werden läßt. Die Mehrzahl der kleineren Zeitungen aber, die sich übrigens sehr wesentlich von den genannten großen Parteiorganen nähren und sie übermäßig ausbeuten, beschränken ihre Berichte über das Ausland auf wenige, meist tendenziös gefärbte Nachrichten. Den breitesten Raum nehmen in allen Zeitungen neben den Berichten über die wichtigsten politischen die über die lokalen, sozialen Ereignisse und hauptsächlich die über die Stiergefechte ein.

Neuerdings hat auch das Feuilleton eine bedeutende Entwicklung erfahren, und Nachrichten allgemeinen unterhaltenden Charakters, Erzählungen, Novellen und Romane beanspruchen jetzt einen sehr beträchtlichen Raum und beeinträchtigen dadurch stetig mehr und mehr die Buchliteratur.

Ganz besonders geschieht das durch die außerordentliche Entfaltung der Revuen, der illustrierten Zeitschriften, der Fachzeitschriften und Witzblätter aller Art. Sie tragen, wie das zu Anfang dieses Kapitels ausgeführt worden ist, wesentlich dazu bei, die Zahl der wissenschaftlichen Werke zu vermindern, indem die zahllosen fachwissenschaftlichen Revuen die entsprechenden kurzen Abhandlungen oder längeren Essays über Einzelfragen veröffentlichen, indem die belletristischen Zeitschriften und die Feuilletons der Zeitungen das Publikum mit dem reichhaltigsten belletristischen Lesestoff versehen und dadurch die Buchliteratur allmählich ganz überflüssig machen. Der stetige Rückgang der Zahl der Buchwerke ist der Beweis für den Wandel, der sich in dieser Hinsicht vollzieht.

Die Auflagen der meisten Zeitungen — mit Ausnahme immer der großen parteipolitischen — sind sehr gering, und sie, wie namentlich die

kostspieligen illustrierten Zeitschriften und wissenschaftlichen Revuen, soweit letztere nicht aus Vereinsmitteln erhalten oder von Akademien und andern wissenschaftlichen Instituten herausgegeben werden, haben schwer um ihre Existenz zu ringen. Diese Schwierigkeit der Erhaltung der Zeitungen empfinden sogar die großen Blätter, und diese sind daher kürzlich zu einem wirtschaftlichen Verbands, zu der Sociedad editorial de España, zusammengetreten, zu einer Art von Trust, der, bestehend aus dem Imparcial, dem Liberal, dem Heraldo von Madrid, dem Liberal von Sevilla, dem Liberal von Barcelona, Murcia und Bilbao, mit einem Aktienkapital von 10 Millionen Peseten, die Geschäftsführung aller dieser Blätter, zugleich aber auch die Buchausgaben der in ihnen veröffentlichten Romane und Novellen besorgen, andre Verlagsgeschäfte übernehmen, Volksunterhaltungs-, Leihbibliotheken, Lesehallen usw. herstellen will. Ob sich ein solches Zusammenarbeiten so verschiedener Zeitungen — allerdings sämtlich liberalster Richtung — auf die Dauer als praktisch erweisen wird, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls wird dadurch das Verlagsgeschäft auch beeinträchtigt werden.

Auf dem Gebiete der Presse herrscht zweifellos ein sehr reges Leben, und sie wird mehr und mehr, unter Beseitigung der Buchliteratur, die Hauptträgerin des gesamten Geisteslebens Spaniens werden; lassen sich doch jetzt schon die meisten Spanier, die überhaupt lesen können und literarische Interessen haben, völlig genügen mit dem, was ihnen die äußerst billigen Tageszeitungen und was den Begüterten die belletristischen und wissenschaftlichen Zeitschriften an Lesestoff darbieten. Bücher zu kaufen ist jetzt schon ein Luxus, den sich die wenigsten erlauben.

Daß diese Verhältnisse, wie sie jetzt bestehen, einer nachdrücklichen Förderung des Geisteslebens, einer wissenschaftlichen Vertiefung, einer gründlicheren Bildung nicht nützlich sind und sein werden, liegt offenkundig zutage. Da dazu der Mangel an höheren Interessen, an Idealismus, das stetig wachsende Streben nach materiellen Erfolgen auf allen Gebieten geistiger Tätigkeit kommen und eine Zersplitterung der Kräfte, die den verschiedensten Betätigungen zugewandt werden, statt für die sorgfältige Ausbildung auf einem geistigen Arbeitsgebiete gebraucht zu werden, so lassen diese Umstände gerechte Besorgnisse für die Fortentwicklung des Geisteslebens entstehen, das in seiner Gesamtheit viele spanische Beurteiler als keineswegs auf der Höhe stehend bezeichnen, die es einnehmen sollte.

12. Die bildenden Künste.

Die Vergangenheit spielt, wie wir gesehen haben, auf allen Gebieten der spanischen Kultur eine sehr bedeutende Rolle auch für die Gegenwart; auf keinem jedoch ist das in dem Maße der Fall, als auf dem der bildenden Künste. In manchen heute dem Verkehr ganz fern liegenden Ortschaften und Gegenden, in denen einst ein reges Leben herrschte, finden wir Bauwerke, in manchen kleinen Dorfkirchen Bilder und Skulpturen, die, zwar vor langen Zeiten entstanden, doch auch jetzt noch einen hohen Kunstwert haben. Von früheren Generationen von Künstlern geschaffen, gehören die Kunsterzeugnisse der Vergangenheit doch der Gegenwart an, bilden einen wichtigen und ihrer Masse nach sehr großen Bestandteil des Besitzes der jüngsten Generation an Kunstschätzen und überragen die von der letzteren geschaffenen namhaften Arbeiten nicht allein an Zahl, sondern auch an Wert sehr beträchtlich. So dürfen wir uns denn nicht darauf beschränken, nur das heutige Kunstleben zu betrachten, sondern müssen auch das der Vergangenheit berücksichtigen, nicht bloß, weil es die Grundlage ist, auf der das der Gegenwart ruht und aus der es entstanden ist, sondern weil es im allgemeinen verhältnismäßig viel reger und leistungsfähiger war als das der Heutzeit, sehr vieles erzeugte, was gegenwärtig als unberechenbar wertvoller nationaler Kulturschatz gerade die Aufmerksamkeit der Außenwelt anzieht und zahllose Fremde veranlaßt, Spanien zu besuchen.

Die in dieser Beziehung wichtigsten Kunstschöpfungen der frühesten Perioden des Kulturlebens Spaniens und auch derjenigen des Mittelalters sind die Baudenkmäler.

Von den Kunstbauten der Griechen und Römer allerdings hat sich nur wenig erhalten. Vereinzelt Ruinen zeugen von ihrer Tätigkeit. Die Materialien, aus denen ihre Paläste und Tempel errichtet waren, wurden von späteren Generationen für andre profane und dem Gottesdienst geweihte Bauten verwendet, und nur Nutzbauten, wie die Brücken und Wasser-

leitungen von Merida, Segovia, Tarragona, Überreste von Amphitheatern, wie die von Italica, Triumphbogen, wie der von Tarragona, geben uns eine schwache Vorstellung von den Leistungen der Architekten des Altertums.

Auch aus der frühchristlichen und westgotischen Zeit ist wenig erhalten geblieben. Das überaus rege politische Leben, die zahlreichen Kriege der einander im Besitz der wichtigsten Teile des Landes ablösenden und miteinander um ihn kämpfenden Bevölkerungselemente brachten viel Zerstörung mit sich, und nur vereinzelt haben sich in Gegenden, in denen diese Kämpfe nicht beständig stattfanden oder früh aufhörten, wie in Asturien, hier und da, namentlich in und bei Oviedo, ferner in Santiago de Compostela, Segovia, Avila, Coruña, Kirchen erhalten, die im ersten Jahrtausend nach Christus erbaut wurden, aber, der Rauheit der Zeiten entsprechend, nur wenig künstlerischen Ausputz aufweisen.

Dann kam die Zeit, in der von Frankreich her die dort und in der übrigen christlichen Welt entstandenen Baustile in das christliche nördliche Spanien eindringen. Die beschränkten Mittel der durch die Kämpfe mit den Mohammedanern vor allem in Anspruch genommenen spanischen Fürsten, die Kleinheit ihrer Reiche und Hauptstädte ließen jedoch keine Prachtentfaltung zu, und zu höherer künstlerischer Betätigung bot sich für die Architekten und Bildhauer des Auslandes noch nicht viel Gelegenheit. Die Bauformen und Baustile waren und blieben mit geringen Differenzierungen dieselben wie die in der übrigen christlichen Welt. Den romanischen Stilen folgten die Vorläufer des gotischen, und aus diesen Bauperioden haben sich in Asturien, Leon und den Kleinstaaten der südlichen Pyrenäentäler schon manche Kirchenbauten unverändert erhalten, und da in jenen Zeiten nur langsam gebaut werden konnte, so sehen wir vielfach Übergänge von einem zum andern Stil an demselben Bauwerk, so: romanische Anlage und gotische Ausführung.

In dem Maße, wie der Spitzbogenstil und das Kreuzgewölbe den romanischen und das Tonnengewölbe verdrängten, große Klosterbauten und umfangreiche Kathedralen in den belebtesten Gegenden erforderlich wurden, bildete sich auch die Eigenart aus, die der Kirchenbau in Spanien bis zum Schluß seiner Glanzperiode aufweist, nämlich die Herstellung des Chores im Innern der großen Dome, so daß diese dadurch in eine innere Kirche und in eine äußere von einem Kranz von Kapellen umsäumte geteilt wurden. Die großen Summen, die für diese mächtigen Kathedralen aufgewendet wurden, gestatteten auch mit der Anwendung kostbarer Ma-

terialien eine künstlerische Ausgestaltung in ihrem Innern. Die Skulptur und die Malerei wurden in den Dienst des Kirchenbaus genommen und begannen sich zu entwickeln. Die Herstellung der zahllosen Kirchengereäte und für den Kultus erforderlichen Gebrauchsgegenstände, sowie der kostbaren Priester- und Prälatengewänder bedingte eine stetig wachsende kunstgewerbliche Betätigung. Die Kirchen wurden somit zu Sammelstätten der Erzeugnisse aller Zweige des Kunstlebens und sind es geblieben, bis mit der Aufklärungsperiode des achtzehnten Jahrhunderts, den wachsenden antikirchlichen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts und den zeitweisen Aufhebungen der Klöster und gelegentlichen Plünderungen der Kirchen die Kunsterzeugnisse des Mittelalters aus den Gotteshäusern entfernt und in die Museen überführt wurden.

Zu den ältesten gotischen Bauten des Landes gehören San Pedro in Huesca, San Pedro in Gerona, San Pedro in Barcelona, die Kirche von Veruela und das bei Burgos gelegene, aus einem ursprünglichen Lustschloß der kastilischen Könige 1187 in ein großes Nonnenkloster umgewandelte Monasterio de las Huelgas. Die 1279 von Ferdinand III. ihm angegliederte Kirche, der schöne Kreuzgang und mehrere der Säle des Klosters haben große architektonische Schönheiten aufzuweisen. Der Entstehungszeit dieses Klosters gehören eine ganze Reihe anderer Klöster und mehrerer großer Kirchen, wie der von Tarragona, Lerida, Salamanca u. a. an. Vornehme Einfachheit, sorgfältige Ausführung, stilgerechte Vollendung der Ornamente zeichnen diese ältesten gotischen Bauten aus. Im Laufe der Zeit aber wurden die Formen immer reicher, und es bildeten sich in den Einzelheiten Differenzierungen aus, die jedoch bis zur Zeit der Spätrenaissance der imposanten Wirkung des Gesamteindrucks dieser Bauten keinen Eintrag tun.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts entstanden, immer allerdings unter dem Einfluß Frankreichs und meist auch von französischen oder deutschen Baumeistern entworfen und ausgeführt, die großen Kathedralen von Burgos im Jahre 1221, von Toledo 1227 und von Leon, welche letztere um 1200 begonnen, ungefähr um 1303 beendet wurde. Jede von diesen Kirchen ist ein Meisterwerk der Baukunst und unerschöpflich reich an Schönheiten. Sie wurden aber noch übertroffen durch die Kathedrale von Sevilla, die außerdem einen größeren Flächenraum einnimmt als die Peterskirche in Rom und wie alle Bauten der Zeit der katholischen Könige eine bedeutende Prachtentfaltung aufweist, wozu auch der Einfluß der arabischen Baukunst und Ornamentik wesentlich beitrug. Wenn man bedenkt, daß

der Bau jeder dieser Kathedralen zum mindesten mehrere Jahrzehnte, ein Jahrhundert und mehr — der der Kathedrale von Valencia dauerte 220 Jahre von 1262 bis 1482 — in Anspruch nahm, daß in jeder Provinz, in jeder Stadt lokale Einflüsse sich geltend machten und berücksichtigt wurden, so ist es begreiflich, daß jedes dieser vielen mächtigen Bauwerke bei aller Gleichheit der Grundlage doch seine ausgeprägte Individualität hat und sich von allen übrigen in vielen Punkten mehr oder minder bedeutend unterscheidet. Das Studium der spanischen gotischen Baukunst bietet daher ungemein viel Interessantes, da der weitaus größte Teil der baugeschichtlich hervorragendsten Kirchen Spaniens in der Zeit der Vorherrschaft des gotischen Stils entstanden ist. In Barcelona und überhaupt in Katalonien, das von jeher in sehr reger Seeverbindung mit Italien stand, von dorthier viel Baumaterial auch Baumeister und Handwerker bezog, übten diese engen Verbindungen die Ausbildung besonderer architektonischer Eigentümlichkeiten aus, zu denen allerdings auch die klimatischen Verhältnisse das ihrige beitrugen. Die im allgemeinen dort herrschende hohe Temperatur veranlaßte zu möglichstem Ausschluß des Sonnenlichts aus den Kirchen und zur Schaffung von sehr breiten und hohen Innenräumen, daher in der herrlichen Kathedrale von Barcelona und in vielen andern Kirchen Kataloniens das mystische Dunkel, das oft nicht einmal das Gewölbe erkennen läßt, und dadurch, sowie durch gelegentliche Lichteffekte und die ausschließlich künstliche Beleuchtung einen tiefen Eindruck auf die Seele des Gläubigen ausübt. Da viele der bedeutendsten einheimischen Baumeister übrigens aus Katalonien stammten, so wurden manche Eigentümlichkeiten des dortigen Baustils von da aus auch weit über das Land verbreitet.

Die profane Baukunst dieser Periode hatte weniger Gelegenheit zu großartiger Entfaltung als die kirchliche, und es ist beachtenswert, daß sie schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert eine nicht unbeträchtliche Beeinflussung durch den arabischen Baustil erkennen läßt. Im ganzen kam es bei den Profanbauten mehr auf Erzielung großer Festigkeit als auf äußere Schönheit an, für welche letztere die Bildhauer und Steinmetzen durch die Innenausschmückung zu sorgen hatten. Die Grandenpäläste und die zahlreichen Schlösser und Burgen Kastiliens, Leons und andrer Provinzen weisen somit, da sie im allgemeinen sehr gut erhalten sind, viel Interessantes auf und sprechen durch ihre äußere Wucht deutlich von den ernsten Zeiten, die über sie hinweggegangen sind und in denen sie alle eine bedeutende geschichtliche Rolle gespielt haben.

Während noch das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch der gotische Stil seine volle Lebenskraft bewahrte, wovon die herrliche neue Kathedrale von Salamanca und die von Segovia Zeugen sind, fing der gräco-romanische Stil der Frührenaissance an, in Spanien einzudringen und nach Geltendmachung zu streben. Dies äußerte sich zunächst in Verbindungen und Anpassungen beider Stile, namentlich in der Einführung der korinthischen Säule in die Gotik, und in der Ornamentierung; bald aber zog man auch orientalische Bau- und Ornamentmotive in größerer Menge herein, und es entstanden die verschiedenen Mischstile, die die Baukunst während des siebzehnten Jahrhunderts beherrschten. Aus der ersten Periode der Frührenaissance stammen die prachtvollen Kathedralen von Granada, Malaga, Jaen, Ubeda und andre Kirchenbauten namentlich im Süden Spaniens. Die Reichtümer Amerikas gewährten die Gelder für diese und für viele profane Bauten, an denen die von Bramante, Cellini und andern großen Meistern Italiens geschulten Baukünstler, Bildhauer und Steinmetzen ihre Kräfte und ihr Können entfalten konnten; und was sie vermochten, das sehen wir an dem Rathause von Sevilla, an dem Palast Karls V. auf der Alhambra und vielen andern Bauten Andalusiens. Hier bildete sich dann auch der platereske oder Silberschmiedstil aus, den namentlich Berruguete zu allgemeinerer Anerkennung brachte, weshalb er vielfach nach ihm benannt wurde, und der sich durch die Feinheit und Anmut der Ornamentierung bis in die kleinsten Einzelheiten auszeichnete und in Marmor Werke schuf, die wirklich mit den Werkzeugen des Silberschmiedes ausgeführt scheinen.

Dem Geist Philipps II., dem raschen Niedergang der Finanzen und dem dadurch erzeugten wirtschaftlichen Verfall entsprachen jedoch die Üppigkeit, Zierlichkeit und Feinheit des plateresken Stils nicht auf die Dauer, und der Baumeister Herrera setzte dieser die heitere Lebenslust und den Reichtum spiegelnden Bautätigkeit des Südens und Ostens, die der Askese und dem Verzicht auf jede Lebensfreude entsprechenden nüchternen seelen- und gemütslosen Bauformen entgegen, die in dem Escorial ihren typischen Ausdruck fanden und in diesem ein Denkmal schufen, das seinesgleichen in der Kulturwelt Europas sucht. Dort leuchtender Marmor; hier dunkler Granit, der dieses Baudenkmal Philipps II. mit dem Boden verwachsen erscheinen läßt, auf dem es steht.

Dieser kalte, harte Herrerastil aber konnte den Geist der Nation nicht befriedigen, und im vollsten Gegensatz zu dieser schmucklosen Einfachheit, zugleich aber auch der Entwicklung des Kunstgeschmacks der



Argentona: Balkon.

Zeit Ludwigs XIV. in Frankreich entsprechend, befördert durch den Geist, der an dem spanischen Hofe herrschte, drang das Rokoko in Spanien ein, um sich rasch unter den Händen Churrigueras und seiner Anhänger bis zu den äußersten Extremen des Bizarren zu entwickeln und so den Boden für den churrigueresken Stil zu schaffen, der während der Zeit des völligen Verfalls Spaniens unter den letzten Habsburgern sein Wesen trieb. Nur zu viele Erzeugnisse dieser architektonischen Verirrung und Extravaganz zeigen sich uns heute noch in Spanien. Merkwürdig ist es, daß der Churriguerismus aber nun nicht nur nicht durch den fanatisch strenggläubigen Jesuitismus bekämpft und unterdrückt wurde, sondern daß der sogenannte Jesuitenstil, der in den hervorragendsten, von den Jesuiten ganz unmittelbar veranlaßten Kirchenbauten in der Schwülstigkeit, Überladenheit, man möchte sagen, berechnenden Sinnlichkeit seiner Bauformen und Ornamentik den engsten Zusammenhang mit dem Churriguerismus erkennen läßt.

Unter der Bourbonenherrschaft, die der französischen Kultur in breitem Strome Eingang in Spanien gewährte, wurde die Architektur dann wieder in gemäßigte Bahnen gelenkt, und das königliche Schloß in Madrid, sowie viele andre Schlösser und Paläste des achtzehnten Jahrhunderts spiegeln mehr oder minder deutlich die gleichzeitig in Frankreich zur Herrschaft gelangten Baustile wider.

Und die französischen Baustile sind denn auch seit jener Zeit in der Hauptsache die herrschenden in Spanien geblieben, das erst seit 1868 auch auf diesem Gebiete zu erneutem Leben erwacht ist und sich nun dem Eklektizismus überläßt, den seine in den verschiedensten Ländern Europas ausgebildeten heutigen Architekten zur Anwendung bringen.

Neben dieser christlichen Architektur entstand in Spanien unter der Herrschaft der Araber und Mauren, soweit diese reichte, eine überaus glänzende arabisch-maurische, von der allerdings nur wenig übriggeblieben ist. Dieses wenige aber genügt, ihre Entwicklung auf spanischem Boden und ihre eigenartige Schönheit erkennen zu lassen. Da die arabisch-maurische Baukunst gerade in Spanien den höchsten Punkt ihrer Ausgestaltung erreichte, so bilden ihre Überreste die hauptsächlichsten Anziehungspunkte der ausländischen Reisenden, von denen es wohl niemand versäumt, diese Wunderbauten zu besuchen, und von denen viele ganz allein durch sie zur Reise nach Spanien veranlaßt werden.

Die Araber hatten in ihrer Heimat keine selbständige Baukunst entwickeln können. Als sie sie verließen, nahmen sie zuerst die Bauformen

an, die sie in ihren neuen Wohnstätten und Reichen vorfanden, die sassanidischen und indischen im Osten, die byzantinischen im Westen. Ihre Kultstätten bedurften des Minarets, des Turms für den Muezzin, den Rufer zum Gebet, des Reinigungsbrunnens für die vom Koran vorgeschriebenen Waschungen, der Kibla, der nach Mekka orientierten Gebetsnische, und des Mimbar, der Kanzel, für die Verlesung des Koran und sonstiger Ansprachen. Diesen Anforderungen konnte leicht genügt werden, und wir sehen die Mohammedaner sich vielfach zu Anfang der christ-



Neue Photogr. Gesellsch.

Cordova: Orangerhof der Moschee.

lichen Kirchen für ihre Kultushandlungen bedienen. Das geschah auch in der Hauptstadt des in Spanien gegründeten Reiches, in Cordova, anfänglich. Die rasch wachsende Bevölkerung erforderte aber ein größeres Gebäude, und so legte Abderrahman I. 785 den Grund zu der Moschee, die dann von seinen Nachfolgern immer mehr erweitert wurde, bis sie unter Hischam II. 987 ihre größte Ausdehnung erreichte, die sie heute mit 19 Langschiffen und 35 Querschiffen hat. Ungefähr 1000 durch doppelte Hufeisenbogen miteinander verbundene Säulen stützten die 19 Spitzdächer

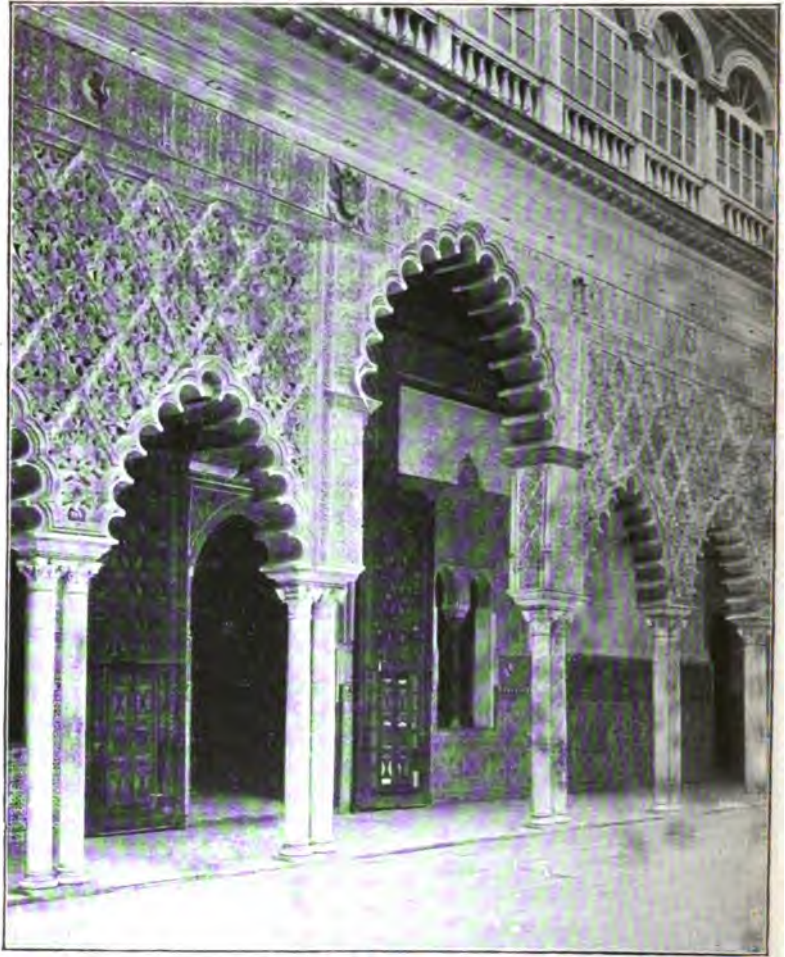
und boten ein höchst eigenartiges Bild dar. Das breite Mittelschiff führte zu der auf das schönste mit Mosaiken und Koransprüchen umrahmten Gebetnische, die aus weißem Marmor besteht und mit einer muschel-förmigen Kuppel aus dem gleichen Stoffe gedeckt ist. Tausende von silbernen, von dem geschnitzten Zedergebälk der Dächer herabhängenden



Das Allerheiligste der Moschee von Cordoba.

Lampen beleuchteten diesen Säulenwald, der bei festlichen Gelegenheiten nur einen kleinen Teil der großstädtischen, eine Million zählenden Einwohner zu fassen vermochte, so daß auch der große, jetzt mit Orangen, damals wohl mit Palmen bepflanzte, die Reinigungsbecken enthaltende Vorhof von Gläubigen erfüllt war. An seinem Haupteingang erhob sich

das mit versilberten und vergoldeten Kugeln gekrönte Minaret, das wohl in seiner Gestalt dem heute noch erhaltenen der Moschee von Sevilla, der jetzigen Giralda, dem Glockenturm der Kathedrale daselbst, ähnlich war.



Der Mädchenhof im Alcazar.

Nach der Einnahme Cordovas durch Ferdinand III. 1236 wurde zwar die Moschee in eine Kathedrale verwandelt, die meisten der 19 Eingänge wurden vermauert, und manche für den christlichen Gottesdienst erforderlichen Abänderungen ausgeführt, im ganzen aber ließ man den Bau unverändert, bis die Geistlichkeit, nicht zufrieden mit der Umge-

staltung des herrlichsten Kabinettstücks der cordovanischen Baukunst, der Maksura, in eine große Kapelle, von Karl V. den Einbau eines 78 m langen und über 24 m breiten Chors erreichte, was die Beseitigung von 63 Säulen erforderte und den großartigen harmonischen Eindruck des Innern vollständig zerstörte. Im plateresken Stil ausgeführt, hätte diese Kapelle sich als Kirche auf irgendeinem Platze der Stadt sehr hübsch gemacht, hier war sie ein Vandalismus, den Kaiser Karl selbst verurteilte, als er zum erstenmal erblickte, was mit seiner Genehmigung geschehen war. „Ihr habt etwas gebaut,“ sagte er, „was ihr oder ein anderer anderswo ebensogut hätte bauen können, aber ihr habt — etwas zerstört, was einzig in der Welt war.“

Von dem Alkazar, dem Stadtschloß, sind nur spärliche Reste erhalten, die keine Vorstellung von seiner einstigen Pracht und Ausdehnung geben. Die außerhalb der Stadt gelegenen Sommerpaläste, deren Schilderungen in arabischen Schriften erhalten sind und die durch ihre Schönheit jeden entzückt haben müssen, der sie sah, sind völlig verschwunden.

In Sevilla ist von der dortigen großen Moschee, an deren Stelle die Kathedrale erbaut wurde, nichts mehr vorhanden, dafür steht aber noch der arabische Königspalast, der allerdings auch viele Restaurationen erfahren hat, doch im wesentlichen unverändert geblieben ist und die Fortentwicklung der arabischen Baukunst, deren ältestes vorhandenes Denkmal in Spanien die Moschee von Cordova ist, deutlich erkennen läßt.

Die arabische Baukunst weicht in ihrem Grundcharakter von der europäischen in allen deren Entwicklungsphasen völlig ab, und zwar hauptsächlich darin, daß sie den subtropischen klimatischen Verhältnissen und den häufigen Erderschütterungen Rechnung trägt, nicht in die Höhe, sondern in die Breite baut, leichtes Material anwendet, darüber die konstruktiven Bauelemente vernachlässigt und die dekorativen betont. Das orientalische Leben war und ist ferner ein völlig innerliches, das Äußere des Hauses, wie des Palastes und der Moschee bedarf außer dem Eingang keiner Gliederung, keiner Ausschmückung, keiner Fenster; aller Fleiß, alle Mühe wird dafür auf die möglichst schöne und künstlerische Ausstattung des Innern verwandt. Durch die Teppiche seiner Reise- und Kriegszelte verwöhnt, mochte das Auge des Orientalen keine schmucklose Fläche sehen, und soweit er den Fußboden und die Wände nicht mit Teppichen oder mit fein gemusterten Matten bedeckte, belegte er sie mit Mosaik oder mit farbigen Fliesen und mit den sorgfältigst ausgeführten Stuckornamenten,

deren Arabesken seinen Geist, deren Farbenharmonie sein Auge befriedigten und beschäftigten. Diese Ornamente waren ursprünglich nur geometrischer Natur, da die Tradition des Islam die Nachbildung natürlicher Formen verbot; oder sie wurden hergestellt durch die Schriftzeichen, zuerst durch die steifen der ältesten lapidaren kufischen, später durch die überaus



Granada: Der Myrtenhof.

zierlichen der Kurrentschrift, des Neschi. Koransprüche, Sentenzen, kleine Gedichte wurden für diese ornamentativen Zwecke verwandt und benutzt, um den der Außentür des Hauses sich Nähernden zugleich gebührend zu begrüßen, und um im Innern des Hauses den beschaulich Ruhenden zu zerstreuen und zu erheben, denn solche Inschriften liefen

um den Fries der Wände, waren angebracht über den Türen und Fenstern, schlossen jedes Flächenornament nach oben, unten oder seitlich ab und wurden daher auch auf allen künstlerisch verzierten Gebrauchsgegenständen angebracht.

Während nun die Architektur in der frühesten Periode, wie sie uns in Cordova entgegentritt, ziemlich einfach ist, das Ornament sich überwiegend in geometrischen und in steifen kufischen Schriftzügen darstellt, erscheint im Alkazar von Sevilla alles viel luftiger, leichter, heiterer, und die Arabeske weist bereits starke Beeinflussung durch naturalistische Motive auf, das Neschi dient für die Inschriftornamente. Der geradezu staunenerregende Formenreichtum der „Märchen der Linie“, wie man die Arabeske treffend genannt hat, wirkt nicht beunruhigend, erscheint nicht schwülstig und überladen, die sorgfältige Wahl der Bemalung verletzt das Auge da, wo sie von Orientalen ausgeführt ist, nie durch Buntheit, sondern übt stets eine beruhigende, harmonische Wirkung auf das Gemüt aus.

1248 eroberte Ferdinand III. Sevilla. Wohl wurden auch da nun, wie es meist überall geschah, wohin die Christen kamen, sogar im Alkazar selbst, die Ornamente der Wände durch Kalkbewurf verdeckt, damit das christliche Auge und Gemüt nicht verletzt würden durch den Anblick und Eindruck der Koransprüche

und der arabischen Kunstformen, aber, wie gesagt, man verging sich im Alkazar, den man nicht niederriß, wenigstens an dem arabischen Bauwerk nicht so barbarisch, wie es in Cordova geschehen war. Königin Isabella II. hat schließlich vor drei Jahrzehnten nach vielen Millionen zählende Summen aufgewandt, um dieses arabische Königsschloß auch im



Granada:
Alhambra, Wanddekorationen.

Innern soweit als möglich wieder so herzustellen, wie es im dreizehnten Jahrhundert war. Sie hat als Denkmal mittelalterlicher Barbarei auch ein Stück von etwa einem Meter im Quadrat des mit Kalk übertünchten Wandornaments einrahmen und in einem der auf ihre Veranlassung wieder ganz von diesem Überzug befreiten Räume aufhängen lassen.

Eine Geschmacklosigkeit freilich ist es, daß man in allerneuester



Neue Photogr. Gesellsch.

Granada: Alhambra, innerer Hof.

Zeit diese maurischen Säle zum Teil mit modernen Kronleuchtern und Möbeln hat versehen lassen.

In der Alhambra von Granada sollte die arabisch-maurische Architektur nun den höchsten Grad ihrer Vollendung erreichen. Die kunst sinnigen Könige ließen diese Burg, die ihnen zugleich als Königsschloß diente, bis in ihre entlegensten Teile hin ihrem geläuterten, feinen Geschmack gemäß ausschmücken und, ausgestattet mit den kostbarsten Teppichen und Geräten aus allen Teilen der mohammedanischen Welt,

müssen diese wunderbaren Räume der Alhambra damals wirklich einen zauberhaften Eindruck auf jeden Gast gemacht haben, dem der Eingang in sie gestattet wurde. Die Materie scheint in den Räumen, die dem intimeren Familienleben geweiht waren, völlig verflüchtigt, und die Ornamente des Löwenhofs, des Schwesternsaals, des Boudoirs der Linda Raja, der sogenannten Justizhalle, gleichen in ihrer Feinheit Spitzengewebe, die mit ihren zarten Gebilden den letzten Rest des rohen Stoffs des Baumaterials vollständig verhüllen sollen. Während die Fliesen, die die untern Teile der Wände bedecken, auch noch die reinen geometrischen Ornamentmotive aufweisen, sind die duftigen Ornamente der Wandflächen ganz von naturalistischen Elementen durchsetzt, doch werden sie in gemessenen Entfernungen immer wieder übertönt von dem Worte Allahs, von Sinnsprüchen aus dem Koran, die sich in echter Vergoldung von den übrigen Arabesken abheben.

Hier in der Alhambra aber finden wir auch die eigenartigen Artesonadoornamente bis aufs äußerste ausgeführt. Es sind bienenzellenförmige Stuckverzierungen, die dem Zwecke dienen, die Plafonddecken auszufüllen, durch Wölbungen die senkrechte Linie der Wände in die horizontale der Decke überzuführen und die Decke reich zu gliedern.

Man begreift es nicht, wie diese eigentlich aller zuverlässigen konstruktiven Elemente entbehrenden phantastischen Bauten bei den nicht sehr seltenen Erdbeben jener Gegenden und bei dem Mißbrauch, der mit der Alhambra Jahrhunderte hindurch getrieben worden ist, bis jetzt haben erhalten bleiben können. Leider hegt man ja auch nun die gegründetsten Besorgnisse für diese Überreste des einst sehr viel umfangreicheren herrlichen Königsschlusses, das in seiner Eigenart einzig in der Welt vorhanden ist. Die Summen, die der Staat in den letzten Jahrzehnten für die Restaurierung und Erhaltung dieses Bauwerks ausgeworfen hat, sind völlig unzureichend für den Zweck, und da der festeste Teil des Schlosses, der mächtige Comaresturm, in dem sich die Gesandtenhalle befindet, seit einiger Zeit bedeutende Risse aufweist, so scheint Eile hier dringend geboten — aber — die Regierungen haben kein Geld dafür.

Auch an der Alhambra haben sich die Architekten Karls V. schwer vergangen, indem sie einen großen Teil des Schlosses, angeblich das Winterpalais, herunterrissen und an seiner Stelle einen — an sich ja gewiß sehr schönen — großen Renaissancebau errichteten, der nie vollendet, nie eine genaue Bestimmung erhalten und sich nur durch seine eigne

materielle Schwere seine Existenz gesichert hat. Nur gelegentlich hat er für Stiergefechte, für eine Dichterkrönung und für andre besondere Festlichkeiten gedient.

Eine Ergänzung der Alhambra bildet das reizende, kleine, von ihr durch ein tiefes Tal getrennte Sommerschlößchen der maurischen Königinnen: Generalife. Auf halber Höhe eines bewaldeten Hügels, inmitten eines ausgedehnten, terrassenförmig angelegten, überaus wasser-



Neue Photogr. Gesellsch.

Granada: Teil des Palastes Karls V.

reichen Gartens gelegen, bietet es von seinen hohen Galerien aus einen herrlichen Blick über die Alhambra, den Sacro Monte-Hügel, in dessen Höhlenwohnungen einige hundert Zigeuner leben, und die dank den heute noch vorhandenen Bewässerungsanlagen der Araber überaus fruchtbare Vega von Granada.

Neben der Baukunst der Mauren entwickelte sich das Kunstgewerbe in allen seinen Teilen in gleicher Weise glänzend, und die irisierenden Fayencen, die glasierten Tonwaren, von denen die berühmte Alhambra-

vase ein vortreffliches Beispiel ist, die tausend und abertausend andren kunstgewerblichen Gegenstände, die aus arabischer Zeit noch erhalten geblieben sind, zeugen alle von dem feinen Geschmack und dem aus-



Die Alhambra-Vase.

geprägten Kunstgefühl, das in gleicher Weise in der Baukunst in die Erscheinung tritt. Das vor allen wirksame Element der letztern, wie auch der kunstgewerblichen Betätigung der spanischen Araber und Mauren: das Märchen der Linie, die Arabeske, das Flächenornament mit seinen

feinen spitzartigen Verzierungen hat sich von dem arabischen Spanien aus Eingang in die europäische Kulturwelt verschafft. Zeuge davon ist in Spanien selbst vor allen der Zweig der Tauschierkunst, die in Toledo und in den baskischen Provinzen heute mit großem Eifer und bedeutendem materiellen Gewinn betrieben wird und deren kostbare Erzeugnisse in aller Welt sehr hoch geschätzt sind, soweit man sie dort überhaupt kennt.

Daß auch die arabisch-maurische Architektur nicht ohne Einfluß auf das christliche Spanien war, so sehr sich dieses gegen jede derartige Einwirkung zu schützen suchte, das bekundet der Mudejarstil, der den maurischen Baustil und seine Ornamente in der christlichen Welt einzubürgern versuchte und dies dadurch hauptsächlich zu erreichen bemüht war, daß er Verbindungen zwischen ihm und dem gotischen und Renaissancestil erstrebte und vollzog. Der platereske Stil, der so sehr bereitwillige Aufnahme fand und viele der schönsten Kunstwerke schuf, ist aus einer dieser Verbindungen hervorgegangen. Und der Mudejar- sowie der platereske Stil haben ihren mächtigen Einfluß bis heute nicht eingebüßt. Wenn man, namentlich in Andalusien, heute etwas besonders Hübsches herstellen will, so wendet man gern entweder ganz unmittelbar den maurischen Stil und seine schöne Formensprache an, oder den Mudejar- oder den plateresken Stil, den modernen Eklektizismus, den berechnenden Neoklassizismus und die Neurenaissance dem rationalistischeren Norden überlassend. Die romantischen Neigungen der Andalusier finden in dem maurischen Blut, das in ihren Adern rollt, auch heute noch eine kräftige Unterstützung, und es scheint, daß sie eher im Wachsen als im Abnehmen begriffen sind.

Die Skulptur bildete von ihren Anfängen an nur einen ergänzenden Teil der Baukunst und stand vollständig im Dienste der Kirche und des geistlichen Lebens.

Sarkophage, rohe Grabdenkmäler in den Kirchen, sind die ältesten Gegenstände, an denen sie sich betätigte. Es folgte dann der äußere und innere Ausputz der Bauten und ihrer Glieder, namentlich der Säulenkapitäl, die den Steinmetzen auch Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Phantasie und ihres Humors boten. In ihrer Formensprache mußte sie sich dem Baustil anpassen, und die Skulptur Spaniens weist demgemäß alle Phasen auf, die die Entwicklung der Architektur durchmachte.

Neben den Steinarbeiten wurde die Herstellung von Madonnen- und Heiligengestalten erforderlich, und es schlossen sich daran die Votivgegenstände. Hierfür wurde die handwerksmäßige Übung der vorchrist-



Aus den Gärten des Generalife.

lichen Zeit maßgebend, die Bildwerke wurden in derselben Weise und aus denselben Materialien, hauptsächlich Gips, Holz und Terrakotta, hergestellt, wie das bei den Griechen und Römern geschah, nur die christlichen Embleme und Symbole ersetzen die vorchristlichen der griechisch-römischen Religionen.

Mit der reicheren und glänzenderen Ausgestaltung der Kirchenbauten mußten die Steinmetz- und Bildhauergewerbe Schritt halten; mit den französischen, niederländischen und italienischen Baumeistern und Arbeitern kamen die Bildner in Stein und Holz, und unter ihrer Belehrung entwickelte sich die Bildhauerei auch in Spanien selbst. Besonders zeichneten sich die Aragonesen und Katalanen in dieser Hinsicht aus. Neben den Madonnen- und Heiligenbildern waren es namentlich die Retablos, die in Stein ausgeführten Reliefdarstellungen biblischer Szenen und hauptsächlich der Lebens- und Leidensgeschichte Christi, die zur Ausschmückung der Rückwand der Altäre dienten und Gegenstand einer höheren Kunstübung wurden. Hierbei zeichneten sich die Italiener und ihre aragonesischen Schüler vor den Franzosen und ihren Nachahmern durch Feinheit und Schönheit in ihren Arbeiten aus. Gleichzeitig brachte die Freude an immer reicherer Ornamentierung, wie sie die Gotik, die Renaissance und der arabische Stil erweckten, eine kräftige Entwicklung der dekorativen Skulptur mit sich. Das gesteigerte Leben mit seinen zahllosen Prozessionen regte zu immer massenhafterer Herstellung von tragbaren Figuren und Pasos, sowie zu der von Heiligenfiguren für die Hausaltäre an, und die großartige Ausgestaltung der Chöre bedingte eine große Entfaltung der Holzskulptur für das Gestühl. Nicht geringere Ausbildung fand die Kleinskulptur, die mit der Goldschmiedekunst mehr oder minder verbunden wurde, und in den zahllosen kirchlichen Gebrauchsgegenständen, in den Custodien, zum Ausdruck kam, sich daneben auch in Terrakotta, Wachs, Holz betätigte.

Auch die ideale höhere Kunstübung blieb fortdauernd während der vielen Jahrhunderte im Dienste der Kirche, wenngleich für sie schließlich vieles geschaffen wurde, was dauernden Kunstwert behalten hat, wie so zahlreiche Grabfiguren, wie namentlich die Grabdenkmäler der katholischen Könige, ihrer Tochter Johanna der Wahnsinnigen und ihres Gemahls in der Kathedrale von Sevilla.

Mit den Bourbonen begann die Skulptur sich allmählich auch selbständigen, von der Kirche und der Architektur unabhängigen Werken zuzuwenden, und zwar unter dem unmittelbaren Einfluß der französischen Kunst, wovon die Statuen in den königlichen Schlössern, in den Parks und auf

öffentlichen Plätzen und die großen Gruppen der Springbrunnen auf dem Salon del Prado deutliches Zeugnis ablegen. Einen wahrhaft künstlerischen, höheren Aufschwung hat die Bildhauerkunst jedoch erst unter den großen politischen Einflüssen und Bewegungen des 19. Jahrhunderts, hauptsächlich seit 1868 genommen, als auch die künstlerische Ausbildung durch



Mariano Benlliure: Der sel. Juan de Rivera.

die Einrichtung der Akademien und Kunstschulen eine gewisse Regelung erfuhr. Ein reger Wettstreit wurde entfacht, und unter seiner Einwirkung sind eine ganze Reihe tüchtiger Künstler entstanden, die vieles Anerkennenswerte und Schöne geleistet haben. Die Plätze und Promenaden der großen Städte beleben sich mit Porträtfiguren und idealen Statuen und Gruppen, und auch die Salons und Wohnräume der Begüterten füllen

sich an mit anmutigen Werken der Kleinskulptur. Das 1883 errichtete Denkmal der Königin Isabella der Katholischen von Manuel Oms, das des Kolumbus 1885 von Jeronimo Suñol sind würdige Beispiele hervorragenden künstlerischen Strebens und Könnens. Der bedeutendste unter den gegenwärtig lebenden Bildhauern ist wohl Mariano Benlliure, der eine große Zahl allgemein anerkannter Werke geschaffen und sich auch ernstlich bemüht hat, die spanische Bildhauerei aus den Banden des ausländischen Einflusses endgültig zu befreien. Eine große Schar von Schülern, Nacheiferern und Mitarbeitern ist jetzt tätig, und die Kunstausstellungen bringen viel Schönes zur Anschauung. Wir wollen aus ihrer Zahl einige der namhaftesten erwähnen, deren Werke allgemeine Anerkennung gefunden haben, wie Marcial de Aguirre, der seinen dauernden Ruhm durch Werke, wie der „verwundete Gladiator“, der „Ballspieler“, die Statuen Loyolas, Churrucas, Oquendos begründet hat; ferner Suñol, Elias Martin, Figueras, Texeira Lopez, Joaquin Bilbao, dessen Don Quijote und Sancho 1906 gute Beurteilung fand, Valera „der Besiegte“, Angel Garcia, die Brüder Oslé, Garnelo, Domenech und viele andre.

Auch die Malerei bewegte sich anfänglich im wesentlichen in den gleichen Bahnen wie die Plastik. Sie war eine Dienerin der Kirche und beeinflußt durch die Baustile, die vom Auslande her eindringen. Nächst den Miniaturen wertvoller Manuskripte waren es Heiligenbilder, Retablos, Altarblätter und Wandmalereien, in denen sich zuerst nordfranzösische und vlämische, dann italienische Einflüsse deutlich geltend machten, erstere hauptsächlich im Norden und im Innern Spaniens, letztere in Katalonien, Valencia und Mallorca, die in stetem, lebhaftem Verkehr mit den italienischen Städterepubliken standen. Neben den geistlichen Bildern begann aber schon seit der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts auch die Porträtmalerei sich Geltung zu verschaffen, und bald sehen wir an den Höfen der Fürsten Hofmaler angestellt, die entweder vom Auslande berufen oder unter den besten des Inlandes ausgewählt wurden.

Der große Kulturaufschwung unter den katholischen Königen schien der Entwicklung selbständiger Künstlerschulen förderlich sein zu sollen, aber die Leistungen der großen italienischen Künstler jener Zeit übten einen so mächtigen Einfluß auch auf Spanien aus, daß sie vorerst noch den dortigen Geschmack beherrschten und Schule machten. Wer es ermöglichen konnte, ging nach Italien, um sich dort unter der Leitung der großen Meister auszubilden, und andererseits wanderten zahlreiche italienische Künstler in Spanien ein, wo sich ihnen ein breites Feld zur Be-

tätigung bot. Aus der Schar dieser Maler ragen besonders hervor Juan de Borgoña, Alonso Berruguete, Luis de Morales, Luis de Vargas und der Lehrer und Schwiegervater des Velasquez: Francisco Pacheco.

Am Madrider Hofe wurden vor allen die Venezianer bevorzugt, und Bilder von Tizian, dann aber auch von Tintoretto und Veronese wurden in großer Zahl zum Schmuck der Paläste und Kirchen Madrids und der Escorial angekauft. An den Werken des ersteren bildete sich Fernandez Navarrete aus, und da es ihm gelang, in das Wesen Tizians und seine Technik tief einzudringen und ihm nachzustreben, so wurde er von Philipp II. reichlich beschäftigt. Noch zu seinen Lebzeiten fing ein direkter Schüler Tizians, der Grieche Domenico Theotokopuli, ebenfalls im Dienste des Königs zu wirken an, verfiel aber in seiner Sucht nach Originalität in einen Manierismus, der ihm schließlich die Gunst des Hofes verscherzte. Gleichzeitig suchte dagegen Juan de las Roelas in Sevilla sich von den italienischen Einflüssen zu befreien und eigene Wege zu gehen, so daß er und sein Nachfolger Francisco Herrera als die Vorläufer und Begründer der mächtigen Sevillaner Schule und des nationalen Stils betrachtet werden.

Sehr reges Leben herrschte auch in Valencia, und eine Menge von angesehenen Künstlern ist dort und in Katalonien, namentlich als Maler von hochgeschätzten Altarbildern, tätig gewesen. Aus den Banden des italienischen Einflusses und des unter ihm entstandenen übertriebenen Manierismus vermochten sie sich jedoch bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nicht zu befreien, bis Francisco Ribalta endlich nationale Töne anzuschlagen begann und in Jusepe Ribera einen Nachfolger fand, der die fremden Fesseln sprengte und der spanischen Malerei neue Wege wies. Die naturalistische Behandlung seiner Vorwürfe fand über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus großen Beifall, namentlich in Sevilla, wo ein sehr reges künstlerisches Leben herrschte.

Hier war es Francisco Zurbaran, der zuerst den von Ribera gegebenen Anregungen folgte; in seinem Streben nach Naturwahrheit aber oft bis zu Extrêmen ging, die zwar interessieren, aber wegen ihres Mangels an Innerlichkeit und Schönheit nicht anziehen.

Auch in Cordova und Granada fand Ribera viel Anklang, und an letzterem Orte war es hauptsächlich Alonso Cano, der dort nach einem stürmischen, romantischen Leben als Bildhauer und Maler in dem Kathedralkapitel eine friedliche Zuflucht und ein großes Tätigkeitsfeld gefunden hatte.



Murillo: Die Speisung der Fünftausend.

Sevilla sollte jedoch ganz Spanien durch die Leistungen seiner Schule überstrahlen. Hier war es nun neben Zurbaran Bartolomé Estéban Murillo, 1617 bis 1682, der sich durch seine Meisterwerke nicht nur in seinem Vaterlande, sondern weit darüber hinaus Weltruf erworben hat. Es hat wohl wenige Künstler gegeben, die, wie er, das Überirdische, das Mystische so ergreifend und anziehend darzustellen vermocht, dem tiefsten religiösen Gefühl so hohen, edlen Ausdruck zu verleihen verstanden haben, wie er. Und wer hat, wie er, die Typen seiner Heimat, seine Landsleute und ihre Lebensverhältnisse so genau, so realistisch — naturgetreu gezeichnet? Sein ganzes Können zu würdigen, vermag man nur an der Stätte seines langjährigen Wirkens, in Andalusien, in Sevilla, denn nur hier kann man beurteilen, wie genau er seine Umgebung beobachtete, wie er Luft, Licht und Menschen unmittelbar aus der Wirklichkeit durch die Kraft seines Pinsels auf seine Bilder übertrug. Die von ihm gemalten Menschen sehen wir dort überall heute noch.

Diego Velazquez, 1599—1660, überragt Murillo wohl an Vielseitigkeit und an technischer und künstlerischer Bedeutung, trotzdem steht uns Murillo menschlich und seelisch näher und hat mehr als irgend ein andrer Maler dazu beigetragen, der spanischen Malerei in der ganzen Kulturwelt hohe Anerkennung zu verschaffen. Murillo hat symbolistische Werke geschaffen, die bei aller realistischen Naturwahrheit der Darstellung seiner zeitgenössischen Modelle solange Schätzung finden und tiefen Eindruck machen werden, als es Menschen geben wird, die an höhere überirdische Mächte glauben, in wahrer echter Religiosität einen inneren Halt suchen und finden werden. Velazquez dagegen ist der stolze Hofmann und Hofmaler, der mit größter Naturtreue zwar, aber doch mit feierlichem Konventionalismus die Welt und die Menschen um ihn zum Teil in vielfältigen Wiederholungen auf der Leinwand fixierte, Zeitwerte nicht Ewigkeitswerte schuf wie Murillo. Die Masse seiner Werke ist sehr beträchtlich, und das Museo del Prado in Madrid ist es, wo man seine künstlerische Entwicklung und die Höhe seiner Leistungsfähigkeit studieren kann.

Wodurch die großen Meister der Sevillaner Schule und überhaupt die bedeutendsten Künstler dieser Blüteperiode der spanischen Malerei wirkten und heute noch wirken, das sind neben ihrem bedeutenden künstlerischen Können, ihrer eigenartigen Technik: ihre Farbengebung, ihre Licht- und Luftbehandlung und ihr gesunder Realismus und Naturalismus, der sich in ihren Werken zum großen Teil verbunden zeigt mit größter,



Salvador Vinágra y Lasso: Seine Eminenz.

innigster, strengster, religiöser Gläubigkeit, woraus erhellt, daß eine solche Verbindung sehr wohl möglich ist.

Diese Blütezeit war jedoch nur von verhältnismäßig kurzer Dauer, und wenn auch das siebzehnte Jahrhundert eine große Masse von Künstlern aufweist, die recht viel Tüchtiges leisteten, so vermochte doch keiner die weltgeschichtliche Bedeutung zu erlangen, die Murillo und Velazquez erworben hatten. Der Nachfolger des Velazquez als Hofmaler: Juan Carreño, 1614—85, der Mönchsmaler Fray Juan Rizzi, der durch seine Lichteffekte sich auszeichnete, Claudio Coello, der Nacheiferer von Rubens als Farbenvirtuose, Mateo Cerezo, Antolines und Escalanta schließen die große spanische Schule gewissermaßen ab.

Mit den Bourbonen gelangte der französische Kunstgeschmack auch auf dem Gebiete der Malerei zur Geltung. Er fand hier jedoch keinen Widerhall, es wurde nichts Nennenswertes geleistet, und es bedurfte erst des kräftigen Impulses, den der deutsche Maler Raphael Mengs gab, der, dem Rufe des aufgeklärten Königs Karl III. folgend, wiederholt längeren Aufenthalt in Madrid nahm, um die königlichen Schlösser mit Gemälden zu schmücken.

Am 12. April 1752 war die Königliche Akademie der Schönen Künste gegründet worden, und von ihren Mitgliedern schlossen sich mehrere hochbegabte, vor allen ihr Direktor Francisco Bayeu Raphael Mengs an. Doch weder er noch seine Kollegen Maella, Ramos, Camaron u. a. vermochten sich der Macht des Manierismus, des Barockstils zu entziehen und daher nicht zu wirklich bedeutenden Leistungen zu erheben. Dies war erst Bayeus Schüler, Francisco de Goya, vorbehalten, dem es gelang, die Aufmerksamkeit und Anerkennung Raphael Mengs' zu erlangen und durch ihn eine einträgliche Beschäftigung zu erhalten. So lieferte er 40 große Kartons für Gobelinteppeiche, die in der königlichen Fabrik zu Madrid hergestellt wurden und wegen ihrer äußerst anziehenden Vorwürfe den größten Beifall des Hofes fanden. Wodurch er in ihnen und dann in allen seinen überaus zahlreichen Werken wirkte und heute noch wirkt, das ist sein Naturalismus. Er schuf in seinen Gemälden und Gobelins völlig getreue Spiegelbilder des Volkslebens mit seinen Freuden und Leiden, so daß sie für die heutige Generation einen hohen kulturgeschichtlichen Wert haben. Er befreite sich und die Malerei seiner Zeit aber auch von den französischen und italienischen Einflüssen, stellte damit die bildenden Künste im Anschluß an die Meister der großen Blüteperiode Spaniens auf völlig nationale Grundlage. Die Zeitströmung

richtig erfassend, geißelte er mit Humor und mit Spott das Veraltete, vor allem das, wogegen die französische und dann die spanische Revolution ankämpften, den geistlichen und staatlichen Absolutismus, die Inquisition; er brandmarkte die Furie des Krieges, die Widerwärtigkeiten der Stiergefechte und erhob sich dadurch in seinen naturgetreuen Bildern zu einem einflußreichen Volkserzieher, und so beherrschte er das Kunstleben seines Volkes bis zu seinem Tode 1828 völlig unumschränkt.

Sein Beispiel und Vorbild hatten segensreich gewirkt, und aus der Zahl seiner Schüler und Anhänger erhoben sich mehrere, die dann nach seinem Tode an seiner Stelle die Leitung übernahmen. Unter ihnen zeichneten sich namentlich José Madrazo, José Aparicio und J. Ant. Ribera aus, die bei dem französischen Maler David ihre bei Goya begonnenen Studien vollendet hatten und dessen klassizistischen Grundsätzen in Spanien zur Herrschaft zu verhelfen suchten. Ihnen traten in Luis Ferrant und Perez Villaamil die Vertreter der romantischen Richtung entgegen. Der Kampf zwischen diesen beiden Schulen dauerte auch noch unter den Söhnen dieser Genannten fort und wirkte anregend und belebend auf das künstlerische Leben des Landes. Überall entstanden Kunstgenossenschaften und Kunstschulen, die nicht nur für die Ausbildung der Kunstschüler sorgten, sondern ihnen auch Gelegenheit gaben, ihre Werke auf Ausstellungen dem Publikum vorzuführen. Ein in der Königlichen Akademie der Schönen Künste in Madrid eingerichtetes Museum war 1819 teilweise schon in das von Karl III. gegründete Museum des Prado überführt worden, wurde stetig erweitert und nahm in sich nach dem Klostersturm von 1834 und der darauf erfolgten Schließung der Klöster große Massen der bisher in ihnen vorhanden gewesenen Kunstschatze der vergangenen Jahrhunderte auf, um sich dann im Laufe der folgenden Jahrzehnte zu dem auszuwachsen, was es heute ist: zu einem Museum, das mit den ersten der Welt in einer Reihe steht und sie teilweise noch übertrifft. Während in der Sammlung der Kunstakademie überwiegend ältere, kunstgeschichtlich wertvolle Werke aufbewahrt werden, wurden in das Pradomuseum die ersten Meisterwerke des Inlandes und des Auslandes und auch die der jüngsten Generationen aufgenommen, so daß es nicht nur ein Bild der geschichtlichen Entwicklung der spanischen Malerei darbietet, sondern auch der der andern Kulturvölker in wertvollen Werken ihrer epochemachenden Meister. Die Masse wurde aber schließlich so groß, daß die Einrichtung eines neuen Museums erforderlich wurde, das 1896 eröffnet und lediglich zur Aufnahme von modernen Bildern bestimmt worden ist.



José Benlliure y Gil: Charon führt die Seelen der Verstorbenen in die Unterwelt.

Um das Kunstleben zu fördern, schuf die Regierung 1848 die Stipendien für hervorragende Kunstschüler zum Zwecke längeren Studiums in Rom, wo eine besondere Akademie gegründet wurde.

Der Kampf zwischen den Klassizisten und den Romantikern endete zwar mit dem Siege der letztern, doch entsprachen deren Lehren sehr bald dem rasch fortschreitenden modernen Zeitgeist nicht, und ein Eklektizismus trat ein, der zersplitternd auf die Kreise der Kunstjünger einwirkte, zahlreiche Parteien und Kunstströmungen schuf, die vorerst eine einheitliche Entwicklung und Entfaltung der Malerei verhinderten. In gewissem Sinne dauert dieser Zustand auch heute noch fort, da es der obersten Leitung der Kunstinstitute an einer sicheren und stetigen Organisation fehlt. Der den Wandlungen im politischen Leben entsprechende häufige Wechsel im Personal der höchsten Behörden, der Direktoren der Museen und der Kunstschulen, die beständige Veränderung im Lehr- und Beamtenpersonal, die gelegentliche Berufung von Persönlichkeiten, die dem künstlerischen Leben und Wirken ganz fern stehen, an leitende Stellen und andre in Künstlerkreisen schwer empfundene Schäden dieses Verwaltungsressorts schließen jede zielbewußte einheitliche Ausgestaltung des künstlerischen Wirkens aus oder beeinträchtigen sie wenigstens sehr. Dazu kommt noch, daß es den Kunstschülern nur zu häufig an der Geduld und dem Interesse für gründliche Studien fehlt. Ihre natürliche große Begabung für künstlerisches Schaffen läßt sie gewöhnlich vorzeitig zu übertriebener Wertschätzung ihres Könnens und zum Aufgeben sorgfältigen akademischen Studiums gelangen und verführt sie zu raschem Fortschreiten, zu selbständiger Betätigung, der es dann in zahllosen Fällen an irgendwelchem wirklichen Wert fehlt.

Das überaus rege Leben, das die politischen Kämpfe in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und dann vollends das Jahr 1868 auf allen Gebieten kulturellen Schaffens erweckten, kam natürlich auch in den Künsten, in der Malerei im besonderen, in regster Weise zum Ausdruck, und zwar wandte man sich mit Vorliebe einem der schwierigsten Gebiete, dem der Geschichtsmalerei, zu, und im Laufe verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden eine große Zahl von zum Teil sehr bedeutenden Werken. So behandelte Gisbert in seinen „Comuneros“ und in der „Hinrichtung Padillas“ Episoden aus der Geschichte Karls V.; Dioscuro Puebla schuf „Die Töchter des Cid“, den „Vergleich von Caspe“; Sanz feierte die „Helden von Trafalgar“; Casado del Alisal malte „Die Glocke von

Huesca“; Eduardo Rosales „Isabella die Katholische diktiert ihr Testament“, „Der Tod der Lucrezia“; Jover: „Die letzten Augenblicke Philipps II.“; Ed. Cano: „Columbus im Kloster de la Rábida“; Amerigo y Aparicis „Die Plünderung Roms“; Moreno Carbonero: „Die Bekehrung des Herzogs von Gandia“; Vicente Borrás: „Antonio Perez“; der bei weitem größte Maler der Gegenwart Spaniens, Francisco Pradilla, schuf das im Sitzungssaal des Senats befindliche Riesenbild „Die Übergabe von Granada“, das tiefergreifende „Johanna die Wahnsinnige“; Luna Novicio: „Die Seeschlacht von Lepanto“, die alle nur beispielsweise angeführt werden. Das Interesse für die Historienmalerei ließ jedoch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schon sehr nach, weil sie sich als zu unpraktisch erwies, da der Staat nicht imstande war, alle diese Gemälde riesigen Umfangs anzukaufen, das Ausland dafür wenig Interesse und Verständnis hatte, der Adel der Mittel zu ihrem Erwerb größtenteils entbehrte und der Mittelstand vollends außerstande ist, die Künste überhaupt durch Ankäufe zu unterstützen.

So wandte man sich denn nun dem Genre zu, für das Spanien doch die reichste Fülle von Vorwürfen darbot, und außer den genannten waren und sind es José Benlliure y Gil, der jetzige Direktor der Akademie in Rom, Salvador Viniegra y Lasso, der Subdirektor des Museums des Prado, Gari Torrent, Mamerto Seguí, Salofré, Sorola, Cubells, Joaquin Araujo, Raimundo und Ricardo Madrazo, José Villegas, Agrasot, Enr. Mélida, Zuloaga, Jimenez y Aranda und eine unübersehbare Masse von andern, die seit Jahrzehnten auf diesem so überaus dankbaren Gebiete der Malerei tätig sind und bei dem großen Interesse und Gefallen, die man diesen zum Teil prächtigen, farbenfreudigen Schöpfungen der spanischen Künstler in aller Welt, namentlich in Paris und Nordamerika, entgegenbringt, setzten sie auch sehr viele ihrer Werke zu großen Preisen ab; freilich nicht alle brachten es zu solchem Reichtum wie Mariano Fortuny, der Begründer der spanischen Realistenschule. 1838 in Reus geboren, zeichnete er sich schon in jungen Jahren durch sein großartiges Talent und seine hervorragenden Leistungen aus, so daß die Stadt Barcelona ihm ein großes Stipendium für das Studium in Rom gab und ihm bedeutende Aufträge erteilte. Fortuny sollte jedoch erst durch das Einwirken afrikanischer Luft-, Licht- und Farbeneffekte zur voller Entfaltung seines Genies gelangen. Erst in Marokko erwarb er sich die virtuose Technik, durch die er nicht nur der modernen Realistik in Spanien den Boden schuf, sondern auch die Frankreichs und der Welt durch sein



Onofré Garí Torrent: Katalonische Netz Fischer.

Vorbild zu glänzender Entwicklung brachte. Sein früher Tod, 1875, wurde daher in der gesamten Kulturwelt auf das tiefste betrauert.

Die religiöse Malerei, der eigentliche Urquell der spanischen Malerei überhaupt, hat in der Gegenwart nur sehr wenige namhafte Vertreter. Auch die Landschaftsmalerei ist sehr wenig gepflegt worden, sie hat eigentlich nur in dem 1898 verstorbenen Carlos de Haes einen bedeutenden Vertreter gehabt.

Die großen Erwartungen, die man vor 15 Jahren hoffte auf die glänzende Fortentwicklung der spanischen Malerei und überhaupt der spanischen Kunst setzen zu dürfen, haben sich leider nicht erfüllt, und wenn auch die Masse der Bilder, die geschaffen und ausgestellt werden, von Jahr zu Jahr wächst, so zeigte doch die letzte große Kunstausstellung im Jahre 1906, verglichen beispielsweise mit denen von 1884, 1886, einen empfindlichen Rückgang in der Bedeutung der Sujets sowohl wie an innerem künstlerischen Wert. Die wichtigsten Ursachen dieser Erscheinung sind im vorstehenden angedeutet worden. Das haltlose Umhertasten, das Experimentieren mit allen möglichen Malmethoden und Farben, das übertriebene, ungesunde Streben nach extravaganter Originalität, um dadurch die Aufmerksamkeit anzuziehen, das Einwirken aller der verschiedenen Schulen des Auslandes, besonders der Impressionisten, der Pointillisten, der Symbolisten und wie sie alle heißen mögen, auf wenig geschulte, zum Teil unfertige, junge Künstler, der Mangel jedes höheren Kunstideals und einer fest gegründeten Ästhetik, die nervöse Hast des Schaffens — sie erschweren das künstlerische Wirken, sind der Ausbildung bedeutender Genies und Talente nicht vorteilhaft.

Dem Kunstgewerbe bringt man in weiten und maßgebenden Kreisen großes Interesse entgegen, und es geschieht auf den Kunsthochschulen und Fachschulen alles Mögliche, um es zu heben. Bis jetzt ist der Erfolg im allgemeinen jedoch ein geringer, und das liegt zum Teil wohl daran, daß der Kleinbetrieb und vollends der Handbetrieb die Erzeugnisse des Kunstgewerbes zu teuer macht, als daß sie mit denen des Auslandes konkurrieren können. Nur auf dem Gebiete der Tuschkunst haben sich aus alter arabischer Zeit her die Traditionen erhalten, und es wird in Toledo und in Eibar sowie in einigen andern Orten der baskischen Provinzen sehr schönes in der Herstellung von Schmucksachen, Waffenstücken und Gebrauchsgegenständen aller Art geleistet, die sich in ihrer Ausführung wohl messen können mit ähnlichen Arbeiten, wie wir sie in der Armeria, der berühmten königlichen Waffensammlung, sehen.

Das Gesamtbild, das die spanische Kunst der Gegenwart uns darbietet, ist im allgemeinen somit ein recht erfreuliches, und wenn auch in jüngster Zeit ein Stillstand in der Fortentwicklung eingetreten ist und auch das spanische Kunstleben sich nicht vor dem starken Einfluß der schweren Verirrungen hat bewahren können, die das anderer Kulturländer in den letzten Jahrzehnten heimgesucht und geschädigt haben, so ist doch zu hoffen, daß es bald wieder einen kräftigen Aufschwung nehmen wird, wenn auch auf diesem Gebiete erst die unbedingt erforderlichen Reformen im Betriebe der obersten Verwaltung und in dem Unterrichtswesen durchgeführt sein werden.

13. Soziales Leben.

Das soziale Leben der höheren Stände hat zwar bei allen Kulturvölkern unter dem Einflusse des modernen Zeitgeistes, der heutigen Weltkultur und der gegenwärtigen Verkehrsverhältnisse einen allen gemeinsamen äußeren Anschein erhalten, trotzdem zeigen aber die gesellschaftlichen Zustände der verschiedenen Nationen dem aufmerksamen Beobachter immerhin ihre besonderen Merkmale, die sie voneinander unterscheiden.

Spanien hat deren eine ganze Reihe aufzuweisen, und der Grund dafür liegt nicht nur darin, daß dieses Land infolge seiner isolierten Lage nicht imstande gewesen ist, gleichen Schritt mit den andern Kulturländern zu halten, sondern auch in seinen natürlichen, geographischen, ethnischen Verhältnissen und in seiner politischen und kulturellen Entwicklungsgeschichte. Nicht allein also in seinen Baudenkmalern, in seiner Kunst, Literatur und Politik, sondern auch in seinen Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, in den Eigentümlichkeiten seines sozialen Lebens werden wir auf die Geschichte hingewiesen, wenn wir die Erklärungen für viele uns befremdende, von den bei andern Völkern wesentlich abweichende Erscheinungen des sozialen Lebens und für die schroffen Gegensätze innerhalb des letztern suchen.

Allerdings ist auch hier der Träger der nationalen Eigenart das Gros der mittleren und niederen Massen des Volkes, nicht jener verschwindend kleine Teil desselben, den wir uns gewöhnt haben, mit „Gesellschaft“ zu bezeichnen. Auf dem Lande, in den Dörfern, in den kleinen Städten, weitab vom Strom der Zivilisation finden wir noch die Trachten, die Sitten und Gewohnheiten, die das Volk charakterisieren, und die man, ebenso wie die schöne Volksmusik und Volksdichtung, in den großen Städten und vollends in der Hauptstadt des Landes kaum mehr kennt und mit Geringschätzung behandelt. Aber selbst am Hofe, in den Häusern

der Granden, in den Salons und auf den Promenaden der höchsten Kreise, der „vornehmen Welt“, der „Elite der Gesellschaft“, der „Crème des Volkes“, der „obersten Zehntausend“, oder wie man sonst die obersten Klassen des Volkes bezeichnet, findet man viele Eigentümlichkeiten, die ganz spezifisch spanisch sind.

Daß Spanien das Land der Gegensätze ist, haben wir ja auf allen Gebieten seiner Kultur wahrgenommen, und das zeigt sich ganz besonders auch im sozialen Leben. Nirgends aber tritt auch so wie in ihm die im Nationalcharakter wurzelnde Vorliebe für den Schein, für alles Äußerliche hervor. Zwar teilt der Spanier diese Neigung mit allen romanischen Völkern, bei keinem jedoch ist sie so bis in das Extrem ausgebildet wie bei ihm. Der Kultus des Scheins, die Beurteilung aller Dinge und besonders auch der Menschen nach ihrer äußeren Erscheinung, nach ihren materiellen Erfolgen, ihrem Wohlstand und Reichtum sind ja allerdings leider heute bei allen Kulturvölkern anzutreffen und bilden eine der trostlosesten Erscheinungen unserer modernen Kultur. In Spanien aber tritt uns dieser Kultus des Scheins überall entgegen, wohin wir nur blicken.

Um in die „Gesellschaft“ aufgenommen, zu ihr gerechnet zu werden, muß man die Gesetze des Konventionalismus auf das genaueste befolgen. Ein Mensch, sei er weiblich oder männlich, der es wagt, sich nicht nach der neuesten Mode zu kleiden und zu frisieren, der nicht im Theater, das gerade von der „Gesellschaft“ bevorzugt wird, abonniert ist, auf den Promenaden nicht elegant und womöglich zu Pferde oder in vornehmer Equipage erscheinen kann — ein solcher Mensch ist von der „Gesellschaft“ ausgeschlossen, sein Erscheinen in einem vornehmen Salon würde ihn dem öffentlichen Gerede preisgeben.

Der zerstreuteste Gelehrte, eine Spezies, die allerdings in Spanien bei dem Stande der Wissenschaft daselbst nur selten vorkommt, der genialste Künstler, der pedantischste Lehrmeister werden sich daher niemals einfallen lassen, sofern sie überhaupt salonfähig sind oder sein wollen, sich in der „Gesellschaft“ anders zu zeigen, als es die Gesetze derselben gerade im gegebenen Augenblick vorschreiben. Jede Abweichung davon macht den Kühnen, der dergleichen wagt, zum Gegenstand des schärfsten Spottes, der bissigsten Witzeleien oder gar des Mitleids, das man etwa mit einem geistig Gestörten hat. Der Ausländer muß dies auf der Straße ja in besonders unangenehmer Weise erfahren. Die spanische Gesellschaft begreift es nun einmal nicht, daß man auf modische Äußerlichkeiten nicht vor allem Gewicht legt. Sie verübelte es denn



Photographie Chr. Franzen, Madrid.

Königin Victoria.

auch dem König Amadeo ungeheuer, daß er es wagte, sich nicht um die Mode und um die strenge Hofetikette zu kümmern, daß er zum Beispiel zu Fuß durch die Straßen ging — freilich kam bei ihm hinzu, daß er Ausländer war.

Auch König Alfons XIII. ist kein Freund der strengen höfischen Etikette, aber er ist geborener Spanier, er hat sich die Gunst des Volkes gerade dadurch erworben, daß er als Kind und als Jüngling sich in seinem Verkehr wenig Zwang auferlegen ließ, und so sieht man ihm denn auch vieles nach, was man bei einem andern bemängeln würde. Seine Mutter hatte es in dieser Beziehung sehr viel schwerer. Als österreichische Erzherzogin in ganz andern Verhältnissen groß geworden und wenig bekannt mit dem strengen Zeremoniell des spanischen höfischen Lebens, zum Teil auch abgestossen dadurch, konnte sie sich nur schwer in dieses hineinfinden und hatte in den ersten Jahren viel von dem sie umgebenden Hofstaat zu leiden. Ist zwar die Hofetikette seit dem Regierungsantritt der Bourbonen nicht annähernd so streng gewesen, wie sie unter den Habsburgern war, so haftet ihr doch bis heute noch immer sehr viel mehr steifer Formalismus an als an den meisten andern Höfen und namentlich an dem österreichischen. Vollends die Damen der alten spanischen Aristokratie, die ja durch ihre hohe soziale Stellung dazu berufen sind, die Traditionen des höfischen Lebens zu wahren und über der strengen Erfüllung der überlieferten höfischen Formen zu wachen, halten um so mehr darauf, die Königinnen und Infantinnen dieses ihr Recht fühlen zu lassen, als die Macht und das Ansehen des hohen Adels gegenüber der Krone im Vergleich zu den sozialen Verhältnissen früherer Jahrhunderte sehr vermindert worden ist. Man empfand es denn auch als eine Art von Geringschätzung, daß die Königin und Regentin Maria Cristina den weiblichen Hofstaat, der sich zu Anfang ihres Aufenthalts in Spanien auf nahezu dreihundert Damen belief, immer mehr verminderte, namentlich nach dem Tode ihres Gatten, und ihn schließlich bis auf etwas mehr als fünfzig herabsetzte. Um so mehr schätzte man freilich außerhalb der Hofkreise die Einfachheit der Königin-Regentin, die auf jede Weise dahin strebte, die Schranken, durch die die Etikette des Hofes sie von dem Volke trennte, soviel als möglich zu beseitigen, und sich dadurch schließlich die warme Zuneigung des letztern erworben hat.

Die jetzige junge Königin Victoria, die unter den von den spanischen so ganz abweichenden Verhältnissen und Formen des englischen Hofes erwachsen und von dem freien Geist der englischen Weltanschauung

und Kultur durchdrungen ist, hat nicht lange gezögert, sich dem lästigen Zwange der so ganz auf das Äußerliche gerichteten traditionellen spanischen Etikette zu entziehen. Die große Selbständigkeit, an die sie von Hause aus gewöhnt ist, verträgt sich nicht mit der beständigen Bevormundung seitens der vornehmen spanischen Damen, deren Interessen sich ganz wesentlich in den engbegrenzten Kreisen des äußerlichen Formalismus bewegen. Die junge Königin hat daher, wie man hört, schon manche kleine Differenzen mit ihrem Hofstaat gehabt, da sie sich dadurch aber nicht berirren läßt, der König mit ihr auch in dem Streben nach tunlichster Beseitigung aller überlebten, der heutigen Zeit nicht mehr entsprechenden Vorschriften der Hofetikette völlig übereinstimmt, so darf man annehmen, daß das höfische Leben Spaniens mehr und mehr dem ähnlich werden wird, das an den Höfen der monarchisch regierten großen Kulturstaaten herrscht.

Nur wo es sich um Staatsakte, um kirchliche Zeremonien und um Ereignisse und Feste handelt, die öffentlichen Charakters sind oder bei denen sich die Interessen des Hofes mit denen der Nation berühren, wird nach wie vor ein großer Apparat in Bewegung gesetzt, eine reiche Pracht entfaltet, und alle derartigen Veranstaltungen sind daher in hohem Maße interessant. Die am 10. Mai 1907 erfolgte Geburt des Kronprinzen hat der Weltpresse Gelegenheit geboten, das Zeremoniell wieder einmal eingehend zu beschreiben, das mit der unmittelbar nach der Geburt erfolgenden Präsentation des Kindes verbunden ist. Das Hissen der Nationalflagge auf dem königlichen Schloße und eine Salve von 21 Kanonenschüssen verkündete dem Volke das frohe Ereignis der Geburt eines männlichen Thronerben, eines „Prinzen von Asturien“, dies ist der Titel jedes spanischen Thronerben. Dieser wurde dann den inzwischen rechtzeitig benachrichtigten Mitgliedern des königlichen Hauses, den am Hofe beglaubigten Diplomaten, den Ministern, den Präsidenten der beiden gesetzgebenden Kammern, den Abgesandten von Asturien, den obersten Hofchargen, der Kommission der Granden, den obersten Vertretern der militärischen, geistlichen und staatlichen Behörden, den Oberen der Geistlichen und Ritterorden und den übrigen für diesen Akt sonst noch befohlenen hohen Würdenträgern, die sich in höchster Gala eingefunden hatten, vom König selbst unter Beihilfe der diensttuenden Oberhofmeisterin in einem kleinen Körbchen auf goldenem Präsentierbrett gezeigt. Der Justizminister als Protonotar des Reiches hat dann nach beendeter Zeremonie das amtliche Aktenstück darüber abgefaßt.

Nicht minder interessant ist die am Gründonnerstag erfolgende Fußwaschung, die der König an 13 männlichen und 12 weiblichen Insassen der Armenhäuser vollzieht, woran sich dann eine Speisung schließt, bei der der König, die Königin und die höchsten Hofchargen die Armen bedienen.

Besonders glänzend ist auch immer der Besuch des Nachmittagsgottesdienstes in der Atochakirche seitens des Hofes. Dieser erfolgt stets Sonnabends in Galakutschen und unter Begleitung einer starken Abteilung der berittenen Palastwache. In diese werden nur auserwählte große Individuen aufgenommen, die in der der preußischen Gardekürassiere sehr ähnlichen Uniform, mit entsprechenden, mit weißen Haarbüschchen versehenen Helmen bedeckt, und bei dem scharfen Trab ihrer ausgezeichneten Pferde einen sehr hübschen Anblick darbieten.

Die Audienzen sind natürlich auch mit einem umständlichen Zeremoniell verbunden, und der Besucher hat eine große Reihe von Instanzen durchzumachen, ehe er zu dem König oder der Königin gelangt. Man lernt hierbei auch die Hellebardiere kennen, die den inneren Wachtdienst in den königlichen Schlössern versehen, und durch das Aufstoßen ihrer Hellebarden auf den Fußboden den großen Würdenträgern des Reichs wie den Inhabern hoher Orden die nötige Ehrerbietung erweisen. Sie sind durchweg sehr stattliche, schöne Männer, denen ihre hübsche Uniform und ihr Dreimaster sehr gut stehen. Eine Eigentümlichkeit ist es, daß sie fast durchweg außer dem Schnurrbart einen Knebelbart tragen.

Während der Zeit der Regentschaft der Königinwitwe Maria Cristina war die Geselligkeit im königlichen Schlosse zu Madrid auf das unumgänglichste Mindestmaß beschränkt, es fanden nur an den Geburtstagen und hohen Festtagen größere Empfänge statt. Seit dem Regierungsantritt des Königs Alfons XIII. und besonders seit seiner Heirat mit der Prinzessin Ena Victoria von Battenberg ist das anders geworden, und es beginnt wieder ein froheres, regeres Leben sowohl im Madrider Schlosse wie in den übrigen königlichen Schlössern zu herrschen. Häufige Feste geben nicht nur der hohen spanischen Gesellschaft und dem diplomatischen Korps, sondern auch gut empfohlenen Fremden Gelegenheit, mit den Mitgliedern des königlichen Hauses in Berührung zu kommen. Es herrscht bei diesen Hoffesten im allgemeinen ein freier, wenig gezwungener Ton und ein entsprechender Verkehr. Vollends gilt dies von den geselligen Veranstaltungen, die in der Casa de Campo, dem jenseits des Manzanares gelegenen schönen königlichen Park, in dem

„Klein Versailles“ des Prado, in La Granja, in Aranjuez und in Miramar bei San Sebastian stattfinden, wenn der Hof sich in einem dieser prächtigen und hübsch ausgestatteten Schlösser aufhält. Der König, der die Jagd und jede Art von Sport und Spiel sehr liebt, gibt sich hier in voller ungezwungener Natürlichkeit und weiß jeden durch seine Liebenswürdigkeit und durch sein lebhaftes Interesse für alle Zweige moderner Kultur, moderner Kunst und modernen Wissens zu fesseln. Das spanische Volk im allgemeinen hat er namentlich dadurch für sich einzunehmen verstanden, daß er die Stiergefechte sehr häufig besucht. Die Basken im besondern wissen es wohl anzuerkennen, daß er ihr nationales Ballspiel mit Eifer und großer Geschicklichkeit betreibt.

Der König ist auch ein tüchtiger Arbeiter. Er steht früh auf, so daß sein Tagewerk für gewöhnlich, wenn er in Madrid ist, um 7 Uhr morgens beginnt. Nach einem leichten Frühstück begibt er sich sogleich in sein Arbeitszimmer, um sich den Regierungsgeschäften zu widmen, die ihn meist bis 12 Uhr in Anspruch nehmen. Nach einem Gabelfrühstück, das, wie alle Mahlzeiten, jetzt im Gegensatz zu der früheren Etikette und in Gemäßheit mit den Wünschen seiner Gemahlin, in engstem Familienkreise eingenommen wird, reitet er aus oder macht eine Ausfahrt im Automobil, in dessen Führung er sich besondere Geschicklichkeit angeeignet hat, und gegen Abend erteilt er zweimal in der Woche außerordentliche Audienzen oder empfängt die Besuche hoher Staatsbeamten, die ihm Berichte zu erstatten haben. Die Hauptmahlzeit wird um 8 Uhr, wiederum nur im Familienkreise und in Anwesenheit der obersten Hofchargen, eingenommen. Darauf wird musiziert, bei schönem Wetter noch ein Spaziergang gemacht, aber um 11 Uhr begibt sich der König für gewöhnlich zu Bett.

Zu den Festlichkeiten, die unter Beobachtung eines besonders strengen Zeremoniells vor sich gehen, gehört außer der Bekleidung mit dem Orden des Goldenen Vlieses und der Verleihung des Großkreuzes eines der andern spanischen Orden, die Cobertura eines neuen Granden: der Akt der Bedeckung mit dem Hut, dieses alte Privilegium, dessen sich der hohe Adel erfreut, nämlich in Gegenwart des Königs den Hut auf dem Kopfe zu behalten.

Die Geschichte der spanischen Grandezza reicht zurück bis in die gotische Zeit. Der stolze gotische Adel, die Herzöge und Grafen, die ihn bildeten, spielten eine große Rolle im staatlichen Leben und beschränkten die Macht der von ihnen gewählten, aus ihren Reihen hervor-

gegangenen Könige in hohem Grade. Diese Ricos Omes waren es auch, die nach der Vernichtung des Westgotenreichs in den allmählich im Norden Spaniens entstandenen christlichen Kleinstaaten die Führerschaft im Kampf gegen die Mohammedaner und in der Leitung dieser kleinen Reiche innehatten und eifersüchtig darüber wachten, ihre alten Rechte denen gegenüber zu wahren, die sich etwa gegen ihren Willen zu Fürsten und Königen aufgeschwungen hatten. Die Konflikte zwischen der Krone und dem hohen Adel bilden einen der Hauptbestandteile der inneren Geschichte der christlichen Staaten Spaniens, und tatkräftige Könige waren stets darauf bedacht, die Macht des Adels zu beschränken, selten jedoch mit durchschlagendem Erfolge. Die Vereinigung der Kronen Kastiliens und Aragoniens, die dadurch geschaffene staatliche Einheit Spaniens sollten für den hohen Adel verhängnisvoll werden. Schon die katholischen Könige selbst begannen den Anmaßungen der stolzen Granden ihres Reiches tatkräftig entgegenzutreten, vollends geschah das aber seitens ihres Enkels, Kaisers Karl V., der sich durch ihre Ansprüche häufig in Schwierigkeiten versetzt sah. Die von Ferdinand und Isabella angewandte Politik befolgend, benutzte er die riesige Ausbreitung seines Reiches, um den Granden Ämter und Stellungen zu verleihen, die zwar ihrer Eitelkeit schmeichelten, ihnen auch das Recht ließen, sich dem König gleichgestellt zu betrachten, ihn zu duzen, als Vetter anzureden und in seiner Gegenwart bedeckt zu bleiben, ihre Macht jedoch beträchtlich verminderten. Er teilte den Adel in verschiedene Klassen, schuf neue Adelstitel, die er seinen Getreuen verlieh, und verstand es, auf diese Weise den alten Adelsverband vollständig aufzulösen, durch neue Organisation seine Macht zu brechen und ihn ganz in den Dienst der Krone zu stellen. Nachdrückliche Drohungen mit Anwendung der Gewalt gegen die störrischen Träger der ältesten Adelsnamen mußten nachhelfen, und so bahnte er die Umwandlung des uralten, mächtigen Lehnsadels in einen widerstandslosen Hofadel an. Sein Sohn Philipp II. und die übrigen Habsburger vollendeten dies von ihm begonnene Werk. Dank ihrem Großgrundbesitz, dienten die alten Grandengeschlechter mit ihrem Reichtum und ihrer Prachtentfaltung der verarmten Krone zwar als Folie, aber damit war auch ihr staatlicher und sozialer Zweck erfüllt. Wenig einflußreiche Ehrenämter und Hofstellungen befriedigten die Granden voll auf. Ihr Ansehen schwand aber noch mehr, als mit Philipp V. die Bourbonen zur Regierung gelangten, die vielen französischen Adligen Geltung verschafften, einen neuen Verdienstadel schufen und sich hüteten, die schwindende Macht des alten spanischen Adels zu stärken.

Napoleon und sein Bruder Joseph Bonaparte erklärten die Grandentitel überhaupt für erloschen, und erst nach der Befestigung Ferdinands VII. auf dem spanischen Thron wurde auch die Grandeza wiederhergestellt. Die Entziehung der Zehnten und die Aufhebung der Majorate brachten den gänzlichen Verfall des alten Adels mit sich, und nur wenige Träger der alten Grandentitel sind heute imstande, die Titelsteuer aufzubringen und kraft ihrer Einnahmen von dem verfassungsmäßigen Recht Gebrauch zu machen, das sie auf Senatssitze haben. Obgleich hierfür der Nachweis von nur 60 000 Peseten jährlicher Einnahmen erforderlich ist, sind doch kaum zehn Prozent der im Staatshandbuch verzeichneten 392 Granden imstande, diese Einnahme nachzuweisen. Soll nun ein alter Grandentitel von neuem einem dazu berechtigten Bewerber verliehen werden, so geschieht das durch die „Cobertura“, bei der der neue Grande vom König aufgefordert wird, sich in seiner Gegenwart das Haupt zu bedecken und in der Reihe der der Zeremonie beiwohnenden Granden Platz zu nehmen. Durch eine dieser Cobertura entsprechende Zeremonie wird seitens der Königin einer neuen Grandin das Recht verliehen, in ihrer Gegenwart auf einem der den Grandinnen zukommenden niederen Sessel Platz zu nehmen.

Die Zahl der zurzeit „ruhenden“ alten Grandentitel ist sehr beträchtlich, die Masse der in mehr oder minder tiefer Armut lebenden Adligen und selbst vieler Träger berühmter alter Adelsnamen ist außerordentlich groß. Dank diesen Namen und Titeln aber genießen ihre Träger doch immerhin ein nicht zu unterschätzendes soziales Ansehen, und wer von ihnen mit dem alten Grundsatz der privilegierten oberen Klassen Spaniens: daß „Arbeit entehrt“, bricht, kann es mit Hilfe seines Adelstitels im Heer, im Staatsdienst oder auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens und der nationalen Arbeit leicht zu etwas bringen.

Die sogenannte „Gesellschaft“ nun rekrutiert sich in Spanien ungefähr aus denselben Elementen, von denen sie in andern Ländern gebildet wird. Sie setzt sich zusammen aus Mitgliedern der höchsten aristokratischen, diplomatischen, politischen, finanziellen, literarischen und künstlerischen Kreise. Diese zerfallen in solche, die vermöge ihres Reichtums in der Lage sind, eine leitende Rolle zu spielen, einen Salon zu eröffnen, ferner in solche, die einen großen Teil ihrer Habe, wenn nicht das ganze, für den Kultus des Scheins opfern, und endlich in die ungeheure Zahl derjenigen, die auf Kosten des häuslichen, des Familienlebens weit über ihre Kräfte hinausgehen, um den Anforderungen der Gesellschaft

genügen, in ihr Aufnahme finden und mit ihr leben zu können. Diese und ihre Familien verzichten auf die Gemütlichkeit im Hause, auf ordentliche Erziehung ihrer Kinder, auf gesunde, kräftige Nahrung, auf die Ruhe ihres Gewissens und sinnen nur darauf, wie sie durch große Sparsamkeit im Hause, durch Spiel und auf andre Weise dasjenige aufbringen können, was notwendig ist, um den Schein zu wahren, kostbare Kleider zu tragen, auf Theaterplätze zu abonnieren und eine Kutsche für die Spazierfahrten auf den Promenaden zu mieten. Diese empfangen, ebenso wie die vorerwähnte zweite Kategorie, nicht in ihrem Hause, sondern in ihren Logen und auf der Promenade, selbst wenn sie in den „Salons“ Zutritt haben, denn es herrscht nicht gerade das Prinzip jener Theorie im sozialen Leben der vornehmen Kreise Spaniens, wonach ein jeder gezwungen wird, alle ihm zuteil gewordenen Einladungen in gleicher Weise zu erwidern.

Die meisten Ausländer, die Spanien besuchen, beklagen sich, daß sie so selten, wenn überhaupt, Gelegenheit haben, in das spanische Haus und in die Familien Eintritt zu erhalten. Die Erklärung dafür ist sehr einfach. Die wenigsten, auch selbst die den höheren Gesellschaftsklassen angehörenden Familienväter mögen einem Fremden einen Einblick in ihre überaus bescheidene Haushaltung und deren ärmliche Ausstattung gewähren. Ihr Stolz, ihr Rang, ihre soziale Stellung verbieten ihnen, dies zu tun, denn man kann sich allerdings nur schwer eine Vorstellung von der Einfachheit der Einrichtung und von der häuslichen Lebensführung von Herrschaften machen, die nach außen hin den Schein großer Wohlhabenheit erwecken. Die Spanier selbst nennen ihre Adligen ganz allgemein „Garbanzoesser“, weil es bei vielen von diesen trotz ihrer glänzenden, von alters her berühmten Namen nicht zu weiterem reicht als zu Garbanzos, d. h. grauen Erbsen und Speck oder ähnlichen Gerichten, die unsern deutschen Arbeitern nicht genügen würden. Es ist ja eben bei der großen, bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinauf herrschenden Armut ein großes Glück für sie, daß sie zu ihrem Unterhalt so unglaublich wenig brauchen, daß sie so überaus genügsam sind.

Es mangelt den spanischen Häusern und Wohnungen meist an allem modernen Komfort, namentlich im Winter auch an guten Heizvorrichtungen. Der Brasero, ein großes Holzkohlenbecken, mit einem Holzrande versehen, auf den man, im Kreise umhersitzend, die Füße stellen kann, dient zur Erwärmung des gemeinsamen Aufenthaltsraumes; ebenso auch in allen öffentlichen Gebäuden, Ämtern, Ministerien. Es fehlt dem spa-



Photographie Hauser y Menet, Madrid.

Barcelona: Wasserkunst im Stadtpark.

nischen Hause, namentlich im Norden, an aller und jeder Gemütlichkeit, und allerdings ist auch das Familienleben überhaupt sehr schwach entwickelt.

Es kommt dazu die Stellung der Frau. Es ist an andrer Stelle darüber schon gesprochen worden. Sie wird einerseits verehrt wie eine Königin, wie eine Heilige und andererseits behandelt wie eine Untergebene, eine Sklavin des Mannes, nicht wie seine ebenbürtige Lebensgenossin und Gefährtin. Dieser scheinbare Gegensatz entspringt aus der orientalischen Eifersucht, die der Mann der Frau gegenüber beobachtet, und die ihn veranlaßt, sie soweit als möglich von der Öffentlichkeit abzuschließen. Es gilt als höchst unschicklich, einen Spanier nach seinen Familienverhältnissen und Familiengliedern zu fragen; so kann man einen Mann seit lange kennen und doch nicht einmal wissen, ob er verheiratet ist, ob er Töchter hat; besucht man ihn in seinem Hause, so wird man außer dem Dienstmädchen und den kleinen Kindern niemand sehen; die Frau, die erwachsenen Töchter zeigen sich nicht — es sei denn auf der Promenade oder an andern öffentlichen Orten, wo die Gesellschaft verkehrt. Da ein häuslicher Verkehr kaum besteht, die Damen sehr abgeschlossen leben, so sind sie im Hause meist auch äußerst einfach gekleidet und aus diesem Grunde ebenfalls nicht imstande, sich vor andern Besuchern als ihren Freundinnen und allernächsten Verwandten sehen zu lassen.

Alle diese Umstände machen es verständlich, weshalb das Innere der Wohnungen sehr schwer zugänglich ist, vollends für den Ausländer, den in diese meist sehr ärmlichen Verhältnisse hineinblicken zu lassen, dem Spanier einfach sein Stolz verbietet.

Diejenigen, die über die Mittel verfügen, einen Salon zu eröffnen, haben während der Saison, im Winter und Frühjahr, gewöhnlich ihre bestimmten Empfangsabende, an denen sich die Bekannten und Freunde uneingeladen einfinden.

Diese Gesellschaften zeichnen sich durch große Zwanglosigkeit im Verkehr aus. Wer einmal in die Gesellschaft aufgenommen ist, kann sich in ihr viel freier bewegen, als in den Salons andrer Länder üblich ist. In diesen höchsten Kreisen ist auch der Verkehr zwischen den Damen und den Herren ein sehr angenehmer und ungezwungener. Man schließt sehr schnell Bekanntschaften und Freundschaften, man wird sehr bald vertraut miteinander und redet sich demgemäß nicht nur unter Weglassung der Titulaturen, sondern sogar mit dem Vornamen an, bei alle-

dem ist aber eine Vertraulichkeit, wie sie in früherer Zeit in den französischen „Salons“ herrschte, ausgeschlossen. Die Grenzen des Verkehrs sind sehr weite, aber sie werden nie überschritten.

Wer an geistreiche Unterhaltung, an Kunstproduktionen gewöhnt ist, dürfte auch bei den „Veladas“, wie die Gesellschaften genannt werden, bei denen literarische und musikalische Vorträge geboten werden, selten seine Rechnung finden. Das geistige Niveau ist im allgemeinen ein niedriges, die Unterhaltung dreht sich meist nur um die alltäglichen Interessen und erhebt sich selten in hohe Regionen.

Die musikalischen Vorträge sind gewöhnlich recht mangelhaft, denn wenn auch nachgerade die Beschäftigung mit Musik in den höheren Ständen bei dem weiblichen Geschlecht zu einem Erfordernis der allgemeinen Bildung geworden ist, so wird diese Kunst doch, ebenso wie die Wissenschaften, höchst oberflächlich betrieben, und das Interesse geht selten über die seichteste Salon-, Operetten- und Tanzmusik hinaus. Für den Vortrag wirklich gediegener klassischer Musik würde das Publikum der Salons überhaupt auch nur geringes Verständnis haben und an ihm wenig Gefallen finden.

Da das Leben in Madrid ein überwiegend nächtliches ist, so darf es nicht überraschen, daß die Gesellschaften nie vor 10 oder 11 Uhr beginnen, die meisten Besucher kommen jedoch erst nach Schluß der Theater, um oder nach Mitternacht. Man kommt und geht, wie es jedem beliebt. Zwischen 10 und 11 Uhr wird gewöhnlich Tee, zwischen 12 und 1 Uhr Schokolade, Eis, Limonade, Wein, Kuchen und Konfitüren gereicht.

Die großen Empfänge und Gesellschaften, zu denen besondere Einladungen ergehen, unterscheiden sich von den gewöhnlichen Veladas und Jours fixes nur durch ihren glänzenderen Charakter, und meist ist damit ein Ball verbunden. In vielen Häusern enden derartige Gesellschaften, wenn sie bis zum späten Morgen dauern, mit einer in der betreffenden Hauskapelle zelebrierten Morgenandacht.

Jede größere Gesellschaft, jedes glänzende Familienfest in den Häusern der Granden, der Diplomaten und der sonstigen Glieder der Gesellschaft, jede Ausstellung des Trousseau einer aristokratischen Dame, die im Begriffe steht, sich zu verheiraten, jede Hochzeit in diesen Kreisen wird natürlich von den Salonreportern der großen Zeitungen stets auf das eingehendste in umfangreichen Artikeln unter Nennung der Namen der angesehensten Persönlichkeiten, die daran teilnahmen, geschildert.

Die Promenaden Madrids und so auch die der Provinzialhauptstädte

dienen natürlich nicht dem Naturgenuß, sondern lediglich den äußerlichen gesellschaftlichen Zwecken, hauptsächlich der öffentlichen Schaustellung der Toiletten und Schmucksachen. Niemandem fällt es ein, sich auf die Promenade zu begeben, um dort frische Luft zu schöpfen. Jeder, der das wollte, würde sich auch auf das empfindlichste getäuscht sehen, denn er atmet dort nur Staub, eine mit Stickstoff und den verschiedensten Gerüchen geschwängerte Luft, die alles andre, nur nicht wohltuend und gesund ist.

Die dichten Scharen der Fußgänger bewegen sich auf den für sie bestimmten Promenaden zwischen den auf beiden Seiten derselben aufgestellten Stühlen und sind der Kritik der die letztern einnehmenden Personen ausgesetzt. Hier wird denn auch „Tertulia“ gebildet, das heißt, es nehmen auf diesen Stühlen Familien Platz, um die vorbeikommenden Freunde zu begrüßen und zu zeitweiligem Niedersetzen in ihrem Kreise aufzufordern. Es ist dies die gewöhnlichste und allerdings auch billigste und bequemste Art, den gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, die man etwa durch Annahme von Einladungen zu Veladas oder andern gesellschaftlichen Veranstaltungen eingegangen ist. Andererseits bieten diese Tertulias, namentlich den jungen Leuten, Gelegenheit, den Familien, bei denen sie verkehren, ihre Aufwartung und den jungen Damen den Hof zu machen.

Die Wagen fahren in mehreren geschlossenen und nach Hunderten von Gefährten zählenden Reihen langsam nebeneinander her und gewähren ihren Insassen Gelegenheit, sich, ihre Toiletten, ihre Juwelen und ihre kostbaren Pferde zur Schau zu stellen und die der Insassen der übrigen Kutschen zu bekritteln. Dort wird der Kredit, den jedes Mitglied der Gesellschaft beanspruchen kann, festgestellt, und dieser richtet sich ganz nach seinem Auftreten, nach seiner Kleidung und der seiner Familie, nach den Pferden, der Ausstattung der Equipagen und Autos und selbst nach der Livree seiner Bedienten. Jede Veränderung, die auf eine Erhöhung oder Verminderung des Besitztums eines Individuums oder einer Familie schließen lassen kann, wird sofort von dieser ganzen „Gesellschaft“, von dem „Todo Madrid“, das sich auf dieser Wagenpromenade des Retiro, des Parks von Madrid, oder der Castellana bei schönem Wetter täglich vereint, wahrgenommen. Niemand verfolgt selbst einen andern Zweck als nur den, sich zu zeigen, seine Mitmenschen genau zu beobachten und ihre Schwächen zu entdecken. Nichts anderes, als nur persönliche Fragen, als die neuesten Ereignisse des Tages, als

die jüngsten Gerüchte aus den Kreisen der Gesellschaft werden dort und in den Cafés dieser Promenaden besprochen.

An Prachtentfaltung, an blendendem Glanz sucht allerdings die Wagenpromenade des Retiro in Madrid ihresgleichen in der ganzen Welt. Man kann nirgends eine so große Menge der reizendsten Frauen und Mädchen, eine solche Fülle der kostbarsten Toiletten und Schmucksachen,



Neue Photogr. Gesellsch.

Sevilla: Promenade de las Dilicias.

der schönsten Pferde und Equipagen sehen wie dort an gewöhnlichen Wochentagen und vollends an großen Festtagen.

Doch der Schein trägt nur zu oft, und forscht man genauer, was sich unter dieser äußeren Pracht verbirgt, so findet man überall und vollends in Madrid in zahllosen Fällen namenloses Elend, Sorgen, Not und Kummer.

Im Sommer, wenn die Hitze den Aufenthalt in Madrid und den andern Hauptstädten schwer erträglich macht, sucht die „Gesellschaft“ und auch sonst jeder, der es nur irgendwie ermöglichen kann, Erholung

und Erfrischung in den kühleren Gebirgsgegenden oder, wenn man das erforderliche Geld dazu hat, in den Modebädern der baskischen Provinzen, Santanders, Asturiens, Galiciens. Die Promenaden derselben bieten dann ungefähr dasselbe Bild wie die von Madrid, Barcelona, Sevilla, Valencia im Winter, nur in vermindertem Maßstabe.

Um den Schein des „Veraneo“, des Sommeraufenthalts fern von dem Wohnort zu wahren, verschwinden viele Familien, denen es ihre Mittel nicht erlauben, einen kostspieligen Badeort aufzusuchen, und erzählen in der nächsten Saison Wunderdinge von ihren großen Reisen, während sie in Wahrheit irgendwo in der Nähe ihres Wohnorts auf dem Lande unter den bescheidensten und einfachsten Verhältnissen für kurze Zeit ein entbehrungsvolles und unbequemes Leben geführt haben — ist doch das „Veraneo“ selbst für die Reichen bei den riesigen Preisen, die in den beliebtesten Badeorten während der kurzen Sommersaison herrschen, mit vielen Beschränkungen verbunden.

Ob nun im Winter, Frühling und Herbst in den Städten oder im Sommer in den Badeorten, überall bieten die öffentlichen Promenaden dem Besucher und namentlich dem Ausländer Bilder und Szenen, die ihn gern alle die Schattenseiten des sozialen Lebens und der allgemeinen Lebensverhältnisse der spanischen Gesellschaft vergessen lassen, das sind die Spiele und Vergnügungen der Kinder, die die Promenaden oder bestimmte Teile derselben, z. B. in Madrid den Salon del Prado, und die öffentlichen Anlagen und Gärten zu gewissen Tagesstunden beleben. Die Kinder, namentlich die Mädchen, sind meist sehr hübsch und zeigen viel natürliche Anmut in allen ihren Bewegungen. Die Begüterten verwenden auch große Summen darauf, die Kinder sehr schön anzukleiden, so daß sie wirklich einen reizenden Anblick darbieten, wenn man es auch andererseits bedauern muß, daß sie von frühester Kindheit auf an einen so übertriebenen Luxus gewöhnt, wie überhaupt in jeder Beziehung verzogen, wie reizendes Spielzeug und schöne Puppen betrachtet und behandelt, eitel und selbstgefällig gemacht werden. Wenn sie nun unter der Leitung von Kindergärtnerinnen oder Erzieherinnen und Kinderfrauen ihre zierlichen Reigentänze oder ihre Spiele ausführen, so gewährt es wirklich eine große Freude, diese hübschen Geschöpfchen in ihrer Unbefangenheit und in ihrem ungetrübten Lebensgenuß zu beobachten.

Die kleidsame Tracht der asturischen und galicischen Ammen trägt dazu bei, in dieses heitere Bild noch besonders leuchtende Farben hineinzubringen.

Im übrigen bietet der Anblick der Besucher der Promenaden und der Bevölkerung Madrids sowie der andern größeren Ortschaften nichts besonders Interessantes. Die malerischen und glänzenden schönen Volkstrachten früherer Zeiten sind größtenteils geschwunden, nur noch in ihren ärmlichen Überresten in den fern gelegenen Gebirgstälern und Dörfern zu finden, höchstens bei großen Festlichkeiten, und hier und da bei Hochzeiten wird noch der Staat der Vorfahren, soweit er vorhanden ist, hervorgeholt und vorübergehend angelegt. Die Jugend der Städte hat sich bereits ganz an die uniformale Tracht der Kulturwelt gewöhnt, ältere Männer allerdings benutzen noch gern die Capa, die in den rauhen Jahreszeiten einen vorzüglichen Schutz gegen die Kälte und den, namentlich in Madrid so äußerst gefährlichen, Zug und Wind in den Straßen bildet. Es ist dies ein sehr weiter, schwarzer oder doch wenigstens ganz dunkler, mindestens bis zu den Knien reichender Radmantel aus wetterfestem Stoff; wenn man es erschwingen kann, wird gutes Tuch dazu genommen. Ein doppelter Kragen schützt Hals und Brust noch besonders; ein gewöhnlich sehr grellfarbiger Aufschlag von Samt von etwa 10 cm Breite an der rechten Seite des Mantels wird bei dem



Schuhflicker.

Überwerfen der rechten Seite über die linke Schulter, wobei der untere Teil des Gesichts bis zur Nase, bei großer Kälte auch diese noch mit bedeckt wird, zur Geltung gebracht. Vornehme lassen diesen Aufschlag aus schwarzem oder ganz dunklem Samt anfertigen. Auf Reisen, hauptsächlich bei Ritten, und von den Bauern wird auch die gestreifte Manta getragen, die nicht viel von dem Plaid unterschieden ist, wozu dann noch der sehr farbenreiche zweiteilige Reisesack kommt, der beim Gehen über die Schulter, beim Reiten dem Pferde oder Maultier derart über den Rücken gelegt wird, daß die beiden großen Taschen auf beiden Seiten herabhängen und der wohl auch als Satteldecke benutzt wird. Diese „alforja“ ist häufig gestickt oder aus dickem marokkanischen oder orientalischen Satteltaschenstoff hergestellt und mit Fransen und Pompons reich besetzt.

Die Landleute tragen vielfach noch kurze, an den Seiten aufgeschlitzte und verschnürte Kniehosen, die durch einen breiten, langen, farbigen Schal gehalten werden, der zugleich zur Aufnahme für die notwendigsten Gebrauchsgegenstände, auch für den Geldbeutel dient. Ein weißes Hemd, kurze, meist offene Weste und enganschließende Jacke aus mehr oder minder feinem Stoff, bei den reichen Aragonesen aus schwarzem Plüsch, bedecken den Oberkörper. Die Beine sind vielfach mit ledernen Schienen oder Gamaschen, hier und da mit einer Art geteilten Schurzfells, die Füße mit aus Esparto geflochtenen Alpargatas bekleidet, die von den arbeitenden Klassen überhaupt sehr viel, bei großen Märschen, im Manöver und im Kriege auch von den Soldaten einzelner Truppenteile getragen werden.

Am meisten verschieden sind noch die Kopfbedeckungen. Für gewöhnlich tragen die Männer in verschiedenen Provinzen ein schmal zusammengelegtes farbiges Tuch um den Kopf gebunden; darüber wird im Freien der Filzhut gesetzt, der eine mehr oder minder breite, am Ende senkrecht aufsteigende Krempe hat. In einigen Gegenden ist dieser Hut mit Samt überzogen und an einer Seite, wohl auch an der Spitze, mit einem Pompom versehen. Besonders zierlich ist der Hut des andalusischen Stutzers, bei dem die senkrechte, etwa 4—5 cm hohe Krempe nur wenig von dem einen oben abgeschnittenen Kegel bildenden mittleren Teil absteht. Er wird etwas schief aufgesetzt und kleidet seinen Träger ausgezeichnet.

Eine ganz besondere Form hat der in der Mitte niedrige, an den Seiten aufgebauschte, aus krausem Stoff hergestellte Hut der Stierfechter, die auch, wenn sie diesen nur in den Corridas angewandten Hut nicht tragen, als solche durch das kleine Zöpfchen, die Coleta, kenntlich sind, das vom Hinterhaupt herabhängt. Wenn sie „in Zivil“ sind, tragen sie gewöhnlich den auch von den Madrider Chulos meist benutzten, aus feinstem Filz hergestellten, sehr teuren und sehr leichten Hut mit wagerecht abstehender Krempe. Sehr selten sieht man noch hier und da in den Städten die mit Pelz verbrämte montera genannte Ledermütze der Bauern mancher Gegenden Kastiliens und Estremaduras. Die Basken tragen nur die boina, die aus feinstem Wollgewebe hergestellte, je nach den Provinzen verschieden gefärbte flache Mütze, während die katalanischen Fischer und Bauern an ihrer sackartigen phrygischen Mütze kenntlich sind.

Die typische Tracht der Spanierin ist das schwarze Kleid, die den Kopf, das Haar und den Rücken völlig verhüllende Mantilla aus schwarzem Schleierstoff oder aus Spitzen, der nur bei dem Besuch der Stiergefichte

und bei Freudenfesten durch den weißen Schleier ersetzt wird. Der Fächer ist der unentbehrliche Gebrauchsgegenstand, durch den die Spanierin allen ihren Gefühlen und Empfindungen den beredtesten Ausdruck zu verleihen weiß und dessen Handhabung einer formenreichen Sprache zu vergleichen ist, die allerdings nur den Eingeweihten verständlich ist.

Gegen die winterliche Kälte wird ein Umschlagetuch oder eine mantelartige Mantilla, die tapaboca, angewandt, die die ganze Gestalt einhüllt.

Vielfach kann man abends und nachts in der Nähe des Opernhauses und an andern belebten Orten in irgend einer dunklen Ecke der Straße solche völlig vermummten Frauengestalten sehen, aus deren schwarzer Stoffmasse sich nur eine weiße schmale Hand hervorstreckt. Das sind jene unglücklichen verschämten Armen, die einst glänzende Tage erlebt haben, in eleganten Equipagen gefahren sind, ihre Logenplätze im Theater gehabt, zur besten Gesellschaft gehört haben, aber infolge der Stellenlosigkeit ihrer Gatten, die einst vielleicht hohe Beamte und Offiziere waren, oder nach deren Tode für sich und ihre Kinder genötigt sind, in solcher Weise die Mildtätigkeit ihrer in glücklicheren Verhältnissen lebenden Schwestern in Anspruch zu nehmen — von denen mancher in nicht zu langer Zeit vielleicht ein ähnliches Los beschieden ist.

In den obersten Gesellschaftsschichten hat sich in neuester Zeit auch die französische Mode eingebürgert, und im Salon, im Theater, auf der Promenade, in der Sommerfrische zeichnet sich die vornehme Spanierin durch nichts mehr in ihrer Tracht von den Damen der übrigen Kulturvölker aus. Die Frauen und Töchter des Mittelstandes und des Volkes haben aber zu ihrem Vorteil glücklicherweise noch die alte Sitte gewahrt; Schleier und Mantilla herrschen hier noch vor, und diese überaus kleidsame Tracht wird sich hoffentlich in diesen Kreisen auch fernerhin ebenso erhalten, wie sie dies allen politischen Wandlungen zum Trotz seit 2000 Jahren getan hat. Die schönsten Nachbildungen der hübschen alten Trachten Andalusiens sieht man freilich nur auf den Bühnen der großen Theater.

Die Lebensweise der Spanier ist eine sehr einfache und für alle Stände gleichmäßige. Des Morgens — das ist ja nun freilich ein sehr relativer Begriff, denn in den hohen Gesellschaftskreisen, in denen das Nachtleben sehr stark entwickelt ist, beginnt der Tag natürlich sehr spät und vor 10 oder 11 Uhr trifft man auch auf den öffentlichen Ämtern keinen der höheren Angestellten —, des Morgens also wird ein Frühstück, das desayuno, eingenommen, das nach echt spanischer Sitte aus Schokolade besteht, die mit tostado (geröstetes und gebuttertes Brot)

Die Landleute tragen viel
 und verschnürte Knie-
 Schal gehalten
 Gebrauchsge-
 kurze, me-
 minder
 beder
 odr
 r

... dabei zu benutzen, wäre gegen alle
 ... Schokolade wird denn auch niemals mit
 ... die Mittagszeit wird dann das almuerzo,
 ... eingenommen, das aus einer Eier-, einer Fleisch-
 ... besteht. Gegen Abend, etwa zwischen 6 und
 ... die Hauptmahlzeit, die comida, die je nach dem Ver-
 ... Familien verschieden ist. Den Hauptbestandteil der
 ... spanischen comida bildet ein ragoutartiges Gericht,
 ... Olla podrida nannte und jetzt hauptsächlich mit puchero,
 ... verschiedenen Teilen des Landes aber auch mit andern Namen be-



Neue Photogr. Gesellsch.
 Straßenverkäufer.

zeichnet, und das auch ganz verschiedenartig zubereitet wird. Garbanzos (große gelbe Erbsen), Weißkohl, Speckstücke, Rindfleisch, wohl auch Geflügel bilden im allgemeinen die unentbehrlichen Substanzen dieses Gerichts. Ein Irrtum ist es, zu glauben, daß die Spanier alle Speisen sehr stark gewürzt, also namentlich mit pimienta, mit spanischem Pfeffer versehen, lieben. Zumeist ist das Gegenteil der Fall. Dagegen hat man Knoblauch gern, der auch zur Herstellung einer guten Suppe angewandt wird. Auf dem Tische der Wohlhabenderen darf unter den den Appetit reizenden Vorgerichten ferner nicht der vorzügliche Estremaduraschinken fehlen, der mit Zucker konserviert ist und daher einen angenehmen süßlichen Geschmack hat und meist außerdem noch mit „Engelshaaren“

riert wird, die aus fadendünnen, in Zucker kraus gebackenen Kürbiszitzeln bestehen und „cabellos de angel“ genannt werden. Freitags, am Samstag, bildet Bacalao, eine Stockfischart, oder andre Fische, und an den Meeresküsten die große Masse der schmackhaften fruta di mare die Hauptnahrung. Zur Herstellung aller Speisen wird überwiegend Öl verwandt.

Wie in allem, sind die Spanier auch im Genuß von alkoholischen Getränken außerordentlich mäßig. Wein wird überhaupt nur in sehr geringer Menge und dann mit Wasser verdünnt getrunken; Bier war früher ein nur für die Reichen erschwingbarer Luxus. In den letzten Jahren sind in Spanien aber Brauereien angelegt, die meist von Deutschen betrieben werden und anfangen, ein recht gutes Getränk herzustellen — so z. B. die Adlerbrauerei in Madrid —, so daß das Bier beginnt, sich einzubürgern, und das deutsche Bierhaus „Zum Krokodil“ an der Plaza Sant Ana sowie ein andres daselbst gelegenes Restaurant finden schon einen sehr regen Zuspruch seitens der Madrider Gesellschaft. Die Hauptgetränke bilden aber Kaffee und im Sommer, sowie im Süden überhaupt zu allen Zeiten des Jahres, daneben die vielen kohlenensäurehaltigen Getränke und Limonaden, die durch Schnee oder künstliches Eis gekühlt werden.

Ein speziell spanisches Getränk ist Horchata de chufas, das aus zerdrückten Erdmandeln hergestellt wird und außerordentlich erfrischend ist. Von Valencia aus hat es sich im ganzen Spanien Eingang verschafft, und in allen großen Städten, namentlich auch in Madrid, werden die Horchaterias — hauptsächlich im Sommer — sehr stark besucht. Sie werden meist von Valencianern gehalten; hübsche Valencianerinnen sind zur Bedienung angestellt, und die Lokale machen durch ihre Sauberkeit, mit ihren stets weiß gescheuerten Tischen, den einfachen Binsen- und Korbstühlen und ihren mit den berühmten Valencianer Espartomatten bekleideten Wänden einen sehr angenehmen Eindruck. Neben der Erdmandelmilch werden hier auch aus Melonen-, Kürbiskernen, Mandeln und andern Kernfrüchten hergestellte Eisgetränke sowie gaseosas, kohlenensäurehaltige Getränke, verkauft. Für die letztern bestehen allerdings eigentlich andre Trinkhallen, in denen man auch eine sehr beliebte Mischung von Bier und Eislimonade und neuerdings einheimisches Bier bekommt.

Hauptsächlich ist es freilich das Kaffeehaus, das dem Genuß von Getränken dient und das im öffentlichen und sozialen Leben Spaniens eine außerordentlich wichtige Rolle spielt, weil es der beliebteste und am häufigsten besuchte Aufenthaltsort des Spaniers ist. In den großen

Städten, vor allem in Madrid sind denn auch die meist sehr umfangreichen Cafés äußerst zahlreich und trotzdem in den ersten Nachtstunden stets überfüllt.

Auch im Café beweist der Spanier seine große Mäßigkeit. Er sitzt dort oft viele Stunden, ohne mehr als ein Glas Kaffee zu trinken, der mit Milch, Wasser und einer „gota“, einer kleinen Quantität Kognak oder Rum, etwas verlängert und verdünnt wird. Das Angenehme ist, daß Wirt und Kellner nicht daran denken, den Gast zu reichlichem Genuß von Getränken zu nötigen. Der Kellner kommt überhaupt erst, wenn er direkt

gerufen wird, was durch Klatschen mit den Händen geschieht, bis dahin existiert der Gast für ihn nicht, und wenn er stundenlang dort sitzen wollte, ohne etwas anderes als das Wasser, das auf jedem der kleinen Marmortischchen zur Verfügung steht, zu nehmen. Ein Verkäufer von Zeitungen, Tinte, Papier und Wachszündhölzchen am Eingang versieht den Gast mit allem, was er etwa außer seinem Getränk braucht; Domino, Schach, Würfel stehen zu seiner Verfügung, wenn er sich mit einem Bekannten anders als durch Unterhaltung die Zeit vertreiben will. Die wenigsten haben jedoch dazu Veranlassung, denn die Einheimischen haben genug zu tun, mit den zahlreichen Bekannten ein Weilchen zu plaudern, den Fremden aber bietet der stete Wechsel der



Neue Photogr. Gesellsch.

Wasserverkäufer.

Besucher und das Treiben auf der Straße die größte Zerstreuung. Wenn man sich an einem Fenster eines der Cafés an der Puerta del Sol in Madrid niedergelassen hat, so sieht man in kurzer Zeit alle interessanten Typen der Hauptstadt wie überhaupt Spaniens an seinen Augen vorbeigehen. Da kommen die Verkäufer von Lotterielosen, von den neu erschienenen Zeitungen, von billigen Schmucksachen, von den tausend Kleinigkeiten, die täglich gebraucht werden, von Knöpfen, Bleistiften, Taschenmessern, Kämmchen etc., von Schnürsenkeln für die Schuhe, von Hühneraugenfeilen, von Papier, Kursbüchern, wobei man natürlich darauf zu achten hat, daß sie nicht mehrere Jahre alt sind, von billigen Büchern, jungen Hunden, Vögeln — kurz, den verschiedensten Dingen, die im Kleinhandel vertrieben werden

dürfen. Hier erscheint ein stattlicher Cura mit seiner Haushälterin oder der seinem Haushalt vorstehenden Nichte oder Cousine; hier zieht eine Abteilung uniformierter Schüler eines Kollegs unter Begleitung ihres jesuitischen Lehrers vorbei; ein Wasserverkäufer mit seiner kleinen Tonne und dem blanken Messinggestell für die Gläser und die Azucarillos, die Schaumzuckerschnitten, bietet seinen erfrischenden Trank, ein anderer seine Eislimonaden an; mitten durch das Gewühl der Menge kriecht ein Bettler, der seine Arm- oder Beinstümpfe zeigt, um Mitleid zu erregen. Ein elegant gekleideter Stutzer aus dem Volke, ein Chulo tritt mit seiner fescen Braut, seiner Novia ein, deren starkes, rabenschwarzes Haar eine herrliche feuerrote Nelke ziert, und die, in ihr prachtvolles gesticktes Umschlagetuch gehüllt, ihren Fächer mit der Grazie handhabt, die jeder Spanierin angeboren ist. Bauern und Bäuerinnen aus den verschiedensten Provinzen, Ammen und Kindermädchen in ihrer glänzenden Tracht mit reizenden lebenden Puppen auf dem Arm, ein Polizist mit einem ratero, den er eben bei einem Diebstahl ergriffen hat, wandern neben Tausenden von Müßiggängern und Spaziergängern vorbei, die hier die Tagesneuigkeiten hören und besprechen. Dann macht das Klingeln einer kleinen Glocke darauf aufmerksam, daß ein Priester in vollem Ornat mit seinen Chorknaben einem Sterbenden in der Nachbarschaft das Viaticum bringt, und ehrfurchtsvoll teilt sich die gedrängte Menge, die sich bekreuzend oder niederkniend den Diener Gottes vorübergehen läßt. Von einer andern Seite erscheint ein Leichenwagen, der die Leiche eines in einen weißen, mit Gold verzierten Sarg gebetteten jungen Mädchens zur letzten Ruhe auf einen jener schrecklichen, öden Kirchhöfe überführt, und wiederum bekreuzen sich die Passanten, und die Männer nehmen ihre Hüte ab vor der Majestät des Todes. Und nicht lange dauert es, dann kommt eine Abteilung Soldaten mit klingendem Spiel daher, um sich nach ihrer Kaserne zu begeben, und es verstummen davor die Bettler und Straßenmusikanten, die auf verstimmtten Gitarren und bandurrias einen die Gehörnerven marternden Lärm verursachen. Abends sorgen kleine und meist recht gute Orchester für einen künstlerischen Genuß in den größeren Cafés.

Nicht minder interessant aber ist es, den festen Beobachtungsposten zu verlassen, sich selbst unter die Menge zu mischen und in den Straßen spazieren zu gehen.

In den Hauptstraßen Madrids und der Provinzialhauptstädte wetteifern die Kaufleute miteinander, ihre Waren in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen, und namentlich in Madrid stehen die modernen Luxus-

geschäfte denen anderer Großstädte in nichts nach an Pracht- und Lichtentfaltung in ihren Schaufenstern wie im Innern ihrer Geschäfte. Dazwischen finden wir ein Estanco, das an seinem Staatswappen und den reichlich angebrachten Nationalfarben, rot und gelb, schon von weitem als Verkaufsstelle für die Monopolgegenstände: Zigarren, Zigaretten, Stempelpapier, Stempelmarken, Briefmarken und Streichhölzchen erkennbar ist. Wie in jedem andern Geschäft wird unsere Silbermünze durch hartes Aufwerfen auf die Marmorplatte an dem Klange auf ihre Echtheit geprüft, eine Vorsichtsmaßregel, die auch jeder Käufer, namentlich jeder Ausländer bei der Masse falschen Geldes, das man gerade ihm gern herausgibt, beobachten sollte.

Nebenan ladet ein Salon de limpiabotas, ein Schuhputzsalon, zum Eintritt ein. Vor den hohen, alle Wände einnehmenden, rotgepolsterten Sitzen befinden sich Ständer, auf die man die Füße stellt, und in wenigen Minuten werden die schmutzigsten Stiefel und Schuhe so glänzend geputzt, wie man es nur wünschen kann. In den eigentlichen spanischen Hotels mit spanischer Bedienung wird das Schuhzeug nämlich nicht gereinigt, man muß dies also in der Straße oder in den „Salons“ von den öffentlichen Schuhputzern besorgen lassen, da es unter der Würde eines spanischen Dienstboten ist, solche Sklavendienste zu verrichten.

Wenige Häuser weiter veranlaßt uns ein Friseurladen, uns das Haar und den Bart nach spanischer Sitte stutzen zu lassen. Der Figaro spielt ja neben dem Cura eine der wichtigsten Rollen im Leben des Spaniers; namentlich in den kleinen Städten ist der Friseur eine der Hauptpersonen, da er die lebende Chronik des Ortes bildet und immer ein äußerst gewandter, in allen Dingen erfahrener Mann sein muß, wenn er ein gutes Geschäft machen will. Jeder Spanier, der etwas auf sich hält, verbringt täglich eine geraume Zeit im Friseurladen. Dort wird Politik getrieben und alles besprochen, was das öffentliche Interesse in Anspruch nimmt, wer Zeit hat, bleibt dort stundenlang sitzen, um mit den Angestellten und den Bekannten zu plaudern, und stets sind in den Geschäften Sitzplätze in großer Zahl vorhanden, für die, welche vor oder nach der Bearbeitung ihres Kopfes durch einen der Gehülfen noch plaudern wollen.

Die Kirchen stehen überall zum Eintritt offen, und stets ist ihr Eingang von einer Schar von Bettlern umgeben. Cafés und in den kleinen Städten daneben auch die überall sehr glänzend eingerichteten Klublokale sind schon in größerer Entfernung an dem Geräusch, das die Dominosteine und Würfel auf den Marmortischen machen, zu erkennen. Vor den Klubs

oder auch sonst an belebten Stellen nimmt die Jeunesse dorée gern Aufstellung, um die Passanten zu kritisieren.

Die Marktplätze und Markthallen zeichnen sich nicht gerade durch große Säuberkeit aus, hauptsächlich tut man im Sommer gut, den Fleischständen nicht zu nahe zu kommen, denn es könnte manchem der Appetit vergehen, schon beim Anblick der ungeheuren Massen von Fliegen, die sich gern auf den Waren niederlassen. Doch sollte man sich dafür um so besser die Grünkramverkäuferinnen ansehen, denn diese sind neben den Zigarrenarbeiterinnen die von den Behörden am meisten gefürchteten weiblichen Wesen, weil sie bei allen öffentlichen Ruhestörungen, namentlich bei den Steuerkonflikten, die infolge jeder geringsten Erhöhung der städtischen Abgaben für Marktwaren oder neuen Bestimmungen über den Marktverkehr sehr häufig vorkommen, stets in vorderster Reihe stehen.

Auf den Trödelmärkten, unter denen der Rastro Madrids der klassische Typus ist, findet man viele Zeugen geschwundener Größe und ehemaligen Reichtums, und unter dem unendlich vielen Schund auch oft recht wertvolle und interessante Gegenstände. Noch mehr lernt man die Schäden des Scheinlebens, das in den mittleren und höheren Gesellschaftsschichten geführt wird, in den Leihhäusern kennen, wo sich namentlich für den Ausländer

eine gute Gelegenheit zum Erwerb vieler schöner Schmucksachen bietet. Vor dem Karneval und nach allen großen Festen, namentlich auch nach der Rückkehr aus der Sommerfrische, sind die Räume der Leihhäuser kaum imstande, die Massen aufzunehmen, die dann dort für kleine Geldsummen hingegeben werden.

Eine der wohlthätigsten Einrichtungen ist für Spanien die der Findelhäuser, unter denen das große, 1572 in Madrid gegründete wahrhaft muster-gültig ist. Durchschnittlich werden der Drehlade der Madrider Inclusa, über der der Spruch steht: „Verlassen von meinen Eltern, nimmt die Barmherzigkeit mich auf“, jährlich über 1400 Kinder übergeben, die von



Neue Photogr. Gesellsch.

Verkäufer von Töpferwaren.

den diesem Wohlfahrtsdienste sich widmenden Schwestern auf das sorgfältigste gepflegt, erzogen und für praktische Lebensberufe besser vorbereitet werden, als es in irgendwelchen staatlichen oder privaten Erziehungsanstalten geschieht. Ein großer Stab von Ärzten und von männlichen und weiblichen Bediensteten sorgt für die vorzügliche Leitung und Ordnung dieses Instituts, das durchschnittlich 5000 Findlinge in sich birgt und das in der Hauptsache durch milde Stiftungen über drei Jahrhunderte hindurch erhalten worden ist und mit geringer Staatsunterstützung weiter erhalten wird. —

Abends kann man, wenn man Glück hat, in einsameren Stadtgegenden gelegentlich noch einmal ein Ständchen hören, das irgend eine kleine Estudiantina der Geliebten eines ihrer Mitglieder bringt; das ist aber auch die Zeit für die heimlichen Gittergespräche junger Liebender, die froh sein müssen, wenn sie einander durch die schweren Eisengitter der Fenster hindurch sprechen oder vielleicht die Hände drücken können. Die serenos, die Nachtwächter, tun ihr möglichstes, diese Heimlichkeiten nicht zu stören, wie verantwortlich auch sonst ihr schweres Amt, namentlich im Süden Spaniens, ist.

Kehren wir nach solchen Streifzügen dann in unser Hotel zurück, so erfreuen wir uns nach dem lärmenden Treiben, das in den Straßen herrscht, gern der Annehmlichkeiten, die es bietet. Denn das spanische Hotel ist im allgemeinen besser als sein Ruf. Wenn man nicht übertriebene Forderungen stellt, so ist man in den ersten Hotels der spanischen Hauptstädte sehr gut aufgehoben, namentlich im Süden, wo die schönen, mit Säulenhallen umgebenen und mit Tropenpflanzen geschmückten inneren Höfe zu angenehmer, beschaulicher Ruhe einladen. Will man freilich das Volksleben kennen lernen, so muß man die Hotels zweiten und dritten Ranges oder wohl gar eine Casa de huéspedes (Logierhaus) aufsuchen. Hier muß man jedoch auf jeden europäischen Komfort verzichten und auch seine Anforderungen bezüglich des Essens möglichst niedrig stellen, auch ist es in diesen Logierhäusern selbstverständlich erforderlich, Spanisch sprechen zu können, was in den erstklassigen Hotels nicht nötig ist.

Das Verkehrswesen ist ebenfalls sehr schlecht beleumundet — und nicht ganz ohne Grund. Die Eisenbahnen entsprechen wenig den hohen Anforderungen des verwöhnten Ausländers, und nur die ein- bis höchstens zweimal wöchentlich auf den Hauptlinien laufenden Luxuszüge haben Einrichtungen, die denen der andern Kulturländer einigermaßen vergleichbar sind. Da die Eisenbahnen nicht staatlich, sondern im Besitz von Privat-

gesellschaften sind, so sind sie und ihre Einrichtungen auch sehr verschiedenartig, und ganz abgesehen davon, daß von Pünktlichkeit, mit Ausnahme der Hauptlinien, keine Rede ist, so besteht auch gar kein zweckmäßiges Zusammenwirken der verschiedenen Gesellschaften. Bei häufigem Wagenwechsel muß man auch sorgfältig selbst darauf achten, daß das Gepäck immer richtig weiterbefördert wird, und hinsichtlich der Anschlüsse macht man die seltsamsten und unangenehmsten Erfahrungen, so daß man oft viele Stunden, ja einen ganzen Tag warten muß, bis man seine Reise fortsetzen kann. Im allgemeinen wird sehr langsam gefahren, und da zahlreiche Linien nur eingleisig und aus dem billigsten und schlechtesten Material hergestellt sind, so ist man häufigen Störungen und Entgleisungen ausgesetzt. Die Wagen sind meist veraltet, schlecht und nicht sehr sauber, wozu überall, namentlich im Süden, der furchtbare Staub kommt, der durch die schlecht schließenden Fenster massenhaft eindringt; dabei sind die Wagen selten ausreichend und daher überfüllt.

Der Schalterverkehr ist vor allem unangenehm, da es den Beamten an Umsicht, Eifer und Schnelligkeit gebricht, und bei der großen Menge von Reisenden, die sich um den einen Schalter drängen, der eine Beamte kaum imstande ist, allen Anforderungen zu genügen, so daß man oft mit dem betreffenden Zuge nicht mitfahren kann.

Da die Sicherheit im Lande viel zu wünschen übrig läßt, so sind die Züge durchweg von Zivilgardisten begleitet, die allerdings großen Schutz gewähren.

Das Eisenbahnnetz Spaniens ist noch wenig ausgebreitet, und wo es aufhört, da muß man sich, wenn man nicht ein Pferd oder Maultier zur Verfügung hat, der Diligencen bedienen. Mit diesen zu reisen, ist nun zwar recht interessant, da man Land und Leute dabei gründlich kennen lernt, aber sehr unbequem, da die Wagen meist überfüllt sind. Sie sind je nach der Größe und nach dem Terrain, durch das der Weg geht, mit 6—12 Maultieren und 1—2 Leitpferden bespannt und fahren sehr rasch. Der Kutscher, der Mayoral, hat zu seiner Unterstützung noch einen jugendlichen Gehilfen, den Zagal, der namentlich dazu angestellt ist, die lässigen Tiere anzuspornen. Denn, wenn dies auch seitens des Mayoral schon nachdrücklich genug geschieht, der jedes Tier bei dem Namen ruft, mit seiner langen Peitsche geschickt nachhilft und sich hierzu gelegentlich auch noch kleiner Steine bedient, mit denen er mit fast unfehlbarer Sicherheit das Tier trifft, dem die Aufmunterung zugebracht ist,

so ist es zuweilen doch noch erforderlich, es zu der gewünschten raschen Gangart anzuspornen, und dazu springt der Zagal sehr oft ab, um das betreffende Tier unter entsprechendem Geschrei mit einer kurzen Peitsche oder einem Stock tüchtig zu bearbeiten.

Das Reisen in der Diligence ist sehr amüsant, wenn man einen Platz in der offenen Berlina hinter dem Mayoral bekommen kann, obgleich man da zu vieren sehr gedrängt sitzt, und wenn man den Staub, Zug und Wind nicht scheut. Am gründlichsten natürlich lernt man das Land kennen, wenn man es zu Pferde oder Maultier bereist, da große, höchst interessante und schöne Gebiete auf andre Weise nicht zugänglich sind. Freilich ist man dabei, in Andalusien hauptsächlich, manchen Gefahren ausgesetzt, wengleich die Unsicherheit nicht mehr so groß ist wie früher und die Behörden so viel als möglich tun, sie zu vermindern.

Der postalische Brief- und Gepäckverkehr Spaniens läßt noch sehr viel zu wünschen. Postlagernde Briefe pünktlich zu erhalten, ist bei der mangelhaften Ausbildung der Beamten schwierig und umständlich; vollends ist dies mit eingeschriebenen Sendungen der Fall, da hierfür Bürgschaft durch der Post bekannte Personen erforderlich ist. Selbst das Absenden der Briefe ist nicht leicht, solange man nicht genau mit allen bezüglichen Einrichtungen und Vorschriften bekannt ist. So bekommt man die Marken nur in dem Estanco, der staatlichen Verkaufsstelle, die Höhe der erforderlichen Frankatur aber muß man auf dem Postamt feststellen lassen. Auf dem Telegraphenamte ist es ebenfalls so umständlich. Hier muß man erst durch einen Beamten den Preis für die Depesche feststellen lassen, dann muß man vom Estanco die Marken holen, die darauf von dem Telegraphenbeamten aufgeklebt und durchlocht werden. Dabei ist es gut, größere Auslandsdepeschen immer einschreiben zu lassen.

In Spanien hat eben die Zeit noch keinen hohen Wert, sonst würde sie nicht durch Umständlichkeiten und Förmlichkeiten so nutzlos vergeudet werden, wie es vielfach selbst im amtlichen Verkehr geschieht, und das gesamte Verkehrswesen würde völlige Umgestaltung erfahren.

14. Vergnügungen.

So ernst und gemessen der Spanier seiner Naturanlage nach ist, so große Freude hat er doch am Vergnügen, und er läßt sich keine Gelegenheit dazu entgehen.

Panem et circenses, Brot und Zirkusspiele, begehrt hier jeder, entbehrt das erstere leichter als die letzteren, und wenn er die Zirkusspiele nicht immer haben kann, so begnügt er sich mit andern Zerstreuungen, mit jeder Art von Festen, mit Musik, Gesang, Tanz, Spiel und Theater.

Die häufigsten Feste sind die kirchlichen. Die zahllosen Heiligen der spanischen Staatskirche bieten die reichste Gelegenheit zur Veranstaltung von Feierlichkeiten, die sich außerhalb der Kirchen fortsetzen in Prozessionen einerseits, in profanen Belustigungen andererseits.

Die großen Feste sind in dem Kapitel über die kirchlichen Verhältnisse schon behandelt worden. Beispielsweise sei hier noch erinnert an das am 17. Januar gefeierte Fest des heiligen Antonius, des Beschützers verschiedener Arten von Haustieren, als Rindern, Pferden, Eseln und Maultieren. An dem genannten Tage kommen die Bauern aus der Nachbarschaft Madrids mit ihren im letzten Jahr geborenen Tieren nach der in der Hortalezastraße gelegenen Kirche des heiligen Antonio, an dessen Portal ein Geistlicher die Tiere mit Weihwasser besprengt und nach den hierfür vorgeschriebenen Ritusformen segnet. Ist dieser kirchliche Akt vollzogen, so begeben sich die Bauern, nachdem sie das geweihte Vieh durch ihre Bediensteten nach Hause geschickt haben, in die benachbarten Weinkneipen, in denen es dann sehr laut und hoch hergeht.

Den meisten solcher kirchlichen Feste folgt aber nicht nur irgendwelche profane Veranstaltung, sondern es geht ihnen auch gewöhnlich eine sogenannte Verbena, eine Art Kirmeß, voran, die je nach der Bedeutung des Heiligen mehr oder minder großen Umfang annimmt. Das

bei weitem großartigste derartige Fest ist die Romería de San Isidro, die Pilgerfahrt zum Schutzheiligen von Madrid, dem heiligen Isidro. Da dieses typisch für alle Feste dieser Art in Spanien ist, und da sich an ihm alle, auch die höchsten Kreise der Hauptstadt beteiligen, es zugleich das größte Volksfest ist, so möge hier eine eingehendere Beschreibung desselben folgen.

Um den ersten Mai jedes Jahres verkünden mächtige Plakate in allen Teilen Spaniens die frohe Botschaft von der Liebenswürdigkeit der Eisenbahndirektionen, Extrazüge zu ausnahmsweise geringen Fahrpreisen für diejenigen einrichten zu wollen, die die Pilgerfahrt zum Heiligtum des Schutzheiligen der gekrönten Hauptstadt Madrid zu unternehmen geneigt sind. Tausende von Kleinstädtern und Landleuten benutzen diese ihnen gebotene günstige Gelegenheit, die Residenz zu besuchen, dem heiligen Isidro ihre Huldigungen darzubringen und sich ein paar Tage auf dem lustigen, seit Jahrhunderten berühmten Pilgerfeste auf der „Wiese des Heiligen Isidro“ zu amüsieren. Mancher dieser fröhlichen Pilger kehrt allerdings schweren Herzens von da heim, denn die Pilgerfahrt kostet ihm das Doppelte oder Dreifache von dem, was er dafür anwenden wollte, wenn er nicht gar das Opfer eines der zahllosen Bauernfänger wurde, die die Romería de San Isidro in der ergiebigsten Weise ausbeuten, indem sie den unerfahrenen, gutmütigen und leichtgläubigen Kleinstädtern und Bauern ihre vollen Geldkatzen auf die eine oder die andre Weise abnehmen. Mancher verlor dort auch einen nahen Verwandten in einer der zahllosen Messeraffären, die leider das Fest des heiligen Isidro charakterisieren.

Mit dem 12., 13. Mai fangen die Straßen von Madrid an, einen von dem gewöhnlichen abweichenden Charakter anzunehmen, denn dann treffen die Extrazüge ein, die aus den Provinzen, ja selbst aus dem tiefsten Süden Andalusiens die Pilger nach der Hauptstadt bringen. Die geschnürten hellbraunen, ledernen Beinschienen, die engen Kniehosen, die kurzen, mit großen, aus Silbermünzen gefertigten Knöpfen besetzten Jacken aus feinem Tuche, die schöne Faja (Leibbinde), in der sich gewöhnlich die Geldvorräte befinden, die sauberen, mit Krausen besetzten oder gestickten weißen Hemden bekunden den wohlhabenden kastilischen Bauer. Das seidene, bunte Kopftuch, das meist den Hut ersetzt, verrät, selbst wenn es nicht das sichere selbstbewußte Auftreten seines Trägers tut, den störrischen, stolzen Aragonesen. Die weiten, bis an das Knie reichenden Pluderhosen aus dunklem Tuche, die eigentümliche Form seines weichen

Filzhutes geben den echten Nachkommen des alten germanischen Stammes der Sueven, den Maragato aus der Provinz Leon zu erkennen, der es als eine Sünde betrachtet, sich mit einer andern als mit einer Maragata zu verheiraten, und dem die Erhaltung der Reinheit seines Stammes über alles geht. Der kokette schwarze Samthut genügt, um uns zu sagen, daß sein Träger aus dem Südosten, aus Valencia oder Andalusien stammt, wenn es uns nicht das Ganze seiner Erscheinung, die reiche, bunte Tracht, die Gesichtszüge, die Hautfarbe, verraten.



Straßenbäcker.

Neue Photogr. Gesellsch.

Auch die Frauen haben sich auf das schönste ausgeputzt. Die schweren, weitabstehenden Kleider aus dunklem Tuch oder ähnlichem Stoff kennzeichnen die kastilische Bäuerin, die ihren Kopf gewöhnlich mit einem dunklen Tuche bedeckt, das unter dem Kinn zusammengebunden ist. Das bunte leichte Kattunkleid läßt schließen, daß seine Trägerin Valencianerin oder Murcianerin ist, während die künstliche Anordnung des rabenschwarzen, mit einer Nelke gezierten Haares, das Schleppkleid, das gestickte große Umhängetuch die Andalusierin erkennen lassen.

Der Glanz der Läden in den Hauptstraßen der Stadt, das rege Leben daselbst ziehen die Provinzialen natürlich an, doch schließt der spanische

Volkscharakter jede laute Äußerung des Erstaunens aus. Sehr kennzeichnend ist auch der Verkehr dieser Leute mit den höheren Ständen. Für Rangunterschiede haben sie kein Verständnis, und wenn sie, wie sich das schickt, ihre Abgeordneten in den Cortes oder einen Granden ihrer Nachbarschaft, ihrer Heimat, in seinem Hotel oder Hause besuchen, so behandeln sie ihn wie ihresgleichen, und es wird keinem dieser hohen Herren einfallen, sich abweisend zu verhalten. Der demokratische Grundzug im spanischen Nationalcharakter und die Lehre der spanischen Kirche schließen den Ständestolz vollkommen aus. Das gilt nicht nur für den Verkehr der Männer, sondern auch der Frauen untereinander. Der Servilismus ist durchaus unbekannt, und selbst die vornehmste Dame findet nichts Unpassendes darin, sich in der Kirche oder auf offener Straße in freundschaftlicher Weise und unter Händeschütteln mit einer ärmlichen Bäuerin, ihrer alten Amme oder ihrem früheren Dienstmädchen zu unterhalten. Bei aller Verehrung gelten dem spanischen Landmann auch der König, die Königin, die Infantinnen nur als Menschen, und ein Glied des Hofes würde sich viel vergeben, wenn es die dargebotene rauhe Hand des Bauern oder der Bäuerin zurückweisen wollte.

Der 15. Mai war in alten Zeiten der Tag, an dem alle Madrider und alle Bewohner der Umgegend zu der kleinen Eremitage oder Kapelle pilgerten, die dem heiligen Isidro angesichts der Stadt, von ihr durch den Manzanares getrennt, errichtet worden war. Dort auf der Höhe des rechten Ufers dieses wasserarmen Flübchens, das so vielen Dichtern des In- und Auslandes zum Spott gedient hat, war der Schauplatz der Tätigkeit des Ackerknechtes Isidro, der im Dienste eines vornehmen Madrider Herrn Juan de Vargas die Felder des letztern bebaute und jene Wunder verrichtete, die ihm die Verehrung der Madrider zuwendeten und ihn der Heiligsprechung durch Papst Paul V. im Jahre 1619 würdig machten.

Isidro war als Sohn eines armen Bauern 1082 geboren und schon in seiner Jugend durch Gottesfurcht ausgezeichnet. Das Vorbild des heiligen Isidoro von Sevilla erweckte in ihm den Wunsch, auch Heiliger zu werden, und indem er seine Arbeit vernachlässigte, lag er religiösen Übungen in den Hauptkirchen Madrids ob. Das wurde seinem Herrn jedoch verraten, und dieser begab sich einst auf sein Feld, um seinen Knecht der Faulheit zu überführen und gebührend zu strafen. Wie erstaunt war er, als er dorthin kam, wo jetzt die Kapelle des Heiligen steht, statt seines Knechtes einen Engel Gottes zu finden, der mit zwei leuchtenden Rindern das Feld bestellte. Gern gewährte er nun seinem

Knechte alle Zeit für seine religiösen Übungen, nachdem er sich durch den Augenschein überzeugt hatte, welcher Gunst sich Isidro bei Gott erfreute. Als Juan ein anderes Mal sein Feld besuchte, empfand er plötzlich großen Durst und forschte vergebens nach einer Quelle, um ihn daraus zu stillen. Sein Knecht Isidro ergriff darob die Hacke und schlug mit ihr auf den Felsen — und die Folge war das Erscheinen eines Quells, der bis auf den heutigen Tag rinnt und laut der Tradition von mehr als 800 Jahren und der Inschrift über ihm das Fieber aller derjenigen heilt, die voll frommen Glaubens aus ihm trinken. Diese Quelle befindet sich neben der Eremitage, und wer das San Isidrofest besucht, muß aus ihr trinken. Die aus der Ferne herbeikommen, nehmen auch wohl Wasser aus dem wundertätigen Quell in ihre Heimat mit, und seit uralten Zeiten wurden zu diesem Zweck auf der Festwiese in ungeheuren Massen jene porösen weißen Tongefäße verkauft, die für den Süden erforderlich sind, um das Trinkwasser in der Sommerhitze stets frisch und kühl zu erhalten. In den Luftzug gestellt, erfüllen sie ihren Zweck gerade so, wie es der Zusatz von Eisstücken zum Wasser sonst nur tun kann.

Jetzt dienen diese in die denkbar verschiedenartigsten Gestalten gebrachten Tonkrüge allerdings nicht mehr ausschließlich — meist überhaupt nicht mehr — der Aufnahme des wundertätigen Quellwassers. Dafür versieht sich aber jede Madrider Hausfrau auf dieser zur Feria (Jahrmarkt) gewordenen lustigen Romería mit den für ihren Haushalt im nächsten Jahr notwendigen Tongefäßen.

Schon am 14. Mai wird dieser Jahrmarkt eröffnet, und Hunderte von eleganten Kutschen bringen an diesem Tage die Mitglieder der höchsten Kreise Madrids nach der eine halbe Stunde entfernten Festwiese, die sich von den Ufern des Manzanares bis auf die von der Kapelle des Heiligen und einer großen Zahl von Kirchhöfen eingenommenen Höhen erstreckt.

Hunderte von Zelten, die von zahllosen Wagen aller Art und von Tausenden von Fußgängern belebten Straßen bezeichnen schon aus der Ferne den Ort des Festplatzes, von dem ein unbestimmtes Geräusch herüberdringt, wie es das Leben eines vielbesuchten Jahrmarktes nur erzeugen kann.

Der 15. Mai ist aber der eigentliche Festtag, und auf ihn beschränkte sich ehemals die Romería, die jedoch naturgemäß, wie in tausend andern Fällen, zum Jahrmarkt wurde, der nun meist acht, bei schönem Wetter

vierzehn Tage dauert, und das größte Fest der lebenslustigen Madrider ist, die zwar nicht versäumen, dem Heiligen ihr Scherflein darzubringen, denen aber in der Hauptsache das San Isidrofest nur als eine willkommene Zeit ausgelassenster Fröhlichkeit gilt, zugleich auch eine der Hauptsehenswürdigkeiten der Hauptstadt für die fremden Touristen bildet; ist doch Madrid um diese Jahreszeit überhaupt am angenehmsten für die Ausländer.

Früh morgens schon ziehen die Madrider während dieser Zeit „mit Sack und Pack“, „mit Kind und Kegel“ auf die Festwiese hinaus und bleiben bis in die Nacht hinein draußen, indem sie, im Freien gelagert oder in den primitiven Restaurationszelten der Pradera die EBvorräte verzehren und die weingefüllten „botas“ kreisen lassen, die von uralten Zeiten her überlieferten, meist aus Ziegenbälgen hergestellten kleinen Weinschläuche, deren Inhalt man sich mittels Federspulen, die durch den das Mundstück verschließenden Kork hindurchgehen, aus Entfernung der Armeslänge in den Mund fließen läßt. Es ist eine Trinkweise, die erst sorgfältig erlernt werden muß, da der ungeübte das wenigste in den Mund, das meiste hingegen in das Gesicht und auf die ganze Kleidung bekommt.

Welch eine wichtige Rolle spielte San Isidro früher im Leben der Madrider! Zum Teil auch noch heute, obgleich der moderne Zeitgeist mit zahlreichen der mit dem Fest verbundenen alten Gebräuche ein Ende gemacht hat. Immer aber ist die Romería und Feria des San Isidro für die Madrider auch noch der eigentliche Brautmarkt, wie ihn die meisten Städte Spaniens im Anschluß an eines oder das andre ihrer Hauptfeste besitzen. Die meisten Verlobungen, die überhaupt vorkommen, werden am 15. Mai auf der Pradera des Stadtheiligen abgeschlossen. Jeder novio (Bräutigam) schenkt alsdann seiner novia (Braut) eine Kleinigkeit, die er auf der Romería gekauft und womöglich in der Eremitage hat weihen lassen. Hauptsächlich bestehen diese Geschenke, denen symbolische Bedeutung beigemessen wird, in Schmuckkrügen mit künstlichen Blumen, in Pfeifen, die in zahllosen Buden verkauft werden, auf denen ein ohrzerreißender Lärm verübt wird, wie ja ein Höllenlärm und abends das Abschießen von Raketen und andern kleinen explosiven Körpern, das Abbrennen von Feuerwerk notwendigerweise zu jeder Verbena, Feria und allen andern Volksfesten gehört.

Doch begeben wir uns nun selbst auf die Pilgerfahrt.

Hunderte von zwei- und vierrädrigen Wagen, von denen manche mit acht und zehn schön aufgeschirrten Maultieren bespannt sind, ver-

mitteln den Verkehr zwischen der Stadt und der Wiese des Heiligen. Überall ertönen die gellenden Schreie, durch die zur Mitfahrt aufgefordert wird: „Al Santo!“ sowie an den Sonntagen, wenn Stiergefechte stattfinden, gerufen wird: „A la Plaza!“ (zur Arena, zum Stiergefecht).

In rasender Eile jagen wir auf einem dieser Wagen durch die engen, schlecht gepflasterten Straßen der Altstadt; dann zum Toledotore hinaus und um die Wette mit andern Wagen auf der breiten toledanischen Heerstraße nach dem Manzanares hinunter, den wir auf der berühmten massiven Steinbrücke passieren. An ihrem Ende verlassen wir nach der Tortur dieser in drangvoll fürchterlicher Enge, auf dem entsetzlichen, vor einem oder mehreren Jahrhunderten hergestellten Pflaster vollzogenen Fahrt den Wagen, der nun langsamer auf einem allmählich ansteigenden Wege zu den städtischen Kirchhöfen und der Eremitage hinauffährt, um am Ufer des beinahe trockenen Flusses, der ja eigentlich nur den Wäscherinnen der Hauptstadt zur Reinigung der ihnen anvertrauten und schrecklich behandelten Wäschestücke dient, direkt auf die unteren Wiesenpläne zu gehen. Familien- und gruppenweise sind hier wie auf der ganzen Pradera die großen Menschenmassen gelagert, die sich teils mit Gesellschaftsspielen belustigen, teils durch Essen und Trinken zu neuen Vergnügungen stärken. An den vereinzelt stehenden Buden werden die schönen Tongefäße und die berühmten Glaspfeifen, Figuren des Heiligen und seiner beiden Rinder, feilgeboten. In Restaurationszelten werden die beliebtesten Speisen und Getränke des Volkes verkauft; im Freien stehen über offenen Feuern die riesigen Schmalzkessel, in denen die ausgezeichneten buñuelos, kleine Kranzkuchen, hergestellt werden; zahllose Wasser-, Limonaden- und Milchverkäufer durchziehen mit ihren Gestellen das Feld. Wo eine Gitarre oder Bandurria erklingt, da treten die Nächststehenden rasch zum Tanze zusammen, und es dauert nur wenige Minuten, so hat das Beispiel gewirkt, und fünfzig, hundert Personen bewegen sich nach dem einfachen Rhythmus des Musikstücks in jenen menuettartigen Pas, die die spanischen Volkstänze charakterisieren. Denn glücklicherweise hängt man im Volke noch sehr an den graziösen Volkstänzen und verachtet, als das Anstandsgefühl schwer verletzend, die von den höheren Ständen angenommenen modernen Tänze des Auslandes, wie Walzer, Galopp, Polka etc. Alt und Jung beteiligen sich an diesen Tänzen in buntem Durcheinander mit dem Ernst einerseits und der leidenschaftlichen Glut andererseits, wie sie das an Gegensätzen so reiche Naturell des Spaniers in sich vereint.

Zahlreiche Karussells und große Schaukeln bieten das Hauptvergnügen der Pradera für ihre Besucher dar, soweit diese den niederen Ständen angehören. Eine Menge Schaubuden, in denen Blutszenen und romantische Geschichten bildlich dargestellt oder Wundergestalten gezeigt werden, wie Riesen, Zwerge, wilde Tiere etc., erfreuen sich lebhaftesten Zuspruchs.

Nur langsam können wir uns durch die ungeheuren Massen durchdrängen, bis wir zu der Quelle und der Eremitage des Heiligen gelangen, in deren Nähe sich die Polizeizelte und einige bessere Restaurationen



Neue Photogr. Gesellsch.

Verkäufer von Töpferwaren.

und Verkaufsstätten von Kokosnüssen, Südfrüchten, rosquillas und anderm süßen Gebäck, Limonaden und Milch befinden.

In der Vorhalle der Kapelle, die zugleich als solche für den angrenzenden großen San-Isidro-Kirchhof dient, werden Bilder und Medaillen zur Erinnerung an den Heiligen und sein Fest verkauft. Das Innere ist gedrängt voll von Passanten, die nach kurzem Gebet an den Hochaltar herantreten, dort eine Monstranz küssen, die der Priester ihnen darreicht, und dann nach Spendung einer kleinen Gabe, für die ein Bildchen des Heiligen verabfolgt wird, wiederum das kleine Gotteshaus verlassen, in das in dieser Festzeit täglich durchschnittlich mindestens 15- bis 20 000 Menschen eintreten.

Höher hinauf finden wir immer noch mehr Restaurationszelte und Gruppen von Personen, die sich auf dem Boden gelagert haben und angesichts Madrids, dessen Königsschloß sich hier besonders schön präsentiert, bald tanzen, bald spielen, bald essen — vielleicht selbst unter ihren Mantas und Capas dort übernachten, um am folgenden Morgen sich wieder mit neuen Kräften dem Vergnügen hinzugeben.

Besonders lebhaft ist das Treiben auf der Romería abends und nachts, und dann müssen die zahlreichen Polizisten alle Kräfte aufbieten, um die Ruhe zu erhalten. Trotz ihrer Wachsamkeit aber ist die Zahl der Messeraffären täglich eine sehr bedeutende, und oft genug endet ein solcher um nichts begonnener Streit mit dem Tode eines der Gegner, die,

von Wein erhitzt, erst durch das Blut ernüchtert werden, das den Wunden entströmt, die die Klappmesser verursachten.

Die Pradera des Heiligen und ihre ländliche Nachbarschaft ist übrigens auch ein für den Austrag der in den höheren Kreisen der Gesellschaft so häufig vorkommenden Duelle besonders gern gewählter Ort. Die Duelle sind ja eigentlich streng verboten, und alle Teilnehmer, Kartellträger, Sekundanten und Ärzte, setzen sich schweren Strafen aus, aber trotzdem kommen sie, hauptsächlich in den politischen Kreisen, zwischen Cortesmitgliedern, höheren Offizieren und Zivilisten sehr häufig vor. Sind sie durch die dann eröffneten Ausgleichsverhandlungen nicht beizulegen, so muß die Abwicklung der Angelegenheit möglichst geheim vor sich gehen, und dazu eignet sich die für gewöhnlich vorherrschende Einsamkeit der oberen Wiese des Heiligen sehr gut. Meist verlaufen dergleichen Duelle sehr glimpflich, da ernste Verletzungen wegen der unangenehmen gesetzlichen Folgen tunlichst vermieden werden, und die Zeitungen berichten dann nachher, nachdem sie tagelang Andeutungen über den Streitfall und die Verhandlungen gemacht haben, schließlich: Herr N. N. hat sich zufällig bei Untersuchung eines Florets oder einer Pistole etc. in seiner Wohnung oder im Fechtsalon oder auf der Jagd, da und da eine unerhebliche Verletzung zugezogen! Die Zusammenstöße bei der Romería sind allerdings nicht so harmlos, denn, wenn einmal „das Messer klappt“ — und das große Klappmesser ist der stete Begleiter jedes Mannes aus dem Volke — dann sind die Verwundungen auch in den meisten Fällen tödlich.

Unter den Festen profanen Charakters eröffnet das Neujahrsfest die Reihe. Dieses hat jedoch in Spanien nicht annähernd die Bedeutung, die es in Deutschland hat. Es bildet ein einzelnes Glied in der großen Kette von Festen, die sich vom 23. Dezember bis zum 6. Januar, dem Fest der drei Könige erstreckt. Man beglückwünscht sich dabei wohl zum neuen Jahre, feiert den Eingang mit Essen und Trinken, vor allem aber ist es das große Fest für alle diejenigen, die sich zur Erhebung von Trinkgeldern berechtigt glauben, und deren Zahl ist noch sehr viel größer als bei uns; beansprucht doch selbst der Revierpolizist seinen Tribut.

Kurz vor dem 1. Januar, am 28. Dezember, wird ein Fest gefeiert, das ursprünglich kirchlichen Charakters war, denn es ist das der Inocentes, der unschuldigen Kindlein. Da inocente aber nicht bloß unschuldig, sondern auch dumm, töricht bedeutet, so ist es das Fest der Dummen geworden, das Fest der Scherze und vertritt in dieser Hinsicht

unsern 1. April. Vor allem muß man sich an diesem Tage hüten, irgendwelche Geschäfte abzuschließen, denn dem alten Volksgebrauch gemäß hat keines derselben Gültigkeit. Wer Geld ausleiht gegen noch so große Sicherheiten und auf Grund schriftlichen Vertrages ist in den meisten Fällen „der Dumme“, denn er bekommt es nicht wieder.

Der Geburtstag wird in Spanien selten gefeiert, dafür aber der Namenstag, und einige Namenstage sind sogar zu allgemeinen Festtagen geworden, weil die Zahl der den gleichen Vornamen führenden so sehr groß ist. Das gilt zum Beispiel von dem Namenstag des heiligen Joseph. Jeder dritte oder vierte Mensch heißt José, und auch der weibliche Name Josefa ist sehr verbreitet. Im gewöhnlichen Verkehr wendet man dafür aber immer die Namen Pepe und Pepa an. Dieser Namenstag wird nun im Valencianischen namentlich, wo er besonders gebräuchlich ist, in ganz eigenartiger Weise gefeiert. In jedem Hause, wo ein Pepe oder eine Pepa vorhanden, wird der Namenstag ohnehin durch Geschenke, Festlichkeiten, wie bei uns jeder Geburtstag, gefeiert, hauptsächlich durch die Herstellung von sehr viel Kuchen aller Art. Die Kneipen ferner werden mit Lorbeerbäumen versehen. Musikbanden durchziehen von morgens bis abends die Straßen, die Glocken werden morgens geläutet, und der Tag wird durch Kanonensalven begrüßt. Auf den öffentlichen Plätzen ferner werden Schaubuden errichtet, in denen eine Art Marionettenaufführungen stattfindet, die dem Zwecke dienen, alles zu geißeln, was im öffentlichen Leben wie im privaten angesehener Familien des betreffenden Stadtdistrikts im Laufe des Jahres die Aufmerksamkeit besonders erregt hat. Die Buden sind auch rings herum besteckt mit kleinen satirischen Dichtungen, deren Spott sich gegen alles richtet, was zur Kenntnis der Volkschronisten gekommen ist. Abends werden dann überall die „falles de St. Jusep“ veranstaltet, die Kinder haben seit lange für diesen Zweck alles Brennbares gesammelt, und das wird nun zu Scheiterhaufen geformt, auf deren Spitze eine rohe Puppe gesetzt wird, und unter Raketen und Petardengeknatter, sowie unter allgemeinem Lärmen — das ja zu jedem Fest gehört — verbrannt. Es ist eine Art Frühlingsfest, das sich dann am Johannistage, dem Fest des Sommersolstitiums, in etwas anderer Art, aber auch unter Abbrennen von Scheiterhaufen, durch die man hindurchspringen muß, ohne sich zu verletzen, vollzieht.

Mit vielen kirchlichen wie profanen Festen sind auch die Aufzüge verbunden, bei denen die durch Stangen hergestellten, oft bis sechs und mehr Meter hohen, schön aufgeputzten Figuren und daneben in ähnlicher

Weise gemachte Zwerge erscheinen, die während der Prozession auch öfters aus der schreitenden in eine der begleitenden Musik entsprechende tanzende Bewegung versetzt werden. Diese „Gigantes y cabezudos“ sind besondere Lieblinge der Kinder und der großen Masse des Volks.

Eines der Hauptfeste ist nun ferner der Karneval.

Wenn dieser zwar seinen einstigen äußeren Glanz und seine frühere Bedeutung zum großen Teil eingebüßt hat, so gehören die Wochen, die ihm vorangehen mit ihren ununterbrochenen Festen und Gesellschaften, doch für alle Gesellschafts- und Volkskreise zu den geschätztesten des ganzen Jahres.

Die Fastnachtsscherze, Umzüge und öffentlichen Vergnügungen sind heute nur noch abgeblaßte Schattenbilder von dem, was sie früher waren, sie vermögen nur noch auf die niedrigsten Schichten der Bevölkerung einen Reiz auszuüben, und werden von diesen getragen. Die höheren Gesellschaftskreise haben sich allmählich von den Belustigungen der Straße ganz abgewandt, blicken mit Verachtung auf sie und mögen ihnen nicht einmal mehr als Zuschauer beiwohnen, geschweige denn sich daran beteiligen. Die Freude an dem „Mummenschanz“ ist ihnen darum aber nicht verloren gegangen, sie huldigen demselben vielmehr in stetig steigendem Maße innerhalb ihrer glänzenden Salons. Prinz Karneval hat sich von der Straße in die Häuser, in die Theater zurückgezogen und läßt sich hier länger als einen Monat huldigen, während er ehemals seine Narrengeißel nur wenige Tage hindurch über die Menschheit schwingen durfte. Die Maskenbälle kommen mit jedem Jahre mehr in Aufnahme, und man kann auch sonst deutlich die Veränderung wahrnehmen, die der spanische Karneval im Laufe der letzten Jahrzehnte erfahren hat. Er ist nicht mehr derselbe wie früher, er scheint sich in zwei vollkommen voneinander unterschiedene Gestalten geteilt zu haben. Der alte Demokrat, der mit seinem Narrenzepter für kurze Zeit alle Menschen einander gleich machte, erscheint jetzt als eleganter Stutzer, behängt mit Orden und Schmucksachen und gekleidet in die kostbarsten Stoffe, in den Salons der Vornehmen und Reichen — um gleich darauf als zynischer, frecher Geselle durch seine geistlosen Späße die Leidenschaften der niedrigsten Klassen der Bevölkerung zu entfesseln. Einst war der Karneval in Spanien der lustige Berater der Könige und ihrer Minister, durfte sich erlauben, ihnen den Willen und die Wünsche des Volkes einmal im Jahr wenigstens ohne Umschweife auszusprechen, wenn dies nottat; heute

gefällt er sich im Flüstern verblümter Zweideutigkeiten in den Salons und in der Äußerung rohester Scherze bei dem Volke.

Daß der spanische Karneval, und der Madrider im besondern, ein anderer geworden ist, das weiß und empfindet er selbst. Wenn die Minister sich wirklich herablassen wollten, sich wieder an den drei Fastnachtstagen auf der Promenade zu zeigen, so würde der Narrenfürst es heute überhaupt gar nicht mehr wagen, sich, wie ehemals, in die Karosse eines dieser Mächtigen zu schwingen und ihm seine politischen Sünden und Vergehen vorzuhalten, denn die Polizei würde ihm das Narrenzepter schnell aus der Hand schlagen und ihn hinter Schloß und Riegel bringen. Was für Freiheiten konnte er sich noch unter der Herrschaft der spanischen Tugendrose Isabella II. gegenüber den Mitgliedern des königlichen Hauses erlauben! Freilich hätte er damals nicht entfernt gedacht, was er jetzt, ohne unschickliches darin zu finden, laut und offen ausspricht. In den Provinzialstädten hat der Karneval allerdings noch einiges von seinem früheren Wesen bewahrt; Madrid aber hat angefangen, sich des lustigen Gesellen zu schämen, seitdem es der modernen Kultur seine Pforten geöffnet hat.

Bei den Kostümfesten, die man zur Faschingszeit in den Palästen der Reichen und Vornehmen veranstaltet, bildet der Grad der Prachtentfaltung das Kriterium. Diesen Aufwand haben allerdings in der Hauptsache die Damen zu tragen, die es aber auch sehr gern tun, weil sie großen Gefallen daran haben. Worth und die andern Schneiderkünstler der Hauptstadt Frankreichs müssen zumeist die ungemein kostbaren Maskenkostüme für ihre Kundinnen in Madrid liefern. Und zu diesen gehört die ganze hohe spanische Aristokratie. Für die Herren gilt vielfach die Vorschrift, ohne Maske zu erscheinen, legen sie nun auch wirklich Kostüme an, so ist ihr Wert doch verschwindend gegenüber dem der Trachten der schöneren Hälfte der Gesellschaft.

Für diejenigen, die ihre Grandezza vereinbar halten mit dem Erscheinen in einer öffentlichen Gesellschaft, bieten die großen Kostümfeste im Opernhause und in andern Theatern ersten Ranges weitere Gelegenheit, dem Narrenfürsten zu huldigen und die Maskenfreiheit mit vollen Zügen zu genießen. Diese Freiheit ist in Spanien um so größer als anderswo, weil der Zwang der Demaskierung für die Damen gewöhnlich nicht besteht und letztere sich daher alles erlauben können, was sie für verträglich mit ihrer eigenen Wertschätzung halten. Da es auf den öffentlichen Maskenbällen in den Madrider Theatern außerdem fast immer

üblich ist, daß ausschließlich die Damen maskiert erscheinen, so ist für diese der Reiz derartiger Feste um so bedeutender, als sie einen nicht zu unterschätzenden Vorteil vor den Herren haben. Dieser Umstand trägt denn auch dazu bei, daß, wie man behauptet, unter dem Schutze der Maske auch viele hochstehende Persönlichkeiten weiblichen Geschlechts diese Feste mit besonderer Vorliebe besuchen, sei es aus Eifersucht und um ihre männlichen Angehörigen und Freunde ungesehen zu beobachten, sei es, weil das Geheimnis den romantischen Reiz des Vergnügens erhöht.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Madrider Karnevals bilden die Kinderbälle. In dem Maße, wie der Höhepunkt der Faschingszeit herannaht, steigert sich der Eifer der Mütter, die kostbarsten Kostüme und Balltoiletten für ihre Kinder fertigzustellen. Der Liebe und dem Ehrgeiz der Mutter ist kein Opfer zu groß, und nichts wird gespart, um die Kinder von zwei bis zu zwölf Jahren für diese Fastnachtsbälle herauszuputzen. Auf geschmackvolle und kostbare Kindertrachten wird ja überhaupt in Spanien außerordentlich viel gehalten, und bei diesen Kostümbällen wird vollends alles aufgeboten, um die Schönheit der Kinder in das glänzendste Licht zu stellen.

Ob diese Kostümbälle, bei denen besonders ehrgeizige Mütter ihre Kinder auch durch sorgfältig einstudierte deklamatorische und musikalische Kunstleistungen glänzen lassen, erzieherisch sehr vorteilhaft sind, ob es gut ist, die Genuß- und Vergnügungssucht schon im kindlichen Alter derart zur Entfaltung zu bringen, wie es durch die Fastnachtsbälle geschieht, darüber nachzudenken überlassen wir den Pädagogen.

Kommt endlich die Fastnachtswache heran, so erläßt die oberste städtische Behörde die Bekanntmachung, durch welche das öffentliche Treiben an den drei Festtagen vom Sonntag vor Fastnacht bis zum Aschermittwoch geregelt wird. Allen denen, welche in Gesellschaft lustiger Freunde die Straßen durchziehen wollen, um durch musikalische Vorträge die Aufmerksamkeit auf sich und ihre phantastischen Trachten zu lenken und die Börsen der Passanten zu öffnen, wird eingeschärft, daß sie für diesen Zweck einen Erlaubnisschein gegen Zahlung von 30 Peseten zu lösen haben. Auch die Blinden und die Bettler, die in Trupps die Straßen durchziehen, müssen ihre Steuer zahlen. Das Tragen von Waffen wird allen verboten, die sich maskiert in den Straßen blicken lassen. Für die Wagen, welche an den Korsos der drei Festtage teilnehmen wollen, werden die Preise festgesetzt; sie sind für Ein- und Zweispänner

jetzt 500, für Vierspanner 750 Peseten. Der Wagenverkehr in den Feststraßen wird streng geregelt. Aber die Zahl der Masken, welche sich den kostspieligen Luxus erlauben, einen Wagen zu nehmen und die hohe Steuer dafür zu zahlen, ist ziemlich klein, seitdem die vornehme Welt sich an den Korsofahrten nicht mehr oder doch nur sehr spärlich beteiligt. Dafür ist die Zahl der Gefährte nicht unbeträchtlich, auf deren Plattformen komische Szenen von kostümierten Personen dargestellt sind, oder die provinzielle Lebensbilder, wie asturische Cider-Schenken, Bauern und Bäuerinnen verschiedener Provinzen in ihren alten Nationaltrachten, phantastische Gruppen, wie Dante und Virgil in der Unterwelt, und ähnliches zur Anschauung bringen. Selbstverständlich bildet das Werfen von Konfetti, Serpentina, Blumensträußchen eine der hauptsächlichsten Belustigungen der Insassen der an den Korsofahrten teilnehmenden Wagen, aber auch der Fußgänger natürlich, die die Seitenwege der Corsostraßen vollständig füllen. Unter ihnen ist die Zahl der Maskierten nicht sehr groß, und die Kostüme sind meist sehr wenig anziehend. Riesen- und Narrenkostüme überwiegen. Mit Vorliebe kleiden sich männliche Personen in Frauenkleider und umgekehrt; besonders beliebt sind zurzeit die weiblichen „Babies“. Am anziehendsten sind noch die Estudiantinas, welche musizierend durch die Straßen ziehen, und ferner die Gruppen von Provinzialen, welche in ihren längst verschwundenen Nationaltrachten die Volkstänze ihrer Gegenden sehen oder ihre Nationallieder hören lassen.

Im allgemeinen unterscheidet sich der Karneval in den größeren Provinzialstädten in seinem Charakter wenig von dem der Hauptstadt.

Den Abschluß findet dieses bunte Treiben, das natürlich auch die drei Nächte hindurch dauert, am Aschermittwoch mit einem besondern Fest: mit dem „Begräbnis der Sardine“, das die Madrider am Ufer des Manzanares begehen, an den sie unter Begleitung großer Menschenmassen in einem schön ausgeputzten Kasten eine Sardine bringen, die in ihrem Behälter dem Wasser dieses Flusses übergeben wird. Natürlich dient dieses Begräbnis nun noch zu einer Nachfeier, die nicht sehr von dem Treiben der vorangegangenen Tage verschieden ist.

Aus dem vorstehenden haben wir erkannt, daß bei Volksfesten auch die alten schönen Volkskünste noch zur Geltung gelangen, es ist daher wohl erforderlich, daß wir diese ebenfalls etwas in Betracht ziehen.

Tanz, Spiel und Gesang waren in Spanien ursprünglich, wie bei allen Völkern in einem früheren Stadium ihrer Entwicklung, zur Dreieinheit verbunden, und zwar der Art, daß sie getrennt voneinander im

allgemeinen nicht gedacht werden konnten. In dieser Verbindung kann man sie in den Großstädten nur noch in künstlerischer Verzerrung auf dem Theater sehen. Auf dem Lande und bei ländlichen Festen zeigen sie sich noch in ihrer ursprünglichen Einfachheit. Dem Fremden bietet sich jedoch hier und da in den Städten auch noch in den Cafés flamencos Gelegenheit, sich eine Vorstellung von den Volkskünsten zu machen. In Madrid freilich ist dies nicht mehr möglich, denn in der Mitte des neunten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts wurden hier die letzten derartigen Cafés chantants geschlossen, weil in ihnen zu häufig „das Messer klappte“; in Barcelona, Valencia und in den großen andalusischen Städten bestehen sie oder in ihrer Ermangelung andere Vergnügungsorte, in denen man die Volkskünste noch kennen lernen kann, die allerdings meist den niederen Wünschen und Sinnen der Volksmassen angepaßt sind und daher von ihrem ursprünglichen Charakter viel eingebüßt haben.

Diese Cafés werden „flamencos“ genannt — was in dieser Verbindung nicht flämisch, sondern zigeunerisch bedeutet —, weil die tüchtigsten Tänzerinnen und Tänzer, die besten Sängerinnen und Sänger, die geschicktesten Gitarren- und Bandurria- (eine Art Mandoline) Spieler heute die Zigeunerinnen und Zigeuner sind, womit allerdings nicht gesagt ist, daß diese Künste nicht auch, wie seit 2000 Jahren, noch von Andalusierinnen und andern Spanierinnen und Spaniern geübt werden.

Die vornehmen Spanier verschmähen es natürlich, diese Cafés flamencos zu besuchen. Das Publikum rekrutiert sich daher fast nur aus den niedersten Ständen, und so ist es denn auch nicht überraschend, daß die an sich dezenten ausdrucksvollen nationalen Tänze oft genug in einer das Gefühl der Gebildeten verletzenden Weise ausgeführt werden.

Das Bild, das sich dem Besucher des Café de la alegría in Barcelona zum Beispiel bietet, ist ein buntes, belebtes, und kein Ausländer sollte es verschmähen, es zu besuchen.

Auf einem Podium, das jetzt häufig zur Theaterbühne umgestaltet ist, sitzen die fünf oder mehr Tänzerinnen, die zwei oder drei Tänzer und der Gitarrespieler, die die Truppe bilden. Die ersteren sind in Seide gekleidet und mit allem dem Flitterstaub ausgestattet, den die Spanier so sehr lieben. Das meist schwarze Haar ist mit einer Rose oder Nelke geziert. Manche tragen die kleidsamen Kostüme und die kurzen, mit dem charakteristischen netzartigen Überwurf versehenen Röcke vom Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, andre das lange Schleppekleid der heutigen echten andalusischen Tänzerin

und das mit langen Fransen versehene weißseidene und farbig bestickte Umschlagetuch.

Die Männer tragen das eng anschließende Beinkleid und die kurze Jacke der andalusischen Stutzer, der Majos, dieselbe Tracht also, die auch alle Stierfechter anlegen. Die offene Jacke läßt das fein gestickte Chemisette sehen, das keinen Kragen hat, sondern oben durch einen kostbaren goldenen, wenn möglich durch einen Brillantknopf geschlossen und auch sonst mit Brillantknöpfen verziert ist. Das Haar ist, wie bei allen Spaniern, kurz geschnitten: à la flamenca, vom Wirbel aus nach dem Gesicht gekämmt und bedeckt einen Teil der Stirn.

Jeder Gesang und jeder Tanz wird durch ein Präludium des Gitarrespielers eröffnet. Trotz aller Mannigfaltigkeit der Kunstleistungen haben doch alle gewisse charakteristische Eigentümlichkeiten gemein, und diese allein seien hier erwähnt. Während die Gesänge jetzt zuweilen ohne Tanz vorgetragen werden, ist doch die Verbindung des letztern mit dem Spiel und dem Gesang das Natürliche. In Ermangelung der nicht immer angewandten Kastagnetten und Panderos (Tamburins) werden Tanz, Gesang und Spiel immer noch begleitet von dem Händeklatschen und Fußstampfen aller Mitglieder der Truppe, worin sie oft genug durch das Publikum unterstützt wird. Außerdem werden die Tänzer und Sänger beständig von den übrigen Gliedern der Truppe durch ermunternde Zurufe zu immer schnellerem und leidenschaftlicherem Tanz und Gesang angefeuert, und auch in diese Rufe stimmt gewöhnlich ein Teil des Publikums ein, so daß in diesen Cafés oft ein Lärm gemacht wird, den man außerhalb auf weite Entfernungen hören kann. Ob der Tanz von einem Individuum oder von zweien ausgeführt wird, so weicht er doch immer in seinem Charakter von dem der sogenannten französischen Tänze ab und besteht nur in graziösen Bewegungen der Hände, menuettartigen Schritten und Bewegungen der oberen und mittleren Teile des Körpers, so daß die Tänze, wie dies in Andalusien oft geschieht, in Ermangelung eines Podiums auf einem Tische oder einer Kiste ausgeführt werden können.

Die andalusische Musik bewegt sich fast nur in Molltönen und hat im allgemeinen einen schwermütigen, ja oftmals klagenden Charakter. Größtenteils geht sie auf die arabisch-maurische, manche Melodien auf die zigeunerische zurück; andre bekunden durch ihr Wesen deutlich uralten Ursprung, und einzelne von ihnen sind vielleicht schon den Römern durch die gaditanischen Tänzerinnen bekannt geworden.

Der Inhalt der Lieder, die größtenteils aus vierzeiligen Seguidillas oder aus Siebenzeilern bestehen, die aneinandergereiht werden, oder aus Improvisationen, ist meist erotisch-lyrischer Natur, und die Instrumentalbegleitung sowie der Tanz schließen sich ihm an: derselbe Gedanke wird gesungen, gespielt und getanzt. Das Publikum, fasziniert durch diese dreifache ausdrucksvolle Interpretation eines lyrischen Vorwurfs, wird häufig genug so begeistert, daß es sich selbst, singend, händeklatschend, Ermunterungsrufe ausstoßend, in lebhaftester Weise an der Vorstellung beteiligt und die guten Leistungen mit größtem Beifall belohnt. Es kann aber auch nicht ausbleiben, daß das Interesse sich häufig auf die schöne, reizvolle Tänzerin und Sängerin überträgt, und die Folge davon sind zuweilen Eifersuchtsszenen, denen manches blühende Leben zum Opfer fällt.

Spricht man von spanischer Volksmusik und von spanischen Volkstänzen, so versteht man im allgemeinen darunter die überaus inhalt- und formenreichen Erzeugnisse der Volkskünste Andalusiens, den cante und baile flamenco; doch jede Provinz hat außerdem ihre eigne Volksmusik und ihre Tänze, die nicht minder interessant und zum Teil sehr alt sind. In dieser Hinsicht steht die baskische Musik in vorderster Reihe. Wie die baskische Sprache ein bisher ungelöstes Rätsel ist, so auch die baskische Musik, die seit Urzeiten auf der kurzen Querpfeife und dem schmalen langen Tamboril ausgeführt wird und mit der Musik keines andern Volkes Ähnlichkeit hat, nur hier und da erinnert sie an die altirische. Sie bewegt sich durchweg im $\frac{5}{8}$ -Takt. Die Nationaltänze, wie der Zorzico, der Aurescu und viele andre, sind ebenfalls höchst eigenartig und tragen ebenso wie die Musik den Stempel sehr hohen Alters. Die Gallegos, deren Nationalinstrument die gaita, eine Art Dudelsack, ist, besitzen gleichfalls eine reiche Nationalmusik; einzelne ihrer Wiegen-, Bettel- und Marienlieder verfehlen nie ihre tiefe Wirkung auf einigermaßen empfindsame Naturen. Auch die ernsten stolzen Aragonesen haben ihre Nationalmusik, und ihr Nationaltanz, die „Jota“, hat Eingang in ganz Spanien gefunden und gehört zu den beliebtesten des Landes. Die Katalanen, die Valencianer, die Murcianer und alle andern Provinzialen haben viel Eigenes, Lokales aufzuweisen, nur die Kastilier entbehren einer ausgeprägten Musik, der es gelungen wäre, sich allgemeine Geltung zu verschaffen.

Die hohe „Gesellschaft“ Spaniens hält die spanische Nationalmusik nur in theoretisch-künstlerischer Bearbeitung nach den Schablonen und

Rezepten der Ästhetiker, Komponisten und ausübenden Künstler, die auf der Musikakademie und den Konservatorien Madrids und der andern Hauptstädte ausgebildet sind, allenfalls für salonfähig. Gitarre, Bandurria, Tamburin und Kastagnetten haben aufgehört, offiziell anerkannte Musikinstrumente zu sein, sie existieren in keinem Orchester, die Akademie und die Konservatorien haben Gitarre und Mandoline in die Acht erklärt und denken nicht daran, das Spiel derselben zu lehren. So dienen sie nur als Zimmerputz für die Reichen und als das, was sie ehemals waren, als Musikinstrumente für die niedrigsten Klassen. Gelegentlich läßt sich wohl in Konzerten die vornehme Welt noch den Vortrag von echt spanischen Melodien auf Gitarren und Bandurrien als Reminiszenz, als Kuriosum, gefallen, weil man am Hofe noch eine Vorliebe für diese Überreste des echt Spanischen bewahrt hat. Wohl gibt es auch in der „Gesellschaft“ noch einzelne, die teils aus früherer Zeit her wissen, wie die spanischen Instrumente zu spielen, die überaus graziösen Tänze auszuführen sind, und diese nationalen Volkskünste üben — aber, hinter verschlossenen Türen, damit die „Welt“ nicht diese sentimental Verirrungen sehe und höre.

Die modernen spanischen Komponisten aber sind doch genötigt, verstoßen immer und immer wieder ihre Zuflucht zu den zahllosen schönen musikalischen Motiven der nationalen Volksmusik zu nehmen, wenn sie irgend etwas schaffen wollen, was auf das spanische Publikum und vollends auch auf das ausländische wirken soll. Den deutlichsten Beweis hierfür bieten namentlich die kleinen Operetten, die Sainetes und hauptsächlich die Zarzuelas, die ihre größten Erfolge stets den geschickt eingestreuten und bearbeiteten nationalen Tanz- und Liedermelodien verdanken. Im übrigen ist die akademische moderne spanische Musik eklektisch; die italienische, die französische, seit einigen Jahrzehnten auch die deutsche — die für erstklassige, namentlich für Sinfoniekonzerte, die höchst geschätzte ist — haben die moderne Kunstschöpfung auf dem Gebiete der Musik bisher völlig beherrscht. Die Versuche, einen eignen nationalen Kunststil und eine nationale Oper zu schaffen, für die die Zarzuela die geeignete Grundlage wäre, sind bisher mißlungen.

Für ernste Konzerte ist in Spanien nur ein geringes Interesse vorhanden. Es wird höchstens in den musikalischen und dann in den obersten Gesellschaftskreisen gefunden, obgleich es in diesen letztern in der Hauptsache doch nur durch den Konventionalismus und die Mode geweckt ist. Bei weitem höheres Vergnügen findet man im Theater, und die zahlreichen

Theater Madrids zeugen von der Anziehungskraft, die die dramatische Literatur, aber ungleich mehr noch die Kundgebungen der leicht geschürzten Muse der Zarzuela und Operette auf die ganze spanische Welt ausüben. Aber auch die Zirkusse, die Leistungen der internationalen Artisten ziehen nicht bloß die großen Massen des Volks, sondern selbst die höchsten Gesellschaftskreise derart an, daß in der Saison meist neben dem Opernhause einer der ersten Zirkusse für würdig erachtet wird, an Eliteabenden die hohe und höchste Gesellschaft in seinen Mauern aufzunehmen.

Was sind aber alle diese Feste, Belustigungen und Vergnügungen aller Art gegenüber den Stiergefechten. Freilich, die Basken haben daneben noch einen ebenfalls seit uralten Zeiten geübten Zeitvertreib, der vielen von ihnen viel höher steht als das blutige Schauspiel der Stiergefechte, es ist ihr nationales Ballspiel, das Pelotaspiel, und es gibt kaum ein größeres Dorf, das nicht seinen Fronton hätte, seinen Spielplatz, auf dem alle Männer mit größter Leidenschaftlichkeit diesem Vergnügen obliegen. Die berühmten Preisspieler, die bei größeren Veranstaltungen sich über ihren Heimatsort hinaus in der ganzen Baskenwelt Ruhm erworben haben, werden mindestens ebenso gefeiert, wie im übrigen Spanien bedeutende Stierfechter, namhafte Dichter und Schauspieler.

Das Spiel, das sehr strengen und komplizierten Regeln unterworfen ist, besteht im wesentlichen darin, daß eine Partei die gegnerische in der Erreichung der festgesetzten Zahl der zu erzielenden Punkte übertrifft. Die Spielweise ist derart, daß mit Hilfe einer an den rechten Arm angeschnallten Vorrichtung, die, einer schmalen gebogenen Mulde ähnlich und aus Korbgeflecht hergestellt, nicht ganz einen halben Meter lang ist, die harten, ganz besonders für den Zweck hergestellten Bälle gegen eine Mauer geschleudert und beim Rückprall von der Gegenpartei aufgefangen werden müssen. Zu den großen Wettspielen, bei denen berühmte Pelotaris auftreten, sind Tausende von Zuschauern auf den Spielplätzen versammelt, und es werden bei diesen Spielen stets hohe Wetten abgeschlossen.

In den Zeiten, in denen die Stiergefechte nicht oder nur selten stattfinden, ergötzt man sich an den Hahnenkämpfen, die hauptsächlich im Valencianischen sehr beliebt sind und die die Leidenschaften der Zuschauer, die dabei große Wetten auf die Gegner abschließen, ebenfalls auf das höchste erregen. Die für den Zweck besonders gezüchteten

Hähne bekämpfen einander mit einer Wut und Kraft, von denen man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann.

Die Stiergefichte endlich, die man ja leider als die eigentlichen nationalen Schauspiele bezeichnen muß, sind und bleiben fortgesetzt das größte Vergnügen, das es für die Spanier gibt. Wohl urteilen unter den Gebildeten sehr viele im höchsten Grade abfällig über sie, wohl gibt es viele, die sie niemals besuchen, aber diese kleinen Kreise verschwinden gegenüber den Millionen, die, von Kindesbeinen an an diese aufregenden barbarischen Szenen gewöhnt, nur Spott für diejenigen übrig haben, die diese Schauspiele für höchst demoralisierend und verrohend halten. Der Gedanke, sie abzuschaffen, ist ja häufig genug geäußert worden, es ist aber keine Macht in Spanien vorhanden, die es wagen könnte, den Versuch zu machen. Die einzigen, die es zu tun imstande wären, die Priester, hüten sich wohlweislich, ein Wort dagegen zu sagen, denn dadurch würden sie sich die Volksgunst mit einem Schlage verscherzen und ihre Macht vollständig einbüßen. Die Politiker, und selbst die beliebtesten Volksführer denken nicht daran, die Stiergefichte ungünstig zu beurteilen. Castelar, der der Liebling des Volkes war, verabscheute diese rohen Volksschauspiele auf das höchste und hielt im Freundeskreise mit diesem Urteil auch nicht zurück, er lehnte es aber auf das entschiedenste ab, öffentlich für ihre Abschaffung einzutreten, denn er wußte, daß er dann auch seine politische Rolle ausgespielt hätte. Die Königin-Mutter Maria Cristina war zu allen Zeiten eine erklärte Gegnerin der Stiergefichte, und aus diesem Grunde ebenso unbeliebt im Volke wie ihr Gatte, Alfons XII., beliebt war, der wohl wußte, was er tat, als er unmittelbar nach seiner Landung in Spanien und nach seiner Thronbesteigung sich dem Volke zum erstenmal in breitester Öffentlichkeit in einem Stiergeficht zeigte. Der jetzige König Alfons XIII. ist sicherlich als hochgebildeter Mann auch kein Aficionado, kein Liebhaber der Stiergefichte, aber er hat sich ebensowenig wie sein Vater der Erkenntnis verschließen können, daß er auf keine Spur von Volksgunst rechnen darf, wenn er sich als Gegner der nationalen Spiele bekundete und sich der Arena fernhielt. Dagegen hat er sich von neuem das Herz der Nation dadurch gewonnen, daß er der großen Corrida beiwohnte und präsierte, die anlässlich der Geburt seines Sohnes, des Kronprinzen, veranstaltet wurde, und dadurch, daß er den zurzeit berühmtesten Espada Fuentes persönlich besonders durch ein wertvolles Geschenk ehrte, als er den dem König geweihten Stier mit einem Stich tötete.

Die Frauen der niederen Klassen des Volkes sind nicht weniger begeistert für die Stiergefechte als die Männer; die Mehrzahl der übrigen Frauen hat zwar ein Grauen vor diesen Schauspielen, aber sie vermögen nichts dagegen auszurichten.

So bleiben diese Gefechte bestehen, finden sogar den Beifall der meisten fremden Touristen und wirken weiter verderblich auf den Volksgeist und den Volkscharakter. Die Fürsprecher sagen, der letztere wird gestählt durch den häufigen Anblick dieser Blutszenen; aber sie würden Schwierigkeiten haben, den Beweis dafür zu erbringen. Sie sagen auch, die Pferdeopfer, die dabei gefordert werden, haben nichts auf sich, denn die Pferde, die in den Gefechten zur Verwendung gelangen, sind ohnehin dem Schinder verfallen. Aber es ist etwas anderes, ob ein elendes krankes Tier abgestochen wird, oder ob es vor den Augen von 20 000 und mehr Menschen in der furchtbarsten Weise zerrissen, und dann doch noch wieder aufgepeitscht und zu Tode gemartert wird unter dem Jauchzen dieser rohen Massen, die über die Qualen des Tieres noch spotten und lachen.

Daß dadurch die natürliche Anlage zur Grausamkeit gestärkt, daß eine völlige Verrohung der Sitten, ein Ertöten jedes menschlichen Gefühls erzeugt wird, das können nur die leugnen, die entweder solche furchtbaren Szenen nicht erlebt haben, oder die so sehr großen Gefallen an diesen Spielen finden, daß sie unbedingt, der herrschenden Anschauung gemäß, alles, was mit ihnen verbunden ist, nur loben und bewundern können oder glauben, es tun zu müssen, damit sie nicht verspottet werden. Soweit der Kampf zwischen dem geschickten, für den Zweck durch langjährige Schulung geübten intelligenten Menschen und der Naturkraft des Stieres in Betracht kommt, bieten ja die Gefechte Gelegenheit, über die Gelenkigkeit und den Mut dieser Männer zu staunen, ebenso erregt der gereizte Stier durch seine Angriffe auf die zahlreichen, ihn umschwärmenden Gegner in der Aufbietung aller seiner Kraft unsere Bewunderung für das Tier und seine Schönheit. Aber das alles wiegt nicht die Wirkung der Bilder auf, die der erste Gang des Gefechts allein schon darbietet, und nicht die verrohende Gesamtwirkung, die diese Vorführungen auf das Volk ausüben, das seit der frühesten Kindheit an diese Schauspiele gewöhnt wird; denn auch die kleinsten Kinder werden dorthin mitgenommen.

Die Stiergefechte sind so tausendfältig und so eingehend geschildert worden, daß es sich erübrigt, dies hier zu tun; der Vollständigkeit halber sei nur der Gang des Gefechts erwähnt.

Jede „Corrida“ setzt sich aus mindestens vier bis acht Einzelgefechten zusammen, das heißt, es werden bei jeder Corrida vier bis acht Kampfstiere vorgeführt, die unbedingt getötet werden müssen, und zwar selbstverständlich nach den strengen Gesetzen der „Wissenschaft“ oder der „Kunst“ der Stierfechterei — gab es doch früher Akademien für die Ausbildung der toreros; doch wurden dieselben bald aufgehoben, da man sich überzeugte, daß ein guter Stierfechter nur durch die Schule der



Stiergefächtszirkus.

Praxis, nicht durch die Theorie für seinen Beruf ausgebildet werden kann. Die Corridas finden fast immer Sonntags unter dem Vorsitz eines hohen städtischen Beamten statt. Von diesem Vorsitzenden wird das Zeichen zum Anfang gegeben, worauf die ganze Truppe, die in der betreffenden Corrida tätig ist, in ihrer reichen glänzenden Tracht ihren feierlichen Einzug in die Arena hält, vor der Präsidentenloge ihre Huldigung darbringt und um die Erlaubnis zur Eröffnung der Gefechte bittet. Sie wird

erteilt und als Zeichen dafür zugleich der Schlüssel zum Stierzwinger überreicht. Es bleiben nun zunächst in der Arena nur die berittenen Picadores und einige Chulos, die das Mantelspiel zu besorgen und dadurch den Stier abzulenken haben, wenn einem der Fechter Lebensgefahr droht. Nunmehr wird der Zwinger geöffnet, und der Stier stürmt aus dem dunklen Verlies heraus, um sich alsbald auf einen der Reiter zu stürzen, der ihn mit seiner Pike abzuwehren hat. Dieser Gang ist der grauenhafteste, denn während der Stier nur durch Hautwunden gereizt wird, läßt er seine Wut an den Pferden aus, von denen auf einen guten Stier mindestens vier als Opfer kommen. Hat dieser Gang lange genug gewährt, so wird das Zeichen zum Schluß gegeben, die toten oder sterbenden Pferde werden herausgeschafft, die Picadores entfernen sich, und es beginnt der zweite Gang, in dem banderilleros dem Stier über die Hörner hinweg je ein Paar kurze, mit Bändern umwundene und mit Widerhaken versehene Speere in den Nacken stoßen müssen. Ist dieser Gang beendet, nachdem etwa vier Paare solcher Speere gesetzt sind, so verlassen die banderilleros die Arena, und es erscheint der Espada, das Haupt der Truppe, um, nachdem er eine kurze Ansprache an den Vorsitzenden gehalten hat, nur mit dem Florett bewaffnet, den Stier, der nun in der höchsten Erregung ist, zu töten. In seiner Linken hat der Espada die Muleta, einen kurzen Stab, der mit einem roten Tuch bedeckt ist, um mit ihm zuerst noch den Stier zu reizen und Zeit zu gewinnen, den richtigen Standpunkt zu finden. Hat er einige Zeit mit dem Stier in dieser Weise gespielt und bietet sich ihm nun die günstige Gelegenheit, so sticht er



Sevilla: Ein Stierkämpfer.

zu, und, wenn es ihm gelingt, die richtige Stelle zu treffen, so daß das Florett bis ins Herz durchdringt, so ist dies natürlich ein großer Triumph, der von dem Publikum gebührend gelohnt wird, und die verschiedensten Geschenke werden dem Matador zugeworfen. Ist er nicht geschickt, muß er drei-, viermal zustoßen, ohne den Stier zu töten, so erntet er nur Spott. Es muß dann der Cachetero kommen, um dem bereits ermatteten und niedergesunkenen Stier mit seinem cachete, einem großen Dolchmesser, den Gnadenstoß zu versetzen. Ein solches Gefecht dauert durchschnittlich eine halbe Stunde. Ist der Stier getötet, so kommt ein Maultiergespann, das den Kadaver herausschleift, die Bediensteten reinigen die Arena, bestreuen die Blutlachen mit Sand, und es beginnt das folgende Gefecht.

So abschreckend das Ganze ist, so ist es doch interessant, das Publikum dabei zu beobachten, das jeder Bewegung der toreros wie des Stiers mit gespanntester Aufmerksamkeit folgt, jede gute Leistung der einen wie des andern durch lauten Beifall belohnt und den Gang der Handlung durch aufmunternde Rufe zu beschleunigen versucht, z. B. auch verlangt, daß dem Stier, wenn er nicht rege genug oder wenn er gar feige ist, banderillos á fuego gesetzt werden, die Raketen enthalten, die dem Stier in die Wunde stoßen, welche der Speer verursacht hat, und ihn dadurch natürlich zur höchsten Wut bringen.

Nicht minder anziehend ist das Treiben in den Straßen, die zu dem Stiergefechtzirkus führen und von den Tausenden von Menschen erfüllt sind, die sich zu ihm begeben. Das Erscheinen des Wagenzuges, der die in ihre kostbaren, goldgestickten Trachten gekleideten Toreros zur Arena bringt, verursacht sowohl auf der Hinfahrt wie auf der Rückfahrt die lautesten Ovationen, namentlich, wenn sich darunter berühmte Espadas befinden oder diese und andre Fechter sich in der Corrida besonders ausgezeichnet haben.

Allerdings, nicht jeder von ihnen kehrt zurück, denn Verwundungen sind sehr häufig, aber auch Todesfälle sind nicht selten; daher wird denn auch vor jeder Corrida in der neben der Arena befindlichen Kapelle ein kurzer Gottesdienst gehalten, und häufig muß der Priester in ihr einem Sterbenden die letzte Ölung geben.

Aber — es lebe das Vergnügen.

15. Schluß.

Wo viel Licht, ist viel Schatten.

Wir haben gesehen, daß Spanien vor vielen andern Ländern von der Natur begünstigt war durch die seinem Boden verliehenen Reichtümer und durch seine Fruchtbarkeit. Daß die Kunde davon sich in vorgeschichtlicher Zeit bis in den fernen Orient verbreitet hatte, erhellt aus den allerdings nur spärlichen Funden aus jener Periode, wie auch aus den ältesten Überlieferungen und Nachrichten, die über die Iberische Halbinsel überhaupt erhalten sind. Die praktischen Phönizier hätten sich sicherlich nicht den Gefahren der langen Seereise dorthin ausgesetzt, wenn sie nicht gewußt hätten, daß sie großen Gewinn davon haben würden. Sie hätten dort nicht mehr als zweihundert Pflanzstätten geschaffen, wenn sie etwa nur die Kupfererze des Tharsisgebietes hätten gewinnen und ausbeuten wollen; denn sie legten ihre Kolonien nicht nur an der ganzen Küstenstrecke von dem heutigen Galicien bis zur Südostspitze Andalusiens, ja auch an der Ostküste, sondern auch über die Küstengebiete hinaus bis tief in das Innere des Landes hinein und in Gegenden an, in denen von Bergbau keine Rede sein konnte.

Auch die Bevölkerung war hoch begabt und ist durch beständige Blutmischung mit fremden, ethnischen Elementen besonders befähigt worden, sich geistig und körperlich tüchtig und vielseitig auszugestalten.

Trotz aller dieser Vorzüge hat die spanische Bevölkerung überraschenderweise aus sich selbst heraus während der ganzen Dauer des geschichtlichen Lebens vergleichsweise wenig geschaffen, sondern sich sehr stark von fremden Völkern, Dynastien und andern Faktoren kulturell und politisch beeinflussen lassen, hat wenig eigene Initiative bewiesen, sich überwiegend passiv verhalten und selbst somit nicht annähernd soviel geleistet, als sie unter geschickter und tatkräftiger Ausnützung ihrer überaus günstigen Lebensbedingungen und natürlichen, hohen Begabung hätte

leisten und erreichen können. Den Phöniziern halfen die spanischen Eingeborenen den ihnen gehörigen Boden nicht zum eigenen, sondern eben zum Nutzen dieser Fremdlinge ausbeuten. Den Karthagern dienten sie als Söldner gegen die Griechen und Römer. Den Römern gaben sie ihr Getreide zum Unterhalt, schmiedeten sie Waffen, wirkten ihnen Bekleidungsstoffe. Für die Germanen arbeiteten sie als Hörige. Für die Araber und Mauren leisteten sie als Ackerbauer und Handwerker Dienste. Den Habsburgern halfen sie die Welt erobern. Die Bourbonen unterstützten sie in ihrer internationalen, von der französischen Krone stark beeinflussten ehrgeizigen Politik. Erst die französische Revolution erweckte das spanische Volk zum Selbstbewußtsein, zum Streben, seine eigensten nationalen Interessen zu fördern, seine Menschen- und Volksrechte zur Geltung zu bringen.

In der Wellenbewegung des iberisch-spanischen geschichtlichen und Kulturlebens sehen wir allerdings eine ganze Reihe hervorragender Erhebungen, die der Leistungsfähigkeit der spanischen einheimischen Bevölkerung das beste Zeugnis ausstellen.

Unter der Herrschaft der Römer muß das Land eine Bedeutung gehabt haben, von der wir tatsächlich allerdings nur wenig Genaues wissen, die aber doch deutlich aus den dürftigen Nachrichten erhellt, die uns überliefert, und aus denen wir wichtige Schlüsse zu ziehen berechtigt sind. Offenbar war Iberien auch sehr stark bevölkert. Jedenfalls war es unter römischer Herrschaft, nachdem es sich zweihundert Jahre gegen sie gewehrt hatte, gut geordnet. Vorzügliche Straßen durchzogen es in allen seinen Teilen und erschlossen es somit dem Handel und Verkehr, so daß seine Erzeugnisse mit Leichtigkeit im ganzen Lande verbreitet und auch bequem ins Ausland überführt werden konnten. Auch in geistiger Beziehung leisteten die Spanier damals Hervorragendes. Gute Schulen sorgten für ihre Ausbildung, und wir wissen, welchen regen und einflußreichen Anteil die spanischen Schriftsteller, Dichter und Gelehrten an dem Geistesleben des gesamten Reiches nahmen, dem die spanischen Provinzen auch mehrere Kaiser gaben.

Unter den Arabern sehen wir das südliche Spanien dann zu einer sehr hohen Kulturblüte gelangen. Das arabische Spanien war Jahrhunderte hindurch der Herd aller bedeutenden Kultur, sowohl der materiellen wie der geistigen. Seine gewerblichen und namentlich seine kunstgewerblichen Erzeugnisse beherrschten den damaligen Weltmarkt und beeinflussten dauernd den Geschmack der europäischen Menschheit. Die andalusischen

Universitäten wurden von Studierenden des Orients und aller europäischen Länder besucht, so weit sich hier Individuen fanden, die nach Bildung strebten. Die ersten Hochschulen der Christenheit, nämlich die Südfrankreichs, Siziliens und des übrigen Italien sind wesentlich unter dem Einfluß der maurischen Wissenschaftlichkeit Spaniens entstanden, und die Grundlagen der Wissenschaft wurden an ihnen nach arabischen Lehr-



Neue Photogr. Gesellsch.

Cordoba: Das Innere der Moschee.

büchern gelegt, ja selbst die akademischen Formen, die Organisation der Hochschulen wurden denen der andalusisch-arabischen entlehnt. Die Überreste der spanisch-arabischen Kultur und namentlich die sinnfälligen ihrer herrlichen Bauten erregen heute noch das Staunen und die Bewunderung aller Welt und bilden eine der größten Anziehungen für die jetzt stetig und rasch wachsende Zahl der ausländischen Touristen.

Wiederum erfolgte dann ein großer Aufschwung unter **Isabella** d. Katholischen, die es verstand, das christliche Spanien zu einigen, zu al gemeinem Kampfe gegen die letzten Reste der arabisch-maurischen Bevö kerung zu führen und sie durch die Übermacht ihrer Heere zu überwinden. Isabella war es, die dadurch den Grund zu dem einheitlichen spanische Staatsorganismus legte und die auch dadurch, daß sie Columbus die Mitt zur Ausführung des Planes gewährte, gestützt auf den Glauben der vor



Granada: Alhambra, der Mira dor de la linda Raja.

den Arabern gelehrt Kugelgestalt der Erde, den Weg nach Indien, dem Eldorado alles Reichtums, in westlicher Richtung zu suchen.

Die epochemachende Neuentdeckung und Erschließung Amerikas sollte allerdings nicht mehr der Königin Isabella I. zugute kommen, sondern ihren nächsten Nachfolgern auf dem von ihr errichteten spanisch-kastilischen Königsthron. Ihrem Enkel, Kaiser Karl V., und ihrem Urenkel, König Philipp II., war es vorbehalten, den praktischen Nutzen aus den Taten

Isabellas zu ziehen, Spanien äußerlich zu einer dominierenden Weltmachtstellung zu erheben und dem einheitlich organisierten Reiche die weiteste Ausdehnung zu geben. Der Aufwand, der dazu erforderlich war, verschlang freilich die Reichtümer, die Amerika gewährte, und es wurde dadurch sowie durch den Kampf gegen die von Deutschland ausgegangene Kirchenreform der Grund zu dem Verfall gelegt, der in der Folge eintrat und Spanien sehr rasch wieder um seine Weltstellung und Weltmacht bringen, es an den Rand des gänzlichen staatlichen und sittlichen Zusammenbruchs führen sollte.

Das Eingreifen Ludwigs XIV., die Besitzergreifung Spaniens durch die Bourbonendynastie sollte dem Lande diese letzte Katastrophe ersparen, und langsam, sehr langsam sehen wir Spanien sich aus dem tiefen Verfall, dem es preisgegeben war, wieder erheben. Erst unter dem erleuchteten und gebildeten König Karl III. nahm diese Aufwärtsbewegung rascheres Tempo an, um dann aber wieder unter seinen Nachfolgern aufzuhören, bis die französische Revolution ihre befreiende Wirkung auf Spanien und die Spanier ausübte, diese aus der Lethargie aufrüttelte, in die sie versunken waren. Das neunzehnte Jahrhundert bietet uns unter diesem Einfluß dann das Schauspiel eines furchtbaren und erbitterten Ringens der Vertreter

der modernen Weltanschauung gegen die veraltete des Mittelalters und gegen den erstickenden Druck der kirchlichen Orthodoxie, die die despotisch-autokratische staatliche Regierungsform im eigenen Interesse kräftig unterstützte. Unter unsäglichen Opfern an Blut und Kräften errangen die tapferen Verfechter fortschrittlicher, der neuzeitlichen Kultur der übrigen



Granada:
Alhambra, Wanddekorationen.

großen Kulturvölker entsprechender Lebensbedingungen allmählich Siege über die rückständigen Vertreter der Vergangenheit. In fünfzig Aufständen und Bürgerkriegen wurden mühsam und Schritt für Schritt Vorteile errungen, die dem Volke zugute kamen und es befähigen sollten, einzutreten in die große allgemeine Kulturbewegung der Heutzeit. Endlich, 1868, schien es, als wenn die neuzeitlichen Ideen den Sieg dauernd erringen sollten, nachdem die letzte Vertreterin der Autokratie aus Spanien vertrieben, und die Kirche in etwas ihrer unumschränkten Freiheit und Herrschaft beraubt worden war. Letztere und ihre getreuen Verbündeten und Stützen: die Jesuiten boten jedoch wieder und immer wieder alle Mittel und Kräfte auf, um den Konstitutionalismus, die Demokratie, die Gewissens-, die Religions-, die Versammlungsfreiheit zu bekämpfen und Spanien in die Nacht der geistigen Finsternis zurückzudrängen, in der sie es seit Jahrhunderten erhalten hatten. Alles nur mögliche geschah, um auch den Staat nach ihrem Willen in die rückschrittlichen Bahnen längst vergangener Kulturperioden zu lenken, und wirklich haben sie es zuwege gebracht, daß noch einmal das Volk um die mühsam errungenen Früchte seines Ringens für den Fortschritt beraubt worden ist. Ihrem Wirken und ihrem Geist hatte es Spanien auch zu verdanken, daß es seine letzten Kolonien verloren hat und daß es aus dem Kriege mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika in so trostlosem Zustande hervorgegangen ist.

Der Fortschritt ist aber auf die Dauer nicht aufzuhalten. Überall zeigen sich die Spuren eines neuen Strebens, mit dem Mittelalter, mit dem staatlichen und geistlichen Despotismus endgültig zu brechen.

Der junge König, Alfons XIII., ist ein so modern gesinnter Mann, so erfüllt von dem Geist der Neuzeit, so begeistert für die moderne Kultur der Völker, die heute an der Spitze der fortschreitenden Kulturbewegung stehen und sie leiten, daß es unmöglich ist, daß er sich auf die Dauer, den Jesuiten und Klerikalen zuliebe, den Forderungen des modernen Zeitgeistes verschließen kann. Wir bemerken auch viele deutliche Anzeichen davon, daß er dazu gewillt ist, und hoffentlich findet er bald die Energie, seine wissenschaftliche und geistige Erkenntnis der Unzulänglichkeit und Schädlichkeit der in Spanien noch bestehenden Zustände zur Geltung zu bringen und seine auf häufigen Reisen im Auslande bestätigten geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Studienergebnisse in die Praxis des staatlichen fortschrittlichen Lebens zu übertragen. Daß er auch nicht geneigt ist, in seinem Reiche die finstere mittelalterliche Weltanschauung der spanischen Staatskirche und der Jesuiten

fortbestehen und sie unumschränkt die Geister seiner Landsleute fern-
hin beherrschen zu lassen, davon haben wir ebenfalls bereits deutliche
Beweise erhalten, auch zum Teil in diesem Buche erwähnt. Sicherlich
wird König Alfons XIII. darum dahin streben, das Übermaß der kirch-
lichen Macht auf ein vernünftiges Maß zu beschränken und die Macht der
Jesuiten zu brechen, wie es das Volk in seiner erdrückenden Majorität
seit lange verlangt und mit immer lauter werdender Dringlichkeit als Vor-
aussetzung dafür fordert, daß Spanien in den Kreis der maßgebenden
Kulturvölker eintreten kann.

Die Heirat des Königs mit einer englischen Prinzessin läßt diese An-
nahme, daß König Alfons XIII. die fortschrittlichen Bahnen ernstlich zu
beschreiten wünscht, nur noch deutlicher erkennen, und hoffentlich wird
die Königin ihren Einfluß nach dieser Richtung hin nachdrücklich geltend
machen, obgleich sie, um diese Ehe schließen zu können, das Opfer
bringen mußte, ihren evangelischen Glauben durch den katholischen zu
ersetzen.

Aber auch im Staatsleben fängt es an, sich zu rühren.

Freilich sind die Parteiverhältnisse zurzeit noch ganz verfahren und
verworren; aber es kann nur eine Frage der Zeit sein, daß sie geregelt
werden.

Für eine Gesundung des Staates und des öffentlichen Lebens, über-
haupt des Volkslebens ist vor allen Dingen die Hebung der Bildung, die
Befreiung des Volkes von der Herrschaft des Krummstabs, des Weih-
wedels und des Beichtstuhls geboten. Die Schule, das Erziehungswesen
müssen der Leitung der Kirche und der Jesuiten völlig entzogen, es müssen
gesunde, vernünftige Schulverhältnisse geschaffen werden. Dies ist die
erste unbedingte Voraussetzung für jeden ernstlichen Versuch, den Staat,
das Land, das Volk mit Erfolg auf die Bahn fortschreitender politischer
und kultureller Entwicklung zu führen, und solange dies nicht geschieht,
kann von einer kulturellen Förderung in keiner Hinsicht die Rede sein.
In diesem Punkte stimmen alle Parteien, mit Ausschluß der Konservativen
und der Klerikalen, überein, und diese Ansicht dringt auch immer tiefer
in alle Schichten des Volkes ein; die Organe des Staates werden sich ihr
für die Dauer auch nicht verschließen können.

Doch mit der modernen Ausgestaltung des Unterrichtswesens und
der Beschränkung der Macht der Klerikalen und Jesuiten allein ist es
nicht genug. Für eine vollständige Gesundung des Staatswesens sind
noch viele andre Voraussetzungen erforderlich.

So muß das Rechtsbewußtsein wieder gehoben werden. Das Verkehrswesen muß tatkräftig entwickelt und gefördert werden. Es muß versucht werden, gut zu machen, was in Jahrhunderten versäumt worden ist. Der ausgedörrte Boden muß durch gute Forstwirtschaft und Landwirtschaft, durch Regulierung der Flüsse, durch zweckmäßige Kanalisation und Verwertung der spärlichen Wassermengen und der atmosphärischen Niederschläge wieder fruchtbar gemacht werden. Dazu ist aber erforderlich vor allem, daß die horrenden Steuerlasten vermindert werden, daß es den arbeitenden Klassen möglich gemacht wird, freudig an diese Arbeit heranzutreten und sich zu betätigen. Der Arbeiter muß wissen, daß er auch für sich einen Ertrag von seiner schweren Arbeit hat und daß diese nicht etwa bloß dazu dienen soll, für den Staat die nötigen Mittel aufzubringen, um eine ungesunde Großmachtspolitik zu treiben, zahllose Schmarotzer zu ernähren und die Zinsen für die stetig wachsende, ins Riesige gesteigerte Schuldenlast aufzubringen. Vor allen Dingen muß das übertrieben große Beamtenheer vermindert, es müssen die Beamten berufsmäßig ausgebildet, der ganze Verwaltungsapparat den heutigen Verhältnissen Spaniens angepaßt, das stehende Heer vermindert, die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, eine durchgreifende, vereinfachende Heeresreform durchgesetzt werden.

Die einsichtigen politischen Elemente des Landes, diejenigen, die die politische und Kulturgeschichte Spaniens und der Welt überhaupt und nicht zwecklos studiert haben, sondern die Ergebnisse ihrer Studien zum Besten Spaniens nutzbar zu machen bereit und gewillt sind, erkennen ja alle diese Notwendigkeiten und Reformen als unumgänglich an, es ist nur bedauerlich, daß die Frage, wie dies alles zu machen, Zersplitterung in ihre Kreise bringt, sie nicht zu fruchtbarer Vereinigung gelangen läßt. Bemühungen zur Einigung werden ja seit lange gemacht und immer wieder versucht, leider haben sie aber bisher zu keinem praktischen Ziele geführt.

Es muß jedoch früher oder später dahin kommen; denn die steigende Auswanderung ist ein deutlicher Fingerzeig dafür, daß die Unzufriedenheit mit den unhaltbaren bestehenden Verhältnissen in allen Kreisen verbreitet ist, und daß diese Zustände nicht viel länger fort dauern können, daß ein durchgreifender Wandel eintreten muß, wenn nicht das Land sich entvölkern, alle seine besten, leistungsfähigsten Kräfte verlieren und dadurch zum gänzlichen wirtschaftlichen Bankerott gebracht werden soll. Mit den rigorosen Maßregeln gegen die Auswanderung, wie man sie



Madrid: Denkmal Isabellas der Katholischen.

jetzt anzuwenden versucht, wird nichts erreicht, die Sache nur verschlimmert, die Zahl der Auswanderer nur gesteigert werden.

Möge der Staat nicht zu spät zu der einzig nützlichen Einsicht kommen, die ihm dienen kann: dem Volkswillen nachzugeben, die Volksforderungen zu erfüllen, dem Volke die Freiheiten zu gewähren, für die es nun ein Jahrhundert gekämpft hat, die ihm ungerechterweise, nachdem es sie errungen hat, teilweise wieder entzogen worden sind, die Freiheiten und solche Steuerverhältnisse, die den arbeitenden Klassen das Leben überhaupt noch lebenswert, erträglich und etwas angenehm erscheinen lassen können.

Was nützt dem Staat schließlich sein riesiger Verwaltungsapparat; was nützt ihm das große Heer, was eine Flotte, wenn die arbeitenden Klassen sich dem Bettel überlassen oder auswandern müssen. Die Zeiten, in denen dem Volksbewußtsein eine große Prachtentfaltung und die Verfolgung einer glänzenden Großmachtpolitik schmeichelte, sind auch vorbei. In der großen Armut, in der drückenden Not, in der die großen Volksmassen sich jetzt befinden, wird es durch Vergeudung der spärlich fließenden Staatseinkünfte vielmehr gegen die Krone, die Regierung, das Parlament erbittert, zu denen es seit langer Zeit schon kein Vertrauen mehr hat, weil es von allen diesen Faktoren keine Besserung seiner trostlosen Lage erfährt, und deshalb ist man in den liberalen Kreisen und in den breiten Schichten des Volkes auch keineswegs zufrieden mit der auswärtigen Politik, die jetzt getrieben wird und die allerdings unter den gegebenen Verhältnissen nicht unbedenklich ist.

Sehr oft ist in den letzten Jahrzehnten die Frage der Abschließung freundschaftlicher Verträge oder förmlicher Bündnisse mit andern Mächten erörtert worden. Immer war die öffentliche Meinung dagegen eingenommen, so wurde denn auch der Wunsch Alfons' XII., sich enger an Deutschland anzuschließen, vereitelt, und im Todesjahre des Königs ganz zerstört, weil der damalige Leiter der Politik, Cánovas del Castillo, die Karolinenangelegenheit benutzte, um durch Entfesselung der Volksleidenschaft seine erschütterte Stellung zu befestigen. Seit jener Zeit datiert auch die Entfremdung, die durch den künstlich aufgebauchten Konflikt zwischen beiden Mächten erzeugt worden war und die auch durch die eifrigsten Bemühungen der Deutschland sehr freundlich gesinnten Königin-Regentin und der deutschen Regierung, ein besseres Verhältnis herbeizuführen, nicht beseitigt werden konnte. Es trug dazu der Wunsch der französischen Regierung bei, den seit dem Anfang des

neunzehnten Jahrhunderts bestehenden Groll der Spanier gegen die Franzosen zu beseitigen und Spanien für seine Mittelmeer- und Marokkopolitik zu gewinnen. Wie sehr auch in weiteren politischen Kreisen, namentlich in konservativen und klerikalen, davor gewarnt wurde, hat sich Spanien doch nicht den starken Einflüssen, die von Paris her geltend gemacht wurden, entziehen können. Das historische Recht, das Spanien seit der Vertreibung der Araber und Mauren von seinem Boden, auf Wiedervergeltung für ihre lange Herrschaft auf der Iberischen Halbinsel glaubte geltend machen zu dürfen und das die Grundlage der auf Eroberung Marokkos abzielenden Marokkopolitik Spaniens wurde, hat die Regierung dieses Landes endlich bewogen, Verträge mit Frankreich abzuschließen, die zwar nicht zu einem festen Schutz- und Trutzbündnis geführt haben, aber ein Zusammenwirken beider Mächte zum Zwecke der Erhaltung des Gleichgewichts im Mittelmeer und der Verfolgung ihrer beiderseitigen Interessen in Marokko veranlaßten, und gleiche Erwägungen haben die spanische Regierung auch bewogen, mit England Abmachungen zu treffen, die den gleichen Zwecken dienen. Auch damals, als mit diesen beiden Großmächten so enge Beziehungen angeknüpft und Verträge abgeschlossen wurden, fehlte es in Spanien nicht an warnenden Stimmen. Man meinte, Spanien würde, wenn es zur Erfüllung seiner Vertragspflichten einmal herangezogen werden sollte, nur der leidende Teil sein und nur dazu dienen müssen, der einen oder der andern Macht die Kastanien aus dem Feuer zu holen, ohne selbst nennenswerten Nutzen davon zu haben. Und schon jetzt wird von klarsehenden Politikern darauf hingewiesen, wie die Entwicklung der Dinge in Marokko die damals ausgesprochenen Befürchtungen bestätigt. Vorerst hat Spanien von dem Mandat, das es sich auf der Algeciraskonferenz hat übertragen lassen, nur Unannehmlichkeiten, Ärger und Kosten; wiederholt sind Konflikte zwischen den französischen und den spanischen Truppen eingetreten, die das freundliche Verhältnis zwischen beiden Mächten ernstlich bedrohten. Mit Recht fürchten Einsichtige noch viel größere Verstimmungen, wenn Spanien in lebhafterer Weise als bisher die Initiative ergriffe und seine Interessen in Marokko mit annähernd gleicher Tatkraft verfolgen wollte, wie es Frankreich dort bis jetzt getan hat.

Von England fürchten namentlich die Katalanen und mit ihnen alle wirtschaftlich tätigen Kreise Spaniens eine nicht minder große Ausbeutung und Schädigung als von Frankreich, vollends, wenn England sich entschließen sollte, Spanien finanziell zu unterstützen, ihm etwa zu helfen,

eine neue Flotte zu schaffen, die doch lediglich den Zweck haben würde, im Falle ernster Verwicklungen in Europa oder aus Anlaß Marokkos der englischen den Rücken zu decken und ihr sonst dienlich zu sein.

Nun glaubt die spanische Regierung zwar, den selbstsüchtigen politischen Bestrebungen und Absichten Frankreichs und Englands ein Gegengewicht schaffen zu können durch die Politik, die sie in Mittel- und Südamerika verfolgt und die darauf hinausläuft, mit diesen Staaten, die aus den einstigen Provinzen und Vasallenländern Spaniens hervorgegangen sind, und mit denen dieses durch die gleiche Sprache verbunden ist, ein enges Bündnis zu schließen. Ob das aber gelingt, und ob die südamerikanischen Staaten Spanien kräftige Unterstützung gewähren oder es können werden, wenn das einstige Mutterland in Schwierigkeiten gerät oder durch seine Freunde England und Frankreich zu sehr bedrängt oder ausgebeutet wird, das ist noch sehr zweifelhaft.

Ob also die ganze neuerdings eingeschlagene Richtung der äußeren Politik Spaniens diesem Lande irgendwelchen Nutzen bringen wird, das ist zum mindesten äußerst fraglich, und immer lauter werden die Stimmen, die das Verlangen stellen, die Regierung möge so rasch als möglich bemüht sein, diese verhängnisvollen Verträge zu lösen, sich unabhängig machen, um nicht durch diese Bande etwa in sehr kostspielige und gefährliche Unternehmen verwickelt zu werden.

Mit der Heirat König Alfons' XIII. hat indessen eine neue Epoche nicht nur für ihn, sondern auch, wenn nicht alle Anzeichen trügen, für Spanien begonnen, und noch ist nicht abzusehen, wie die Verhältnisse sich gestalten werden, wenn der junge König unter dem Einfluß seiner Gattin zu größerer politischer Selbständigkeit fortschreitet. Wollte er mit dem zurzeit herrschenden System brechen, die Reformen durchführen, die die öffentliche Meinung zum Wohle und Heile Spaniens für unbedingt notwendig erachtet, so würde das Gros des spanischen Volkes ihm zur Seite stehen, und er würde viele tatkräftige Männer finden, die geneigt sein würden, ihn zu unterstützen.

So hoffen wir denn, daß Spanien unter seinem jungen König einer neuen Zeit des Aufschwungs und Wohlstandes entgegengehen wird, um dann mit den andern Kulturmächten der Welt mitzuarbeiten an dem Kulturfortschritt der Menschheit.





